

meredith may



DER HONIG BUS

S. FISCHER



Meredith May

Der Honigbus

Aus dem amerikanischen Englisch
von Anette Grube

 | E-BOOKS

Inhalt

- Motto
- Schwarm
- Fluchtweg
- Der Honigbus
- Die geheime Sprache der Bienen
- Heimkehr
- Die Königin von Big Sur
- Der Bienenhalter
- Der falsche Großvater
- Die erste Ernte
- Alleinreisendes Kind
- Faulbrut
- Eltern ohne Partner
- Das soziale Insekt
- Heißes Wasser
- Bientanz
- Verstreuter Zucker
- Epilog
- Anmerkung der Autorin
- Dank
- Lesevorschläge

*So arbeiten die Honigbienen, Wesen,
Die von Natur aus für der Menschen Reiche
Ein Vorbild ordentlichen Waltens sind.*

*William Shakespeare, König Heinrich der Fünfte
(übersetzt von Erich Fried)*

Schwarm

1980

Eine Bienenlektion in Tapferkeit

Die Schwarmzeit kündigte sich immer über das Telefon an. Jedes Frühjahr erwachte das rote Wählscheibentelefon zum Leben, weil verzweifelte Anrufer Honigbienen in ihren Mauern, Kaminen oder Bäumen meldeten.

Ich verteilte Grandpas Honig auf meinem Maisbrot, als er aus der Küche kam, mit diesem schlitzohrigen Lächeln, das besagte, dass wir unser Frühstück wieder einmal würden stehenlassen müssen. Ich war zehn und hatte fast mein halbes Leben lang Bienenschwärme mit ihm eingefangen, deswegen wusste ich, wie es weitergehen würde. Er trank seinen Kaffee in einem Zug aus und fuhr sich mit dem Arm über den Schnurrbart.

»Wir haben wieder einen«, sagte er.

Dieses Mal stammte der Anruf von einem privaten Tennisclub, ungefähr eine Meile entfernt an der Carmel Valley Road. Als ich mich auf den Beifahrersitz seines klapprigen Pick-ups setzte, trat er mehrmals aufs Gaspedal, um ihn anzulassen. Schließlich sprang der Motor an, und wir fuhren kreischend aus der Einfahrt und wirbelten Kies auf. Er raste an den Schildern mit der Geschwindigkeitsbegrenzung vorbei, auf denen fünfundzwanzig stand, wie ich von Fahrten mit Granny wusste. Wir mussten uns beeilen, um den Schwarm zu erwischen, weil den Bienen womöglich einfallen könnte, woanders hinzufliegen.

Grandpa schlingerte auf das Gelände des Tennisclubs und trat neben einem Weidezaun auf die Bremse. Er stemmte sich mit der Schulter gegen die klemmende Tür und drückte sie ächzend auf. Wir traten in einen Minizyklon aus Bienen, ein laut brummender Tintenfleck am Himmel, der wie ein Vogelschwarm nach links und rechts abdrehte. Mein Herz raste mit ihnen, ängstlich und ehrfürchtig zugleich. Die Luft schien zu pulsieren.

»Warum tun sie das?«, rief ich über den Lärm.

Grandpa ging auf ein Knie und neigte sich zu meinem Ohr.

»Die Königin hat den Stock verlassen, weil es drin zu eng wurde«, erklärte er.
»Die Bienen sind ihr gefolgt, weil sie ohne sie nicht leben können. Sie ist die einzige Biene im Volk, die Eier legt.«

Ich nickte, um Grandpa zu zeigen, dass ich verstanden hatte.

Der Schwarm hatte sich einem Kastanienbaum genähert. Alle paar Sekunden löste sich eine Handvoll Bienen aus dem Schwarm und verschwand zwischen den Blättern. Ich trat näher, schaute hinauf und sah, dass sich die Bienen als Ball, ungefähr so groß wie eine Orange, an einem Ast sammelten. Mehr Bienen dockten an, bis die Kugel so groß wie ein Basketball war und pulsierte wie ein Herz.

»Die Königin ist dort gelandet«, sagte Grandpa. »Die Bienen beschützen sie.«

Als sich die letzten Bienen der Gruppe angeschlossen hatten, wurde es still.

»Warte beim Wagen auf mich«, flüsterte Grandpa.

Ich lehnte mich an die vordere Stoßstange und sah zu, wie er auf eine Stehleiter stieg, bis er mit dem Kopf auf gleicher Höhe mit dem Schwarm war. Dutzende Bienen krochen über seine nackten Arme, während er anfang, mit einer Säge den Ast abzusägen. In diesem Augenblick ließ ein Platzwart einen Rasenmäher an, die Bienen erschranken und flogen in Panik auf. Ihr Summen wurde zu einem durchdringenden Heulen, und sie schlossen sich zu einem engeren, schnellen Kreis zusammen.

»Verdammt nochmal!«, hörte ich Grandpa fluchen.

Er rief dem Platzwart etwas zu, und der Rasenmäher verstummte. Während Grandpa darauf wartete, dass sich der Schwarm erneut am Baum sammelte, spürte ich, wie mir etwas über den Kopf krabbelte. Ich langte hinauf und berührte Flaum, dann spürte ich, wie sich Flügel und kleine Beinchen in meinem Haar verfangen. Ich warf den Kopf hin und her, um die Biene abzuschütteln, aber sie verhedderte sich nur noch mehr und wurde verzweifelter, ihr Summen steigerte sich in die hohe Tonlage eines Zahnbohrers. Ich holte mehrmals tief Luft, um mich für das zu wappnen, von dem ich wusste, dass es kommen würde.

Als die Biene ihren Stachel in meine Haut bohrte, raste der brennende Schmerz von meiner Kopfhaut in meine Backenzähne, und ich biss die Kiefer zusammen. Ich tastete erneut hektisch mein Haar ab und erstickte einen Schrei, als ich eine zweite Biene darin fand, dann noch eine. Angst breitete sich weiter und weiter in meinem Brustkorb aus, als ich mehr pelzige Körper spürte, als ich zählen konnte, ein kleines Geschwader Honigbienen, die mit der gleichen Angst zu kämpfen hatten wie ich.

Dann roch ich Bananen – den Geruch, den Bienen verströmen, um nach Unterstützung zu rufen –, und ich wusste, dass ich angegriffen wurde. Ich spürte einen brennenden Stich an meinem Haaransatz, gefolgt von einem heftigen

Schmerz hinter dem Ohr, und ich ging auf die Knie. Ich wurde ohnmächtig, oder vielleicht betete ich auch. Ich dachte, dass ich womöglich sterben würde. Innerhalb von Sekunden hielt Grandpa meinen Kopf in den Händen.

»Versuch, dich ganz still zu halten«, sagte er. »Da sind noch fünf drin. Ich hole sie alle raus, aber vielleicht wirst du noch mal gestochen.«

Eine weitere Biene stach mich. Jeder Stich verstärkte den Schmerz, bis sich mein Kopf anfühlte, als würde er lichterloh brennen, und ich griff nach dem Autoreifen und hielt mich daran fest.

»Wie viele sind es noch?«, flüsterte ich.

»Nur noch eine«, sagte er.

Als es vorbei war, nahm mich Grandpa in die Arme. Ich legte meinen pochenden Kopf an seine Brust, die muskelbepackt war, weil er sein Leben lang fast fünfzig Pfund schwere Bienenstöcke voller Honig gehoben hatte. Er legte mir sanft die schwielige Hand in den Nacken.

»Schnürt sich dir die Kehle zu?«

Ich atmete so tief ein und aus, wie ich konnte. In meinen Lippen prickelte es seltsam.

»Warum hast du mich nicht gerufen?«, fragte er.

Ich hatte keine Antwort darauf. Ich wusste es nicht.

Meine Beine zitterten, und ich ließ mich von Grandpa zum Wagen tragen und auf die Sitzbank legen. Ich war früher schon gestochen worden, aber nie von so vielen Bienen auf einmal, und Grandpa machte sich Sorgen, dass mein Körper in einen Schockzustand fiel. Sollte mein Gesicht anschwellen, sagte er, müsste ich in die Notaufnahme. Er wies mich an zu hupen, sollte ich keine Luft mehr kriegen, und ich wartete, bis er den Ast fertig abgesägt hatte. Er schüttelte die Bienen in einen weißen Kasten aus Holz und trug ihn zur Ladefläche des Pick-ups, während ich die heißen Schwellungen auf meinem Kopf betastete. Sie waren fest und hart, und sie schienen größer zu werden. Ich hatte Angst, dass mein Kopf bald so aufgebläht wäre wie ein Kürbis.

Grandpa stieg ein und ließ den Motor an.

»Einen Moment«, sagte er, nahm meinen Kopf in die Hände und fuhr mit den Fingern über die Kopfhaut. Ich zuckte zusammen, als würde er Murmeln in meinen Schädel drücken.

»Einen habe ich übersehen«, sagte er und zog einen schmutzigen Fingernagel seitlich über meine Kopfhaut, um den Stachel zu entfernen. Er erklärte immer, dass es falsch war, den Stachel zwischen Daumen und Zeigefinger

herauszudrücken, weil er dann das gesamte Gift in den Stich abgab. Er hielt mir die Handfläche hin, um mir den Stachel mit der stecknadelgroßen Giftblase zu zeigen, die noch daran hing.

»Sie arbeitet noch«, sagte er und deutete auf das weiße Organ, das Gift pumpte und nicht wusste, dass seine Dienste nicht mehr gebraucht wurden. Es war ekelhaft und erinnerte mich an ein Huhn, das ohne Kopf herum lief, und ich rümpfte die Nase. Er warf ihn aus dem Fenster und schaute mich dann erfreut an, als hätte ich ihm gerade mein Zeugnis mit lauter Einsern gezeigt.

»Du warst sehr tapfer. Du bist nicht ausgerastet und so.«

Mein Herz schlug Räder in meinem Brustkorb, und ich war stolz auf mich, weil ich mich von den Bienen hatte stechen lassen, ohne wie ein Mädchen zu schreien.

Wieder zu Hause, stellte Grandpa den Kasten mit den Bienen neben seine Sammlung von einem halben Dutzend Bienenstöcken an den Zaun hinten im Garten. Der Schwarm gehörte jetzt uns und würde sich bald an sein neues Zuhause gewöhnen. Bienen flitzten bereits aus dem Eingang und flogen in kleinen Kreisen herum, um die neue Umgebung zu erkunden und sich Orientierungspunkte einzuprägen. In ein paar Tagen würden sie Honig produzieren.

Als ich zusah, wie Grandpa Zuckerwasser für sie in ein Einweckglas füllte, dachte ich darüber nach, dass er gesagt hatte, die Bienen würden der Königin folgen, weil sie ohne sie nicht leben konnten. Sogar Bienen brauchten ihre Mutter.

Die Bienen in dem Tennisclub hatten mich angegriffen, weil ihre Königin aus dem Stock geflüchtet war. Sie war verletzlich, und sie versuchten, sie zu beschützen. Verrückt vor Sorge, hatten sie das erste Ziel angegriffen, das sich ihnen in den Weg stellte – mich.

Vielleicht hatte ich deswegen nicht geschrien. Weil ich sie verstand. Bienen verhalten sich manchmal wie Menschen – sie haben Gefühle, und manche Dinge jagen ihnen Angst ein. Man sieht, dass es so ist, wenn man ganz stillhält und beobachtet, wie sie sich bewegen, ob sie auf der Wabe mühelos zusammenströmen wie Wasser oder ob sie zitternd darüber rennen, als würde es sie überall jucken. Bienen brauchen die Wärme einer Familie; eine einzelne Biene überlebt die Nacht wahrscheinlich nicht. Wenn ihre Königin stirbt, rennen Arbeiterbienen verzweifelt durch den Stock und suchen nach ihr. Das Volk schrumpft, und die Bienen werden mutlos und niedergeschlagen, kriechen

langsam durch den Stock, statt Nektar zu sammeln, schlugen die Zeit tot, bevor die Zeit sie umbringt.

Ich kannte das nagende Bedürfnis nach einer Familie. An einem Tag hatte ich eine, dann war sie über Nacht nicht mehr da.

Kurz vor meinem fünften Geburtstag ließen sich meine Eltern scheiden, und ich fand mich plötzlich an der anderen Küste wieder, in Kalifornien, beengt in einem Schlafzimmer mit meiner Mutter und meinem kleinen Bruder im winzigen Haus meiner Großeltern. Meine Mutter schlüpfte unter die Bettdecke und in eine endlos andauernde Melancholie, und mein Vater wurde nie wieder erwähnt. In der leeren Stille, die folgte, versuchte ich zu verstehen, was passiert war. Während meine Liste von Fragen an das Leben länger wurde, wusste ich nicht, wer sie mir beantworten würde.

Ich begann, Grandpa überallhin zu folgen, stieg morgens in seinen Pick-up und fuhr mit ihm zur Arbeit. So begann mein Unterricht bei den Bienen von Big Sur, wo ich lernte, dass ein Bienenstock um ein Prinzip kreiste – die Familie. Grandpa lehrte mich die verborgene Sprache der Bienen, die Bedeutung ihrer Bewegungen und Geräusche, das Unterscheiden zwischen den verschiedenen Gerüchen, die sie absondern, um mit Gefährtinnen aus dem Stock zu kommunizieren. Seine Geschichten über die Shakespeare'schen Plots in einem Volk, das die Königin absetzen will, und über die Hierarchie von Aufgaben trugen mich fort in ein geheimes Reich, wenn die Situation in meinem eigenen zu schwierig wurde.

Je mehr ich im Lauf der Zeit über die innere Welt der Honigbienen erfuhr, umso mehr verstand ich die äußere Welt der Menschen. Während meine Mutter tiefer in Verzweiflung versank, vertiefte sich mein Verhältnis zur Natur. Ich lernte, wie sich Bienen umeinander kümmern und hart arbeiten, wie sie demokratisch entscheiden, wo sie nach Futter suchen und wann sie schwärmen sollen, und wie sie für die Zukunft planen. Ihre Stacheln lehrten mich, was es heißt, tapfer zu sein.

Ich fühlte mich von den Bienen angezogen, weil ich ahnte, dass die Stöcke uralte Weisheiten enthielten und mich Dinge lehren würden, die meine Eltern mir nicht beibringen konnten. Von den Honigbienen, einer Spezies, die die letzten 100 Millionen Jahre überlebt hat, lernte ich durchzuhalten.

Fluchtweg

Februar 1975

Eine Bienenlektion in Umsiedelung

Ich habe nicht gesehen, wer sie geworfen hat.

Die Pfeffermühle flog in einem schrecklichen Bogen über den Esstisch und landete mit einer Explosion schwarzer Pfefferkörner auf dem Küchenboden. Entweder versuchte meine Mutter, meinen Vater umzubringen, oder umgekehrt. Es wäre möglich gewesen, hätte er oder sie besser gezielt, denn es war eine dieser schweren Mühlen aus dunklem Holz, länger als mein Unterarm.

Wenn ich hätte raten müssen, hätte ich auf Mom getippt. Sie ertrug das Schweigen in ihrer Ehe nicht mehr, und um seine Aufmerksamkeit zu erregen, warf sie nach ihm, was immer sich in ihrer Reichweite befand. Sie riss Vorhänge von der Stange, schleuderte Matthews Bausteine an die Wand und warf Geschirr auf den Boden, damit wir wussten, dass sie es ernst meinte. Auf diese Weise weigerte sie sich, unsichtbar zu werden. Es funktionierte. Ich lernte, den Rücken immer der Wand zuzuwenden und sie nicht aus den Augen zu lassen.

An diesem Abend verströmte ihr Körper die aufgestaute Wut in Wellen, ihre alabasterweiße Haut glühte rosa. Ein vertrauter Schrecken sammelte sich in meinem Bauch, während ich den Atem anhielt und die Tapete studierte, auf der sich Efeu um Kupferkessel und Nudelhölzer rankte. Ich hatte Angst, dass schon das leiseste Geräusch meinerseits den unsichtbaren weißglühenden Strahl zwischen meinen Eltern auf mich lenken und eine weiße Rauchwolke zurücklassen würde, wo zuvor ein fünfjähriges Mädchen gesessen hatte. Ich kannte diese Ruhe vor dem Sturm, dieses kurze Innehalten des erhobenen Bestecks vor dem verbalen Zusammenstoß. Niemand rührte sich, nicht einmal mein zwei Jahre alter Bruder, der erstarrt vor seinen Cheerios auf dem Hochstuhl saß. Dad legte ruhig die Gabel ab und fragte Mom, ob sie vorhabe, das Chaos aufzuräumen.

Mom ließ die Papierserviette in ihr unberührtes Abendessen fallen; wir aßen wieder einmal amerikanisches Chop Suey – ein billiger Mischmasch aus Hörnchennudeln, Rinderhack und was immer für ein Dosengemüse wir hatten, darüber Tomatensoße. Sie zündete sich ganz langsam eine Zigarette an und

blies Rauch in Dads Richtung. Ich rechnete damit, dass er wie üblich in seiner ganzen Größe vom Stuhl aufstehen, ins Wohnzimmer verschwinden und die Beatles so laut aufdrehen würde, dass er sie nicht mehr hören konnte. Doch an diesem Abend blieb er sitzen, verschränkte die Arme und starrte Mom durch den Rauch aus seinen kohlefarbenen Augen an. Sie stippte die Asche auf ihren Teller, ohne den Blick von ihm zu wenden. Er sah ihr zu, Ekel ins Gesicht graviert.

»Du hast versprochen aufzuhören.«

»Ich hab's mir anders überlegt«, sagte sie und inhalierte so tief, dass ich den Tabak knistern hörte.

Dad schlug auf den Tisch, dass das Besteck klimperte. Mein Bruder erschrak, dann fiel ihm das Kinn nach unten, und er atmete stoßweise, während er in ein Ganzkörperschreien ausbrach. Mom blies wieder Rauch in Dads Richtung und kniff die Augen zusammen. Meine Nerven hüpfen wie Wassertropfen in einer heißen Bratpfanne, während ich nervös mit den Fingern auf den Oberschenkel tippte und die Sekunden zählte, bis einer von beiden aufsprang. Als ich bei sieben war, bemerkte ich, wie sich Moms Mundwinkel zu einem sarkastischen Lächeln verzogen. Sie drückte die Zigarette in ihrem Teller aus, stand auf, ging um die Pfefferkörner und stapfte in die Küche. Ich hörte, wie sie mit Töpfen knallte und dann einen Deckel, der zu Boden fiel und ein paarmal klapperte, bevor er liegen blieb. Sie hatte etwas vor, und das war nie gut.

Mom kehrte mit einem heißen, dampfenden Topf an den Tisch zurück. Sie hob ihn über den Kopf, und ich schrie auf, weil ich Angst hatte, dass sie Dad verbrühen würde. Er schob seinen Stuhl zurück, stand auf und forderte sie heraus, den Topf zu werfen. Mir drehte sich der Magen um, als hätten sich der Tisch und die Stühle plötzlich vom Boden erhoben und kreisten so schnell wie ein Teetassenkarussell.

Ich schloss die Augen und wünschte mir eine Zeitmaschine, die mich in das Jahr zuvor zurückbringen würde, als meine Eltern noch miteinander redeten. Wenn ich nur genau den Zeitpunkt festmachen könnte, als alles schiefging, könnte ich es irgendwie richten und diesen Tag verhindern. Vielleicht würde ich ihnen die vergessene Schachtel mit Dias im Keller zeigen, den Beweis, dass sie sich einmal geliebt hatten. Als ich die kartongefassten Quadrate zum ersten Mal ins Sonnenlicht hielt, sah ich, dass Moms Gesicht einst gelacht hatte, und sie hatte kurze Kleider und glänzende weiße Stiefel getragen und Zigaretten durch einen langen Stab geraucht wie ein Filmstar. Sie hatte noch immer den kurzen Haarschnitt, aber damals war das Rot einen Ton heller gewesen, und ihre Augen

wirkten grüner. Auf jedem Dia lächelte Mom oder zwinkerte Dad über die Schulter zu. Er machte die Fotos, kurz nachdem sie ihm aufgefallen war, als sie sich für Kurse am Monterey Peninsula College einschrieb. Er lud sie zu einer Autofahrt die Küste hinunter nach Big Sur ein.

Er hatte sie im Sommer schon auf ein paar Partys gesehen. Sie war diejenige mit dem lauten Lachen, die Witzige, die naturgegeben immer ein Publikum im Schlepptau hatte. Er bemerkte, wie mühelos sie sich unter Fremden bewegte, und das holte meinen stillen Vater aus der Ecke. Er war dazu erzogen worden, nur etwas zu sagen, wenn jemand ihn ansprach, und studierte die Leute, bevor er sich entschloss, mit ihnen zu reden. Das umgab ihn in den Augen meiner Mutter mit einem kleinen Geheimnis, und sie fühlte sich herausgefordert, den großen Fremden mit dem dramatisch spitzen Haaransatz und den rauchigen Augen aus sich herauszuholen. Als er ihr von seinem Plan erzählte, zur Marine zu gehen und ins Ausland zu reisen, war Mom, die noch nie außerhalb von Kalifornien gewesen war, restlos begeistert.

Sie heirateten 1966, und nach vier Jahren stationierte die Marine sie in Newport, Rhode Island, wo Matthew und ich geboren wurden. Nach dem Militärdienst arbeitete Dad als Elektroingenieur und entwickelte Maschinen, die andere Maschinen justierten. Mom ging mit uns zum Metzger und zum Lebensmittelladen und sorgte dafür, dass um fünf das Abendessen auf dem Tisch stand. Nach außen wirkte unser Leben geordnet, organisiert, auf dem richtigen Weg. Wir lebten in einem holzverschalten Reihenhaushaus, mein Bruder und ich hatten jeweils ein eigenes Zimmer im ersten Stock, verbunden von einer Spur Lincoln-Bauklötzchen, Pinnwandnadeln und bunten Plastelinklumpen, die wir fallengelassen hatten. Dad hingte auf der Veranda vor dem Haus eine Schaukel auf, und wir spielten mit den Nachbarskindern, die in den drei identischen Häusern neben unserem wohnten. Am Wochenende kam Dad morgens in mein Zimmer, und wir betrachteten die Wolken, die an meinem Schlafzimmerfenster vorbeizogen, identifizierten Dinosaurier, Pilze und fliegende Untertassen. Vor dem Einschlafen las er mir aus *Grimms Märchen* vor, und obwohl jede Geschichte mit einem gewaltsamen Tod endete, hielt er mich nie für zu jung, solche Dinge zu hören.

Es schien, als wären wir glücklich, doch die Ehe meiner Eltern bröckelte bereits.

Ich denke, dass sie anfänglich versuchten, ihre Zwistigkeiten beizulegen, doch schließlich vervielfachten sich ihre Meinungsverschiedenheiten und breiteten sich

aus wie ein Krebsgeschwür, bis sie in einem großen Streit gefangen waren. Moms Geschrei drang jetzt durch die Mauern, die wir mit den Nachbarn gemeinsam hatten, und ihre Probleme waren zweifellos öffentlich geworden.

Ich öffnete die Augen und sah Mom dastehen, bereit, den Topf mit amerikanischem Chop Suey zu werfen. Ihrer beider Drohungen flogen wie Pfeile hin und her, hin und her, sein zurückhaltender monotoner Tonfall vermischte sich mit ihrem immer höheren Falsett, bis ihre Worte in meinen Ohren zu einem lauten Klingeln verschmolzen. Ich versuchte es zu verscheuchen, indem ich leise »Yellow Submarine« summt. Es war das Lied, das Dad und ich gemeinsam sangen, wobei wir uns Kochlöffel als Mikrophone vor den Mund hielten. Damals, als Musik noch unser Haus erfüllte. Dad nahm alle Beatles-Songs im Radio oder von Schallplatten auf Tonbänder auf, die er in knochenfarbenen Plastikgehäusen im Bücherregal aufbewahrte, aufgereiht wie Zähne. Er hörte die Bänder auf seinem Tonbandgerät, und in letzter Zeit zog er »Maxwell's Silver Hammer« vor, das Lied, in dem ein Mann seine Feinde totschießt, er drehte es im Wohnzimmer auf volle Lautstärke, bis Mom ihm unweigerlich sagte, er solle den Krach leiser stellen.

Ich war ungefähr in der Mitte der zweiten Strophe, als ich sah, wie sie den Arm hob und sich der Griff des Topfs wie in Zeitlupe aus ihrer Hand löste. Dad duckte sich, und der Rest unseres Abendessens flog durch die Luft und klatschte gegen die Wand, an der er hinunterglitt und einen schmierigen Streifen hinterließ. Er sammelte sich am Boden zwischen den Pfefferkörnern. Dad hob den Topf neben seinem Fuß auf und stand am ganzen Körper zitternd da. Er knallte den Topf auf den Tisch und dachte nicht daran, ihn auf die Warmhalteplatte zu stellen, wie von ihm erwartet wurde. Matthew jammerte jetzt, hob die Arme, weil er aus dem Stuhl gehoben werden wollte, und Mom ging zu ihm, als wäre nichts passiert. Sie schaukelte Matthew und wisperte ihm ins Ohr, er solle still sein, den Rücken Dad und mir zugewandt. Dad drehte sich um und flüchtete auf den Dachboden, wo er die Nacht damit verbrachte, Morsezeichen in sein Amateurfunkgerät zu tippen und sich mit höflichen Fremden zu unterhalten.

Ich fragte nicht, ob ich aufstehen durfte. Ich rannte zur Treppe, nahm zwei Stufen auf einmal, lief in mein Zimmer und knallte die Tür zu. Ich riss die Tagesdecke mit dem Flintstones-Muster vom Bett und zog sie unter mein Hüpfpferd. Es war aus Plastik und stand auf vier Sprungfedern – eine unter jedem Lauf. Ich drückte mit den Füßen gegen seinen mit Filz bezogenen Bauch, bis ich einen beruhigenden Rhythmus gefunden hatte. Dann schob ich meine

schulterlangen Haare über die Augen, schloss die Realität aus, so dass ich fast glauben konnte, ich wäre sicher im Inneren eines gelben Unterseeboots, unter der Wasseroberfläche, allein und so weit unten, dass ich keine Stimmen mehr hören konnte.

Obwohl ich nicht verstand, warum meine Eltern so oft stritten, wusste ich zuinnerst, dass sich etwas Bedeutsames in unserem Haus veränderte. Dad gebrauchte seine Wörter nicht mehr, und Mom benutzte zu viele. Ich versuchte, mir einen Reim darauf zu machen, indem ich Informationen sammelte, wann immer meine Patentante Betty vorbeikam, wenn Dad auf der Arbeit war. Mom und Betty saßen auf der Couch und sprachen über alles Mögliche, während Betty mit meinen Haaren spielte. Matthew hielt seinen Mittagsschlaf, und ich saß auf dem Boden zwischen ihren Beinen, so dass Betty hinunterlangen und geistesabwesend lange Strähnen meines braunen Haars um ihre Finger wickeln konnte. Sie verdrehte meine Locken zu verknoteten Schlangen und entrollte sie wieder, immer wieder, während sie und Mom ihre Probleme bearbeiteten. Verdrehen, ziehen, loslassen. Verdrehen, ziehen, loslassen. Es fühlte sich an, als würde ein heftiges Jucken gekratzt, wie eine prickelnde Kopfmassage, die manchmal solange dauerte, wie sie brauchten, um eine Schachtel Zigaretten zu rauchen.

Sie verplauderten die Nachmittage, und ich war so still, dass sie mich vergaßen und über Dinge diskutierten, die ich wahrscheinlich nicht hätte hören sollen. Vor allem erfuhr ich, dass Männer eine Enttäuschung waren. Dass sie dir den Himmel auf Erden versprochen und dann nicht genügend Geld für Lebensmittel nach Hause brachten. Ich hörte Mom sagen, dass Dad vielleicht seine Stelle verlieren würde, weil sein Chef sich »gesundschrumpfen« wollte.

»Entlassungen?«, sagte Betty. *Verdrehen, ziehen, loslassen.*

»Offenbar«, sagte Mom. »Sie werfen alle jungen Ingenieure raus.«

»Ach du meine Güte.«

»Du sagst es.«

»Was wirst du tun?« *Verdrehen, ziehen.*

»Keine Ahnung.«

Betty zog noch einmal an meinen Haaren und ließ sie von ihrem Zeigefinger gleiten. Ich blieb reglos wie eine Statue sitzen, ganz Ohr. Sie schwiegen eine Weile, und Betty ging dazu über, mir den Kopf zu massieren, Kaulquappen der Ekstase schlängelten sich meinen Nacken hinunter. Mom stand auf und holte zwei weitere Dosen mit Limonade aus dem Kühlschrank, riss sie am Ring auf und

reichte Betty eine. Dann ließ sie sich wieder auf die Couch fallen und legte die Füße auf die durchhängende Ottomane. Sie seufzte so schwer, dass es sich anhörte, als würde alle Luft aus ihr entweichen.

»Ehrlich, Betty, ich glaube nicht, dass es mit der Ehe weit her ist. Ich bin neunundzwanzig und fühle mich wie zweiundneunzig.«

Betty bewegte die schweren Beine, löste sie vom Kunstleder der Couch und streckte sie aus. Sie versuchte, sich nach vorn zu neigen, kam jedoch mit den Händen gerade bis zu den Knien. Sie stöhnte vor Anstrengung und lehnte sich wieder zurück. Sie schob den Vorhang zur Seite und schaute aus dem Fenster.

»Glaubst du etwa, dass es der Himmel auf Erden ist, allein zu sein?«

Mom blies Rauch aus einer Seite des Mundes und ließ die Kippe in eine leere rosa Limonadendose fallen, wo sie zischend erlosch. »Jedenfalls geht es nicht mehr«, sagte Mom. »Ich würde gern mit dir tauschen.«

Betty wandte sich ihr zu und schaute Mom direkt an, um sicher zu sein, dass sie ihre ganze Aufmerksamkeit hatte. »Manchmal bin ich sehr einsam.«

»Besser allein und einsam als verheiratet und einsam.«

Betty zog eine Augenbraue in die Höhe, als wollte sie einen Beweis für die Aussage. Mom entschied sich für Beweisstück A – sie war mit mir im Buggy von einem Spaziergang zurückgekehrt, und Dad hatte ihr aus einem Fenster im ersten Stock zugeschrien, sie solle sich beeilen. Voller Angst, dass mit Matthew etwas passiert war, ließ sie mich im Buggy auf dem Gehweg stehen, stürzte ins Haus und rannte hinauf, nur um herauszufinden, dass es sich bei der Krise um eine Windel handelte, die gewechselt werden musste.

Mom schlug einen empörten Tonfall an. »Sollten sich nicht beide gleichermaßen an der Versorgung der Kinder beteiligen?«

Betty stieß einen leisen mitfühlenden Pfiff aus. Ich hätte gern gefragt, ob Mom wieder herausgekommen war, um mich von der Straße zu holen, aber ich wusste, dass es nicht der richtige Zeitpunkt war, sie daran zu erinnern, dass ich zuhörte.

»Betty, glaub mir. Heirate nie, ohne vorher eine entscheidende Frage zu stellen.«

Bettys Finger hielten in meinen Haaren inne, als sie auf das Geheimnis ehelicher Wonnen wartete.

»Frag, ob er gewillt ist, die Windeln zu wechseln. Je nach Antwort wird er dich als gleichberechtigt oder als Angestellte behandeln.«

Ich hob den Kopf wie eine Katze, um Betty an ihren Job zu erinnern. Ihre Finger fassten mechanisch nach einer Strähne und wickelten sie zu einem

Knoten. Ich wusste, dass ich nichts von dem, was auf der Couch gesprochen wurde, wiederholen durfte. Es war mir nicht ganz geheuer, sie zu belauschen, aber ich mochte die Kopfmassage zu sehr, um darauf zu verzichten.

Ich musste unter dem Hüpfpferd eingeschlafen sein, denn ich erinnerte mich nicht daran, wie ich ins Bett gekommen war, als Mom mich aus dem Schlaf riss, weil sie die Zimmertür so heftig aufstieß, dass sie gegen die Wand knallte. Sie zerrte die Kommodenschubladen auf und warf meine Kleider in einen weißen Koffer mit seidigem orangefarbenem Futter. Ich setzte mich auf und versuchte, sie zu fixieren, doch sie bewegte sich so schnell, dass ich sie nur verschwommen wahrnahm.

»Fünf Minuten«, sagte sie und stand kurz still. »Ich hole jetzt deinen Bruder. Wenn ich zurückkomme, bist du angezogen.«

Mom flitzte aus dem Zimmer. Draußen war es dunkel. Mein Körper fühlte sich an, als wäre er aus Beton, und ich wollte nicht hinaus in die Kälte. Mom hatte das schon öfter getan. Sie weckte uns mitten in der Nacht, steckte uns hastig in Schneehosen, setzte uns Mützen auf und zog uns Fäustlinge an, rannte die Treppe hinunter und schrie, dass sie fortgehen würde. Dad ließ sie durchs Haus laufen und packen, bis sie erschöpft war, dann brachte er sie dazu, sich neben ihn auf die Couch zu setzen und zu reden. Er hatte eine leise beruhigende Stimme, und Mom klang wie ein zu lauter Fernseher. Ich hörte von oben auf der Treppe zu, bis sie nicht mehr schrien und ich sie schniefen hörte, das Signal, dass der Streit vorbei war und alle wieder ins Bett gehen und weiterschlafen konnten.

Ich entschied, dieses Mal zu warten. Als sie mit Matthew auf der Hüfte wieder in der Tür stand, saß ich noch immer wie ein Fragezeichen im Bett.

»Wohin gehen wir?«

»Nicht jetzt, Meredith. Ich bin nicht in der Stimmung.«

Mit meinem Bruder auf einem Arm zog sie mir mit dem anderen den Schlafanzug aus und steckte mich in meine Kleider. Mom schob mich zur Tür, als ich mich umdrehte.

»Kann ich Morris mitnehmen?«

Morris war eine rosa Stoffkatze mit einem Rock, die meine Eltern in einem Drugstore gekauft hatten, als sie nach meiner Geburt von dem Marinekrankenhaus nach Hause fuhren. Ich hatte sie Morris getauft nach der Katze in einer Fernsehwerbung, und sie war mein wertvollster Besitz. Ich war in letzter Zeit so abhängig von ihr geworden, dass ich nicht einschlafen konnte,

wenn ich sie nicht im Arm hatte. Mom nickte, und ich suchte zwischen den Laken und fand sie, nur Sekunden, bevor Mom mich am Handgelenk aus dem Zimmer zog.

Als sie mir in der Diele in den Mantel half, ging Dad niedergeschlagen mit hängenden Schultern an uns vorbei. Er öffnete die Haustür und trat hinaus in die eisige Luft. Ich lief zum Wohnzimmerfenster und sah zu, wie er im Licht der Veranda den Volvo anließ. Sein Atem kam in silbernen Wölkchen, als er das Eis von der Windschutzscheibe kratzte. Er legte den Koffer in den Kofferraum und setzte sich auf den Fahrersitz, während Mom Matthew im Kindersitz festschnallte und dann zurückkam, um mich zu holen. Ich drückte Morris fester an mich und rieb mein Kinn am weichen Flausch seiner rosa Ohren.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich wieder, dieses Mal leiser. Mom zog den Reißverschluss meiner dicken Jacke zu und legte mir die Hände auf die Schultern.

»Kalifornien. Zu Granny und Grandpa.«

Ihre Stimme zitterte, doch sie zwang sich zu einem Lächeln, und meine Stimmung heiterte sich ein kleines bisschen auf. Im Sommer zuvor hatten uns Granny und Grandpa besucht, und weil sie Gäste waren, hatte es eine ganze Woche lang keinen Streit in unserem Haus gegeben. Grandpa und Dad waren mit mir zum Strand gegangen und hatten mir das Bodysurfen beigebracht, ich ließ mich von den Wellen hochheben, in die zischende Brandung schleudern und auf dem Bauch weitergleiten, bis ich im Sand stoppte. Grandpa setzte mich auf seine Schultern und grub mit den Zehen braune Venusmuscheln aus dem Schlamm, zeigte mir die Spuren von Spritzern, wo die Muscheln Luft ansaugten. Wir brachten einen ganzen Eimer voll davon nach Hause und brachen sie in der Küche für das Abendessen auf. Vielleicht gab es in Kalifornien auch Venusmuscheln.

Im Auto wandte sich Mom von Dad ab und zeichnete mit dem Finger feuchte Linien auf das beschlagene Fenster. Matthew schlief wieder ein, den Kopf mir zugeneigt, das hellbraune Haar fiel ihm über die Augen, und seine kleinen roten Lippen pusteten Luft aus. Im Gegensatz zu mir, die ich schreiend auf die Welt gekommen war, wurde mein Bruder geboren, blinzelte zweimal und lächelte. Mom sagte immer, ich hätte offenbar die ganze Aufgeregtheit aufgebraucht und ihm nichts davon übrig gelassen. Es stimmte; Matthews Seele war ruhig und vertrauensvoll. Er war ein Junge, der jedem Gutherzigkeit unterstellte. Welcher Dreijährige lächelt schon, wenn man ihm eine Süßigkeit aus der Hand nimmt, weil

er darauf vertraut, dass das Spiel für ihn mit etwas noch Besserem enden wird? Ich spürte Matthews Vertrauen in die Menschheit, wenn sich seine Hand um meinen Zeigefinger schloss und er in schwankendem Gleichschritt neben mir ging, überzeugt, dass ich ihn nicht stürzen lassen würde. Er folgte mir überall hin, pflückte Wörter aus meinen Sätzen und wiederholte sie wie mein ganz persönlicher Backgroundsänger. Wegen dieser Dinge liebte ich ihn leidenschaftlich, auch wenn er kein großer Gesprächspartner war. Doch er wusste ein Wort, das mich mein Leben lang an ihn binden wird. Wann immer er erwachte und mich in sein Zimmer kommen sah, stand er auf und streckte die dicke Seesternhand nach mir aus.

»Mare-miss!«, rief er.

Ich hatte einen Superfan, und seine grenzenlose Liebe gab mir ein Gefühl großer Bedeutung.

Dad betätigte die Gangschaltung mit großer Wucht, und ich zog die Beine an die Brust, schlang die Arme darum und wiegte mich auf dem Rücksitz vor und zurück und wünschte inständig, einer von ihnen würde etwas sagen. Mom sprach während der neunzigminütigen Fahrt zum Flughafen von Boston nur ein einziges Mal; sie bat Dad, einen Umweg über Fall River zu fahren, damit sie sich kurz von einer Freundin verabschieden konnte. Als wir endlich auf den Parkplatz des Flughafens fuhren, ging plötzlich alles zu schnell. Türen öffneten sich und fielen zu. Wir hasteten schweigend dahin. Als wir zwischen den Glasscheiben einer Drehtür standen, hatte ich das Gefühl, als würde ich in einen Brunnen fallen. Ich verstand nicht, was passierte, abgesehen davon, dass es etwas Großes war und ich nicht danach fragen sollte. Ich fasste nach Moms Hand und hielt mich fest.

Dad kaufte unsere Tickets und gab der Frau hinter dem Schalter unseren Koffer, und ich sah zu, wie er auf einem Förderband davonglitt und durch eine Öffnung in der Wand verschwand. Als wir zum Gate kamen, ging Dad mit mir zum Fenster und deutete auf das Flugzeug, mit dem wir zu Granny und Grandpa fliegen sollten. Es schimmerte im Morgenlicht, ein geschmeidiger Vogel mit ausgestreckten Flügeln, und ich spürte etwas in mir flattern und stellte mir vor, wie wir darin abheben würden. Ich bombardierte Dad mit Fragen – wie hoch würde das Flugzeug fliegen, wie konnte es in der Luft bleiben, würde er neben mir sitzen? Als es an der Zeit war, einzusteigen, ging Dad auf die Knie und drückte mich so fest an sich, dass ich spürte, wie er zitterte.

»Sei ein braves Mädchen«, sagte er und zwang sich zu lächeln. »Ich hab dich lieb.«

Mein Körper wurde plötzlich kalt. Ich spürte, wie etwas in meinem Bauch riss, als Dad auf einen Stuhl sank und Mom mich zu der Tür zerrte, die zum Flugzeug führte. Es war nicht richtig. Dad sollte mit uns kommen. Mom zog mich am Arm, als ich mich in die entgegengesetzte Richtung stemmte, nicht gewillt, einen weiteren Schritt ohne Dad zu tun.

»Komm SCHON«, schnaubte sie.

»Was ist mit Dad?«, wollte ich wissen und gab nicht nach. Aber sie war stärker, und ich musste zwangsläufig in ihre Richtung hüpfen, während ich gegen ihr Gewicht kämpfte.

»Mach keine Szene.«

Ich wurde schlapp. Die Gespräche um mich herum hörte ich nur noch gedämpft, als wäre ich unter Wasser. Ich sagte nichts mehr, als ich in den überdachten Gang gezogen wurde, und als ich zurückschaute zu Dad, versperrten mir zu viele Menschen die Sicht. In meinem Kopf drehte sich alles, als mich Mom den Gang entlang zu einem Fensterplatz steuerte, wo ich die Stirn gegen das kalte Oval drückte, bis ich eine große Gestalt mit tintenschwarzem Haar in kariert Hose hinter der Glasscheibe des Gebäudes entdeckte. Dad sah aus, als wäre er in einem Fernseher. Ich hob die Hand, aber er sah mich nicht. Er rührte sich nicht von der Stelle, als das Flugzeug losfuhr. Ich schaute ihn unverwandt an, und er wurde immer kleiner, und dann drehte das Flugzeug ab.

Während des Flugs blies Mom Rauch gegen das herausklappbare Tablett vor ihr und kratzte zitternd an ihrem kupferfarbenen Nagellack herum. Sie schien zu zerfallen. Ich blickte immer wieder verstohlen zu ihr, während ich vorgab, in dem Malbuch zu zeichnen, das mir die Stewardess gegeben hatte. In meinen Augen sah Mom noch immer hübsch aus, doch in dem Lichtkegel von oben wirkte ihre Haut grau. Zu Hause hatte sie auf sich geachtet und war nie aus dem Haus gegangen, ohne zuvor ihre Sommersprossen mit einer beigefarbenen Creme zu verdecken und schimmernden blauen Lidschatten aufzutragen. Ich schaute ihr bei diesem Ritual gern zu und mochte die Utensilien, die sie dabei benutzte. Einen Föhn, der ihr kurzes lockiges Haar bauschte, dicke Pinsel, um rosa Puder auf den Wangen zu verteilen, und diese Zange, mit der sie ihre Wimpern aufbog. Manchmal ließ sie mich einen Lippenstift aus Dutzenden im Bad aussuchen. Der letzte Touch war eine Wolke duftenden Sprays um ihren Kopf, damit ihre Frisur an Ort und Stelle blieb.

»Es macht nichts, wenn du ein bisschen pummelig bist, solange du ein hübsches Gesicht hast«, sagte sie und schob sich goldene Ringe durch die

Ohrläppchen. Sie verließ das Haus nie ohne ihre Filmstar-Sonnenbrille, zwei braune Kreise, so groß wie Untersetzer.

Mom hatte ein paar Rollen um die Taille, aber ihre Beine waren schlank. Sie versteckte ihre Figur unter stark und bunt gemusterten Kleidern. Die Kleider hörten über dem Knie auf, und sie sah aus wie ein Blumenstrauß auf zwei Stielen. Ich fand sie schön. Am liebsten sah ich ihr zu, wenn sie Schuhe auswählte. Auf dem Boden ihres Schrankes stand eine ordentliche Reihe Stöckelschuhe in allen Farben des Regenbogens, die Spitzen zeigten nach innen. Ich durfte ihre Sachen nicht anrühren, doch ich bewunderte ihre Schuhe und stellte mir vor, wie ich aufrecht wie eine Dame den Gehweg entlang zu meiner erwachsenen Arbeit ging. Wenn sie ausgehbereit war, drehte sie sich vor dem Spiegel nach links und rechts und fragte mich, ob sie dick aussah. Ich sagte immer nein, aber sie schien jedes Mal enttäuscht, wenn sie ihr Spiegelbild betrachtete.

Mindestens einmal im Monat putzte sie sich heraus, um zum Vanderbilt-Haus zu gehen. Der hoch aufragende »Sommersitz« aus Kalkstein hatte siebzig Zimmer, sah aus, als wären sechs Häuser zusammengeschoben worden, und stand auf einer Klippe, die auf den Atlantik hinausging. Es war fünf Minuten mit dem Auto von unserem Haus entfernt, und wir betraten das Gelände durch ein gusseisernes Tor, Moms Kleid raschelte leise, und hinter ihr schwebte eine Wolke Charlie-Parfüm. Sie schob Matthew im Kinderwagen an Hecken vorbei, die zu mathematisch präzisen Dreiecken geschnitten waren, der feine Kies knirschte unter unseren Füßen. Wir machten nie eine Besichtigungstour mit, doch wir hatten eine Lieblingsbank, von der aus Mom die Fenster im obersten Stockwerk sehen konnte. Mein Bruder hob Kieselsteine für mich auf, die ich in die Springbrunnen im Garten warf, und sie beobachtete die Fenster und hoffte, einen Blick auf einen der Erben werfen zu können, die angeblich im Dachgeschoss lebten.

Mom war vollständig versunken während dieser Besuche, als wollte sie sich mit Opulenz vertraut machen, damit sie bereit wäre, wenn der Wohlstand endlich einträfe. Sie las Bücher mit Pygmalion-Plots über ganz normale Leute, die aus Obskurität zu Größe aufstiegen, mochte Filme, in denen versteckte Schätze geborgen wurden, und jede Art von Spielshows. Mom war eine Träumerin ohne Plan, und als die Jahre vergingen, ohne dass sie sich vom Aschenputtel in eine Prinzessin verwandelte, fühlte sie sich um die Grandezza betrogen, die ihr ihrer Ansicht nach zustand, und war zunehmend enttäuscht von meinem Vater, weil er

sie ihr nicht bieten konnte. Sie wartete ständig darauf, dass ihr das Leben endlich begegnete, und wurde immer verwirrter, da sie nicht verstand, warum es nicht passierte.

Das Flugzeug sackte kurz ab, als es auf Thermik stieß, und ich warf Mom einen weiteren verstohlenen Blick zu. Sie schien schläfrig, ihre Augen waren offen, aber ausdruckslos. Zusammengeballte Taschentücher lagen in ihrem Schoß, und schwarze Schminke lief ihre Wangen hinunter, verschmiert an den Stellen, wo sie versucht hatte, sie wegzuwischen, so dass sie aussah wie blaue Flecken. Hin und wieder stieß sie einen langen tiefen Seufzer aus, der sich anhörte, als würde sie alle Luft ausatmen. Ich tätschelte ihren Arm, und sie legte gedankenverloren die Hand auf meine. Ich wollte fragen, warum Dad nicht mit uns gekommen war, aber ich wusste, dass sie mir keine Antwort geben würde. Obwohl sie neben mir saß, waren ihre Gedanken ganz woanders. Ich öffnete den Metalldeckel des Aschenbechers in der Armlehne zwischen uns und klappte ihn wieder zu – auf, zu, auf, zu – in der Hoffnung, das Geräusch würde sie so irritieren, dass sie etwas sagen, mich ermahnen musste, damit aufzuhören.

Wenn Mom nur etwas sagen würde. Ich wünschte, sie würde weinen oder schreien oder etwas werfen, um mir zu signalisieren, dass alles noch beim Alten war. Doch sie war unheimlich still, und das jagte mir Angst ein. Bei einem Ausbruch wüsste ich wenigstens, was sie beschäftigte. Schweigen war nicht ihr Stil, und das hieß, dass etwas Ernstes geschehen war. Ich schmeckte die Angst in der Kehle, einen bitteren Geschmack wie von verbrannten Walnüssen.

Ich versuchte, auf sie aufzupassen, aber schließlich schläfernte mich das Motorengeräusch in der Kabine ein. Ich träumte, dass sich neben meinen Füßen ein kleiner offener Behälter im Boden des Flugzeugs befand, aus dem ein langer Hebel ragte. Ich öffnete Matthews Sicherheitsgurt, stopfte ihn in die Öffnung und betätigte den Hebel. Zischender Dampf stieg auf, und als ich den Hebel losließ, war Matthew zu einem Totem aus blauem Glas geworden, ungefähr so groß wie eine Limonadendose. Er war darin gefangen, und ich hörte ihn schreien, dass er herausgelassen werden wollte. Ich steckte ihn in meine Tasche und versprach ihm, dass ich ihn wieder in einen Jungen verwandeln würde, aber bis wir bei Granny und Grandpa angekommen wären, wäre er so am sichersten.

Meine Intuition sagte mir, dass ich meinen kleinen Bruder beschützen musste. Während des Flugs spürte ich, dass sich Mom von uns zurückzog. Ich spürte, dass sie entglitt, konnte es jedoch nicht in Worte fassen, es war eine Veränderung, die sich so unmerklich vollzog, dass man sie erst wahrnehmen

konnte, nachdem sie abgeschlossen war. Als wir landeten, war ihr Blick leer, und sie sah durch mich hindurch. Irgendwo zehntausend Meter über der Mitte Amerikas hatte sie es aufgegeben, eine Mutter zu sein.

Der Honigbus

Der nächste Tag – 1975

Eine Bienenlektion in Zauberei

Granny erwartete uns im Monterey Peninsula Flughafen. Sie stand da mit verschränkten Armen, in einem Wollrock und einer gestärkten Bluse mit hohem Kragen und Puffärmeln. Ihr gelbbraunes Haar war zu friseursalonstarren Wellen gelegt, und ein durchsichtiges Plastikkopftuch, unter dem Kinn gebunden, schützte ihre Frisur vor den Elementen. Sie war ein Ausrufezeichen perfekter Haltung, überragte die Masse der Reisenden mit weniger guten Manieren, die ihre Verwandten schamlos in aller Öffentlichkeit küsst. Sie verfolgte unsere Ankunft durch eine Cat-Eye-Brille, die Lippen zu einer schmalen Linie zusammengekniffen. Als Mom sie sah, stieß sie einen gequälten Schrei aus und wollte Granny in die Arme fallen, als diese ein zusammengeknülltes Taschentuch aus dem Ärmel zog und es Mom hinhielt, um eine peinliche Szene zu vermeiden. Mom nahm es und blieb stehen, unsicher, was sie tun sollte. Granny hielt sich an Benimmregeln, und man heulte nicht in der Öffentlichkeit.

»Setzen wir uns«, sagte Granny leise, fasste Mom am Ellbogen und führte sie zu einer Reihe harter Plastikstühle. Mom putzte sich die Nase und schluckte Schluchzer hinunter, während Granny leise glucksende Laute von sich gab und ihr den Rücken rieb. Ich stand verlegen daneben, schaute zu und versuchte gleichzeitig, nicht hinzusehen. Granny gab mir und Matthew jeweils ein 25-Cent-Stück aus ihrer Geldbörse und deutete auf eine Reihe Stühle mit kleinen, auf die Armlehnen montierten Schwarzweißfernsehern. Hoherfreut liefen wir zu den Stühlen und sahen fern, während Mom und Granny ein »sehr wichtiges Gespräch« führten. Matthew und ich drängten uns zu zweit auf einen Stuhl, warfen die Geldstücke ein und drehten so lange am Knopf, bis wir einen Zeichentrickfilm fanden.

Als Granny und Mom endlich aufstanden, waren wir die letzten Personen in der Halle. Granny kam zu uns, und ich richtete mich instinktiv auf. »Eure Mutter ist nur müde«, sagte sie und neigte sich vor, um mich auf die Wange zu küssen. Sie roch nach Lavendelseife.

Matthew und ich saßen auf der Ladefläche des Kofferraums von Grannys senfgelbem Kombi, weit genug von Granny und Mom entfernt, um nicht hören zu können, was sie sprachen. Ich sah aus dem Heckfenster zu, wie Kalifornien an uns vorbeiglitt. Es war Februar, doch seltsamerweise lag kein Schnee. Wir fuhren über braune Hügel, auf denen Pferde-Ranches standen, und einen steilen Hang mit Haarnadelkurven hinauf. Der Wagen ächzte vor Anstrengung, und mir sank das Herz, als mir klar wurde, dass wir uns oben auf einem Ring von Bergen befanden, als würden wir am Rand einer riesigen Schüssel fahren. Unter uns fiel die Landschaft in tiefen Schluchten und Spalten ab bis hinunter ins Tal, und ich stellte mir vor, dass wir über Dinosaurier fuhren, die sich nach ihrem Tod in Berge verwandelt hatten.

Mir fiel zudem auf, dass die Bäume in Kalifornien anders waren – einzeln stehende, massive Eichen mit ausgestreckten Tintenfischarmen, die sich knapp über dem Boden verdrehten, ganz anders als die feuerroten Ahornbäume oder dichten Wälder schlanker Birken zu Hause. Als wir endlich wieder nach unten fuhren, sah ich das ganze Carmel Valley vor mir, ein gewaltiges grünes Becken, auf dessen einer Seite sich ein silberner Fluss schlängelte. In meinen Ohren knackte es auf der Fahrt hinunter, bis wir am Boden der Schüssel angekommen waren, die Berge jetzt eine hoch aufragende Festung um uns herum. Carmel Valley erschien mir wie ein geheimnisvoller Garten aus einem meiner Märchen, verborgen vor dem Rest der Welt. Hier war es wärmer, und die Sonne schien alles zu verlangsamen: die dahinzockelnden Pick-ups, die schläfrigen Krähen, den träge dahinplätschernden Fluss.

Wir fuhren an einem öffentlichen Park und einem Schwimmbad vorbei, bogen dann rechts in die Via Contenta ein und kamen an einer Grundschule mit Tennisplätzen vorbei. Der Rest der Straße war gesäumt von einstöckigen Ranch-Häusern, die mit Wacholderhecken und Eichen voreinander abgeschirmt waren. Granny verlangsamte vor dem Gebäude der Freiwilligen Feuerwehr, vor dem ein paar Männer rote Maschinen wuschen, fuhr an einer kleinen Sackgasse vorbei, in der eine Handvoll identischer holzverschalter Bungalows stand, und erreichte dann ihr Ziel – ein kleines rotes Haus mitten auf einem Morgen Land, das auf allen vier Seiten von wuchernden Bäumen eingefasst war.

Granny ließ die Kieseinfahrt links liegen und bog stattdessen auf einen unbefestigten Weg, der den Zaun entlang auf die Rückseite des Hauses führte und von einer Reihe riesiger Walnussbäume mit Ästen, die bis zum Boden reichten, überdacht wurde und uns in einem Tunnel grüner Blätter umfing.

Walnüsse barsten unter den Reifen, während wir auf dem gewundenen Weg zum Haus fuhren. Sie blieb neben einer Wäscheleine stehen, an der ihre tanzenden Unterröcke im Wind flatterten.

Granny war sehr stolz darauf, auf einem der größten Grundstücke in der Straße zu wohnen, und sie erinnerte jeden, der es vergessen hatte, daran, dass sie zu den ersten Bewohnern von Carmel Valley Village gehörte, da sie 1931 als Achtjährige mit ihrer Mutter aus Pennsylvania gekommen war. Sie fuhren in einem Nash Coupé Cabrio durch das Land, nachdem Grannys Vater plötzlich an einem Herzinfarkt gestorben war. Ihre Mutter wollte die Tragödie an einem wärmeren Ort, wo man gut schwimmen konnte, überwinden. Granny war der Ansicht, dass diese Geschichte sie mit einem Stammbaum ausstattete, der es ihr erlaubte, sich während der nächsten vierzig Jahre über die vielen Neuankömmlinge zu beschweren. Trost zog sie aus der Tatsache, dass die Eichen, Walnuss- und Eukalyptusbäume, die ihr Grundstück begrenzten, so hoch gewachsen waren, dass sie die Nachbarn nicht mehr sah. Und den Nachbarn blieb der Anblick von Grandpas Schrotthaufen erspart, die sich auf dem großen Stück Land angehäuften hatten.

Ich stieg aus und sah mehrere heuhaufenhohe Stapel von abgeschnittenen Ästen, mindestens drei Werkzeugschuppen, Berge von Kies und Ziegeln, zwei rostende Militärjeeps, einen Lastwagen, einen Bagger und zwei kaputte Pick-ups. Ein mit Wein bewachsenes Spalier führte in einer abfallenden Linie von der Wäscheleine zum Zaun, wo eine kleine Stadt aus Bienenstöcken auf Betonsteinen stand, jeweils vier oder fünf aufeinandergestapelte Holzkisten. Aus der Entfernung sah es aus wie eine Minimetropolis aus weißen Aktenschränken.

Durch die flatternde Wäsche stach mir etwas ins Auge. Ich ging durch den Regenbogen sich bauschender Röcke und stand vor einem verblassten grünen Militärbus. Regen hatte um das Dach einen Ring aus Rostlöchern in das Metall gefressen und auf den Seiten braune Streifen hinterlassen. Unkraut umwucherte die Reifen, die Windschutzscheibe war gesprungen und trüb, und unter der vorderen Stoßstange wuchs eine große Rhabarberstaude. Er schien direkt aus dem Zweiten Weltkrieg hierher gefahren und neben Grandpas Gemüsegarten angehalten zu haben. Der Bus stammte aus einer Ära, als Fahrzeuge noch aus üppigen Kurven und nicht aus scharfen Kanten bestanden und sah nicht so sehr aus wie eine Maschine, sondern wie ein Tier. Die runde Motorhaube war geformt wie die Schnauze eines Löwen, Lüftungsschlitze waren die Nasenlöcher, und die kugelförmigen Scheinwerferaugen starrten mich an. Unter der Nase befand sich

eine Reihe grinsender Kühlergrillzähne, und die verbeulte Stoßstange darunter sah einer Unterlippe schrecklich ähnlich. Über der Windschutzscheibe stand in abblätternder weißer Farbe U.S. ARMY 20930527. Fasziniert von der inkongruenten Erscheinung konnte ich nicht anders, ich musste sie erforschen.

Ich bahnte mir einen Weg durch bauchhohes Unkraut und versuchte, hineinzuschauen, doch die Fenster waren zu hoch. Ich ging zum Heck des Busses und fand nahe dem Auspuff einen schiefen Stapel hölzerner Paletten, die als improvisierte Treppe zu einer schmalen Tür führten. Ich kletterte die wankenden Paletten hinauf und drückte die Nase gegen das schmutzige Glas.

Alle Sitzbänke waren entfernt, und an ihrer Stelle stand da eine Fabrik aus Kreisel, Kurbelwellen und Leitungsrohren. Ein Metallbehälter so groß wie ein Bottich, stand auf dem Boden, darin befand sich ein großes Schwungrad, das mit Antriebsscheiben verbunden war, so groß wie Kanalschachtdeckel. Hinter dem Fahrersitz standen zwei schwere Stahlfässer, die mit Mulltüchern bedeckt waren. An Angelschnüren hing ein Netzwerk von galvanisierten Stahlrohren von der Decke.

Die Ausrüstung nahm eine Längsseite des Inneren ein, auf der anderen Seite hatte Grandpa Holzkästen gestapelt, jeder etwa zwanzig Zentimeter hoch, sechzig Zentimeter breit und weiß gestrichen. Jeder rechteckige Kasten, direkt den Bienenstöcken entnommen, war oben und unten offen und enthielt zehn herausnehmbare Holzrahmen mit wächsernen Waben. Die Rahmen hingen in ordentlichen Reihen hintereinander, gehalten von Kerben in den Kästen. Später lernte ich von Grandpa, dass es die »Honigraumzargen«, die abhebbaren oberen Kästen von Magazinbeuten waren, in denen die Bienen Nektar in wächsernen Waben lagerten und durch Flügelschlagen zu Honig verdickten. Die Honigraumzargen standen auf den größeren Brutraumzargen unten in den Stöcken, in die die Königinnen ihre Eier legten.

Es mussten drei Dutzend Zargen mit Honigwaben im Bus gestanden haben. Schimmernder Honig tröpfelte daran herunter und sammelte sich in glänzenden Lachen auf dem schwarzen Gummiboden.

Ich sah Einweckgläser auf dem Armaturenbrett stehen, die sich in der Sonne lila verfärbt hatten, und sonnenblumengelbe Ziegel aus Bienenwachs, die Grandpa gemacht hatte, indem er die wächsernen Honigwaben eingeschmolzen und durch eine Nylonstrumpfhose in Kastenformen gepresst hatte, wo sie hart wurden. Überall schlängelten sich elektrische Leitungen, und Baulampen baumelten von den Handläufen an der Decke. Ich schirmte die Augen gegen das

helle Licht mit den Händen ab, und aus dem Schatten heraus drückte jemand im Bus seine Nase gegen meine. Ich erschrak und fiel beinahe nach hinten über, gerade als Grandpa aus der Tür kam.

»Buh!«, sagte er.

Bienen summten um seinen Kopf, und er schlug rasch die Tür zu, damit sie nicht in den Bus flogen. Er trug eine abgewetzte Jeans, die einige Zentimeter zu kurz für ihn war, und kein Hemd. Einsteinweißes Haar stand in alle Richtungen ab, als stünde es unter Strom, sein rundes Gesicht war kastanienbraun, und er blickte immer drein, als würde er sich über das Leben amüsieren oder müsste über einen Witz kichern. In einer Hand hielt er eine Dose, aus deren Tülle oben Rauch aufstieg. Er riss ein Büschel grünes Gras aus, stopfte es in die Tülle, um die Flammen zu ersticken, und stellte den Smoker auf einen Haufen Ziegelsteine. Dann ging er auf ein Knie, breitete die Arme aus und signalisierte mir, mich in sie zu stürzen.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte er und drückte mich an sich.

Ich nahm die Arme von Grandpas Nacken und deutete auf den Bus.

»Darf ich reingehen?«

Seine Imkerei übte einen Willy-Wonka-ähnlichen Zauber auf mich aus. Er hatte sie selbst gebaut, mit ausgedienter Bienenhalterausrüstung und Ersatzteilen für Klempnerarbeiten, ein benzinbetriebener Rasenmähermotor produzierte Strom. Wenn er an den heißesten Sommertagen Honig abfüllte, rumpelte der Bus, als wollte er gleich losfahren, und die Temperatur darin stieg auf über vierzig Grad. Nichts in seiner geheimen Imkerei war offiziell oder entsprach Sicherheitsvorschriften, und die glühend heiße, klebrige Gefahr des Ganzen machte ein Hineinkommen nur noch verlockender. Es erschien mir wie Zauberei, dass Grandpa Honigraumzargen hineinrug und Stunden später mit Gläsern voller goldenem Honig wieder herauskam, der wie Sonnenschein schmeckte. Grandpa hatte wie Zeus die Macht, die Natur für sich einzuspannen, und ich wollte, dass er mir beibrachte, wie das ging.

Grandpa stand auf und putzte sich die Nase in einen schmierigen Lappen, den er in die Gesäßtasche steckte.

»In meinen Honigbus? Das ist kein Ort für kleine Kinder«, sagte er. »Vielleicht wenn du fünfzig bist wie ich.« Im Bus sei es zu heiß und zu gefährlich, erklärte er. Ich könnte einen Finger verlieren.

Grandpa hob den langen Arm zum Dach des Busses hinauf, wo ein Stab aus Betonstahl lag, der im rechten Winkel gebogen war. Er steckte ein Ende des

Stabs in das Loch, wo früher die Klinke der Bustür gewesen war, und schloss die Tür mit einer Drehung. Dann legte er den selbstgemachten Schlüssel wieder auf das Dach, wo ich ihn nicht erreichen konnte.

»Franklin, kannst du kommen und den Koffer holen?«, rief Granny auf eine Weise, die wie ein Befehl klang und nicht wie eine Frage. Granny hatte ihre Führungsqualitäten jahrzehntelang geschliffen, indem sie Grundschulkinder bei der Stange hielt. Ich hatte ein bisschen Angst vor ihr und versuchte mich immer zu benehmen, weil ihre Anwesenheit es einfach forderte. Nicht nur von mir, sondern von allen in ihrem Umkreis. Grandpa spitzte beim Klang ihrer Stimme die Ohren.

Ich folgte ihm zum Auto. Er holte unseren gemeinsamen Koffer heraus, und wir gingen zur Vordertür, gefolgt von einer Handvoll Bienen, die der an Grandpas Stiefeln klebende Honig anzog.

Meine Großeltern lebten in einem winzigen roten Haus mit einem flachen Dach, das mit weißem Kies bestreut war, so dass es aussah, als wäre es das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Grandpa sagte, dass es die Hitze abhielt und billiger als eine Klimaanlage war. Es gab zwei Schlafzimmer und eine Küche, eingefasst von einem L-förmigen, redwoodgetäfelten Raum, der sowohl als Wohn- als auch als Esszimmer diente. Ein großer gemauerter Kamin, der eine halbe Wand einnahm, war die Hauptwärmequelle. Daneben stand eine aufziehbare Standuhr, und auf der anderen Seite des Raums gingen Fenster, die vom Boden bis zur Decke reichten, auf die Santa-Lucia-Berge hinaus, die eine natürliche Barriere zwischen unserem Haus und Big Sur auf der anderen Seite bildeten. Die Küche war babyblau gestrichen und das Zuhause von Grandpas schwarzem Dackel Rita, der unter dem Schemel neben der Waschmaschine schlief. Es gab ein Bad, das braun und silber gestreift tapeziert war und über eine Dusche mit geringem Durchfluss verfügte, die einen schwachen Nebel versprühte.

Granny führte uns in das Gästeschlafzimmer, das früher Moms Zimmer gewesen war. Es war jetzt zuckermelonenfarben gestrichen. Ich ging hinein und sah augenblicklich meine Welt schrumpfen: Matthew würde im Kinderbett in der Ecke schlafen, und ich müsste mir das Doppelbett mit Mom teilen. Unsere Kleider würden wir in einer viktorianischen Kommode mit Marmorplatte und zwei nach Lavendel duftenden Schubladen unterbringen. Mein Zimmer in Rhode Island erschien mir plötzlich wie ein Schloss im Vergleich zu dieser kleinen Schachtel, die so mit Betten vollgestellt war, dass kein Platz zum Spielen mehr blieb.

Mom zog sofort die Vorhänge gegen die Sonne zu, so dass die Wände in Schatten getaucht waren. Granny führte Matthew und mich in den Flur zurück.

»Eure Mutter braucht Ruhe und Frieden«, flüsterte sie. »Geht nach draußen zum Spielen.«

Granny hatte eine Stimme, die nie etwas vorschlug, sondern immer anwies. Wir begriffen sofort die erste ungeschriebene Regel unseres neuen Zuhauses – Granny hatte das Sagen. Sie wäre es, die unsere tägliche Routine festlegte, die Mahlzeiten plante und Entscheidungen für Mom, Grandpa und uns traf.

Mom aß an diesem Abend nicht mit uns, und Granny brachte ihr ein Tablett mit einer Schale Tomatensuppe und Toast. Sie stellte eine Glasvase mit einer Rose neben die Suppenschale wie im Hotel.

»Macht jemand die Tür auf«, sagte Granny, als sie vor Moms Schlafzimmertür stand.

Ich drehte den Knauf und stieß die Tür auf. Ein Keil gelbes Licht drang in das abgedunkelte Zimmer, und ein Schwall Zigarettenrauch trieb heraus. Die Luft war so dick, dass ich spürte, wie der Qualm beim Einatmen in meine Lunge sickerte. Ich trat einen Schritt zurück und ließ Granny hineingehen. Sie ging leise zum Bett, auf dem Mom eingerollt wie ein Fetus lag und weinte. Ein gläserner bernsteinfarbener Aschenbecher stand auf der Kopfstütze, gefüllt mit einem Aschekegel.

»Sally?«

Mom stöhnte.

»Du solltest etwas essen.«

Mom streckte sich und setzte sich auf. Sie zuckte zusammen und drückte auf ihre Schläfen.

»Migräne«, flüsterte sie. Ihre Stimme war so dünn und klang, als würde sie brechen. Granny schaltete das Licht ein, und ich sah, dass Moms Gesicht gerötet und ihre Augen geschwollen waren.

»Paracetamol?«, fragte Granny, fischte ein Plastikfläschchen aus der Tasche und schüttelte es.

Mom streckte die Hand aus, und Granny ließ zwei Tabletten auf ihre Handfläche fallen. Sie hielt Mom ein Glas mit Wasser hin, und Mom schluckte zweimal, gab das Glas zurück und sank wieder in die Kissen.

»Das Licht«, sagte sie.

Ich langte hinauf und schaltete es aus.

Mom schien so schwach, als könnte sie nicht einmal ihren Kopf hochhalten. Ich dachte daran, wie ich einmal ein kleines Vögelchen gefunden hatte, das aus dem Nest gefallen war. Es war rosa, und ich konnte das Blau der hervortretenden Augen sehen, die sich noch nicht geöffnet hatten. Der Kopf des armen Dings kippte zur Seite, als ich versuchte, es aufzuheben.

»Ich lass es hier«, sagte Granny und stellte das Tablett ans Fußende des Betts. Mom winkte ab. Granny blieb eine Weile stehen und wartete, dass Mom es sich anders überlegte. Sie neigte sich vor und schüttelte die Kissen auf, um es Mom bequemer zu machen. Mom schloss erneut die Augen und drehte sich von uns weg. Granny nahm das Tablett, und wir gingen hinaus.

In dieser ersten Nacht schlief Matthew in seinem neuen Kinderbett, und ich kroch in das große Bett, auf dem Mom sich in der Mitte eingerollt hatte, die Decke fest um sich gezogen wie ein Burrito. Ich zupfte vorsichtig an einem Laken, um sie nicht zu wecken. Sie murmelte etwas im Schlaf und zog es halberzig zurück, dann rückte sie zur Seite, um Platz für mich zu machen. Sie schniefte und begann dann, leise zu schnarchen.

Ich legte mich an den Rand der Matratze, so weit wie möglich weg von Mom, ohne aus dem Bett zu fallen. Ich lag mit dem Gesicht zum Fenster, das so breit wie die Wand war, fuhr mit dem Finger den Streifen Mondlicht nach, der neben dem Vorhang hereinsickerte. Ich wollte nicht, dass unsere Körper sich berührten, als wären ihre Tränen ansteckend.

Ich war unruhig und konnte nicht schlafen. Ich fragte mich, was Dad jetzt gerade tat, ob er durch die leeren Zimmer in unserem Haus ging, es sich anders überlegte und beschloss, auch nach Kalifornien zu kommen. Ich hoffte, dass was immer unserer Familie gerade zugestoßen war, vorübergehend wäre, aber ich verstand nicht, was zerbrochen war, und konnte mir deswegen nicht vorstellen, wie man es wieder richten könnte. Ich spürte ein neues Unbehagen im Bauch, weil ich jetzt das Pech und die Ungerechtigkeit kannte, dass es möglich war, an einem Tag eine Familie zu haben und sie am nächsten Tag zu verlieren. Ich wollte wissen, warum ich bestraft wurde, und versuchte, meine Schritte zurückzuverfolgen, um herauszufinden, was ich falsch gemacht hatte, dass mein Leben so auf den Kopf gestellt worden war. Es war verwirrend, aber ich hatte das Gefühl, dass ich in Zukunft meine Worte und meine Schritte sorgfältiger wählen müsste, damit ich meinen Beitrag zur Aufmunterung meiner Mutter leisten und langsam und geschickt ihr Glück zurückbringen konnte. Wenn ich brav und geduldig wäre, würde vielleicht alles wieder gut werden.

Mom und Matthew schnarchten jetzt im gleichen Rhythmus, und ich versuchte, meinen Atem ihrem anzupassen, damit ich einschlafen konnte. Ich lag reglos da und fiel in eine selbstinduzierte Trance, sumnte leise »Yellow Submarine«, bis ich irgendwo ganz tief in meinem Kopf war und einschlief.

Während der nächsten Wochen blieb Mom im Bett. Granny versuchte mit diversen Strategien, sie aufzuheitern, und brachte ihr alles Mögliche zum Essen ans Bett in der Hoffnung, etwas zu finden, das sie vertrug. Doch Mom lehnte das meiste ab, nahm nur gezuckerten Kaffee, Limonade in Dosen und gelegentlich eine Schale mit Hüttenkäse zu sich. Granny brachte ihr heiße Wickel für den Rücken, kalte Kompressen für den Kopf und Krimis aus der Bibliothek. Dennoch hatte Mom immer Kopfweg. Als sie über Muskelschmerzen klagte, kramte Granny im Schrank in der Diele und holte ein Gerät heraus, das aussah wie ein elektrisches Handrührgerät; aus diesem Ding ragte eine Stange, die in einer flachen Metallscheibe endete. Granny steckte das Kabel in die Steckdose, und die Scheibe erhitze sich und vibrierte. Sie setzte sich aufs Bett und fuhr mit der Scheibe in trägen Bögen über Moms Rücken, lockerte die Verspannungen, und Mom seufzte erleichtert.

Mein Bruder und ich durften tagsüber nicht ins Schlafzimmer, weil Mom sich erholen musste, doch Granny saß stundenlang an ihrem Bett und unterhielt sich mir ihr, und obwohl ich lauschte, bekam ich nur wenig mit. Überwiegend hörte ich, wie Granny Mom versicherte, dass es nicht ihre Schuld war, dass sie es vergessen sollte, dass Männer, recht besehen, nutzlos und es nicht wert waren, so ein Theater um sie zu machen. Ich hörte, wie Mom schniefte und gequälte Fragen stellte. Warum ich? Was soll ich jetzt tun? Was habe ich getan, um das zu verdienen? Ihre Fragen ähnelten meinen, und ich bemühte mich, Grannys Antworten zu hören, die es mir erklären würden. Es folgte nie eine Antwort, und schließlich wurde ich des Spionierens überdrüssig und gab es auf.

Es wurde Frühling, und der Mandelbaum vor dem Haus explodierte in weißen Blüten. Mom lag jetzt den dritten Monat im Bett, doch ihre Niedergeschlagenheit wurde nur größer. Moms Pech weckte in Granny unerschöpfliches Mitleid. Während Granny Mom ein sicheres Zuhause und unbegrenzte Zeit bot, um ihre Stärke wiederzuerlangen, machte sie Überstunden, um den Anschein aufrechtzuerhalten, dass mein kleiner Bruder und ich nicht wirklich Halbwaisen waren. Sie sprach nie mit uns darüber, was mit unserer Mutter los war, stattdessen tat sie so, als wäre alles in Ordnung. Granny kaufte und wusch unsere Kleidung, ging mit uns zum Arzt, um uns durchchecken zu lassen, sorgte

dafür, dass wir uns vor dem Zubettgehen die Zähne putzten, schrieb vernichtende Briefe an unseren Vater und verlangte, dass er mehr Geld für unseren Unterhalt schickte. Granny nahm die Aufgaben ihrer zweiten Mutterschaft mit einem Pflichtgefühl gegenüber ihrer Familie an, das Mom erlaubte, sich eine neue Identität als verschmähte Frau zuzulegen. Um Matthew und mich kümmerte sich Granny auf verbindliche Weise, jedoch ohne die Zuneigung, die sie ihrer Tochter entgegenbrachte. Mom war ihr Kind, und wir waren eher wie Pflegekinder, mit denen niemand gerechnet hatte. In Momenten größter Frustration warf sie Matthew und mir vor, wir würden ihren Lebensabend ruinieren, und ließ uns wissen, dass sie in Rente hätte gehen können, wäre nicht unser nichtsnutziger Vater gewesen.

Ihre Aufforderung, zum Spielen nach draußen zu gehen, wurde zu einem täglichen Refrain. Granny musste jetzt mehr Wäsche waschen, mehr Essen kochen, mehr ins Haus getragenen Schmutz wegputzen, und sie schaffte es nicht, wenn wir ihr ständig zwischen den Beinen herumwuselten.

Draußen mangelte es nicht an Möglichkeiten, uns zu beschäftigen, und da wir locker von unseren Großeltern beaufsichtigt wurden, konnten wir im ganzen Garten spielen, solange ich ein Auge auf meinen kleinen Bruder hatte. Diesen ersten Sommer verschlangen Matthew und ich Grandpas Brombeeren, bis unsere Lippen und Fingerspitzen lila gefärbt waren. Wir kletterten in die ausrangierten Armeejeeps, die im Hof rosteten, und fuhren sie durch Dutzende erfundene Kriege. Wir buddelten Plastiksoldaten und alte Glasmurmeln aus, die jemand in den »alten Zeiten« vergraben hatte, und wir entdeckten einen enormen Berg abgeschnittener Äste von Obstbäumen, den Grandpa seit Zeiten vor unserer Geburt anhäuften, und bestiegen ihn auf allen vieren wie Eidechsen, die eine Wand hinauflaufen. Er war ein ausgezeichnetes Trampolin, um darauf zu hüpfen. Ein paarmal fielen wir hinunter und taten uns ein bisschen weh.

Wir gewöhnten uns rasch an die Geräusche von Carmel Valley und zuckten nicht mehr erschrocken zusammen, wenn einer der Pfauen auf den Hügeln einen Schrei ausstieß, der klang, als würde eine Frau erdrosselt, und wir lernten zwischen der Sirene des Krankenwagens und der der freiwilligen Feuerwehr am Ende der Straße zu unterscheiden. Wir spielten viel lieber draußen als im Haus, wo man das Gefühl hatte, eher in einer Bibliothek zu sein als in einem Zuhause, weil alle nur flüsterten und aufpassten, die Türen nicht zu schlagen und mit dem Geschirr nicht zu klappern, um Mom nicht zu stören.

Mein Bruder und ich rannten frei herum und verwahrlosten ein wenig. Wir trugen so viele Tage lang die gleichen Jeans, dass der Denim eher braun als blau war, und wuschen uns nur, wenn wir daran dachten, doch das schien niemandem etwas auszumachen, denn es war richtig und gut Wasser zu sparen in Kalifornien, das häufig von Trockenheit geplagt wurde. Weswegen Matthew und ich größten Ärger bekamen, als wir dabei erwischt wurden, wie wir uns am Ende der Einfahrt mit voll aufgedrehtem Gartenschlauch hinter den Eichen versteckten und ahnungslose Autofahrer mit plötzlichen Regenschauern überraschten. Es war schlimm genug, dass wir uns einen gefährlichen Scherz erlaubten, aber noch schlimmer war es, dass wir angesichts einer drohenden Trockenheit wertvolles Wasser verschwendeten. Grandpa ließ seine Obstbäume verdorren, und er sorgte sich, dass es nicht genügend Blumen für seine Bienen gab, um Honig zu produzieren. Nachbarn retteten nach Luft schnappende Regenbogenforellen aus dem fast ausgetrockneten Carmel River und taten sie in Wasserbehälter auf der Ladefläche ihres Pick-ups, fuhren sie zur Mündung des Flusses nahe am Pazifik, wo sie die Fische wieder freiließen.

Ich verteidigte uns mit der Behauptung, wir hätten den Schlauch zwischen zwei Autos abgeknickt, doch damit machte ich keinen Boden gut. Granny wies Grandpa an, uns den Hintern zu versohlen. Er tat es auf eine Weise, die eher symbolisch als schmerzhaft war, holte mit dem Arm weit aus und bremste ihn ab, bevor seine Hand auf unseren Hintern traf und uns einen Klaps versetzte. Doch wir jaulten, weil wir uns in Grund und Boden schämten.

Die eigentliche Lektion, die wir aus dem Denkbogen lernten, lief darauf hinaus, dass unsere Großeltern vollkommen gegensätzlich waren. Sie war die Zuchtmeisterin, und er war der Softie. Wenn sie morgens gemeinsam die Zeitung lasen, ärgerte sie sich über die Politik, und er lachte über die Comics. Ihr lagen der gute Ruf und der äußere Schein am Herzen; er trug zerschlissene Unterhemden voller Kaffeeflecken und entfernte nie die schwarzen Schmutzränder unter seinen Fingernägeln. Sie war ordentlich; er warf nie etwas weg, sammelte im Haus und im Garten seine Besitztümer in Haufen, die jedes Jahr höher und breiter wurden. Auf ihn traf die klinische Definition eines Messies zu. Sie war nicht gern draußen; ihn musste man drängen, ins Haus zu kommen.

Als Granny Grandpa bei einem Squaredance in der Grundschule von Carmel Valley kennenlernte, war sie eine einundvierzig Jahre alte alleinstehende Mutter, die in dem kleinen roten Haus mit der damals neunzehnjährigen Mom lebte. Ihre Scheidung lag nur ein paar Monate zurück, und Granny wollte wieder unter Leute

gehen. Grandpa, drei Jahre jünger als sie, war vollauf damit zufrieden, Single zu sein. Als er Granny herumwirbelte, bemerkte sie die Kraft in seinem Oberkörper, sein Bemühen, die Schritte korrekt auszuführen. Es schadete nicht, dass sie bereits im monatlichen Mitteilungsblatt von Big Sur, *The Roundup*, etwas über ihn gelesen hatte, in dem er als Big Surs gutaussehender Junggeselle bezeichnet worden war.

Grandpa war nicht auf der Suche nach einer Freundin; er fühlte sich wohl mit seinen Bienen und verdiente seinen Lebensunterhalt als Klempner, lernte von Freunden, wie man Wasser zu abgelegenen Blockhütten leitete, für die es keine zentrale Wasserversorgung gab; er grub Brunnen und stieg auf die steilen Santa Lucia Mountains, um natürliche Quellen und Bäche umzuleiten.

Ruth und Franklin waren ein seltsames Paar, aber gute Tänzer, und sie begannen, gemeinsam zu Squaredance-Veranstaltungen zu gehen, fuhren dafür sogar bis nach Salinas und Sacramento. Bei ihrem dritten Rendezvous, einem Squaredance in South Lake Tahoe, fragte Granny ihn, was seine Absichten seien, und als er versuchte, ihrer Frage auszuweichen, sagte sie wortwörtlich zum ihm, er solle »Nägel mit Köpfen machen«. Niemand hatte ihn je so direkt vor die Wahl gestellt, und er war beeindruckt. Er war damit einverstanden, sie zu heiraten, und sie überredete ihn, auf der Stelle über die Grenze nach Nevada zu fahren, damit sie den Bund fürs Leben sofort schließen konnten, und ließ ihm keine Zeit, es sich anders zu überlegen. Sie fuhren, bis sie in Carson City ein Standesamt fanden, das rund um die Uhr Trauungen vollzog, holten einen Hausmeister als Trauzeugen und wurden um neun Uhr abends ein Ehepaar. Mom war ein bisschen überrascht und etwas misstrauisch gegenüber ihrem neuen Stiefvater, aber sie hatte keine Zeit, Grandpa richtig kennenzulernen. Vier Monate nachdem er eingezogen war, verließ sie das Monterey Peninsula College und begann, an der California State University in Fresno Soziologie zu studieren.

Meine Großeltern wussten kaum etwas voneinander, als sie heirateten, doch im Lauf der Zeit lernten sie, ihre Gegensätzlichkeit zu lieben. Er mochte kaltes Bier; sie mochte Manhattans. Er sprach nur, wenn er etwas zu sagen hatte; sie monologisierte. Aber sie passten zusammen, vor allem weil sie gern die Führung übernahm und er, der keine Konfrontationen mochte, willig folgte. Er interessierte sich nicht für Macht, Prestige oder Geld und gab seinen Lohn Granny, die sich um die Rechnungen und Steuererklärungen kümmerte. Sie brachen jeden Morgen in getrennte Welten auf – sie in ein Klassenzimmer, er in die Wildnis von Big Sur –, und kamen jeden Abend am Esstisch wieder zusammen, an dem er

schweigend aß und sie Vorträge über eine endlose Vielfalt von Themen hielt. Grandpa bewunderte ihren Intellekt. Er hatte einen unstillbaren Appetit und konnte sich den Teller viermal füllen. Das machte ihn zu einem hervorragenden Zuhörer.

Matthew und ich brauchten nicht lange, um uns an den Zeitplan unserer Großeltern anzupassen. Granny trank ihren nachmittäglichen Cocktail gern liegend. Nachdem sie einen Tag lang in einem Raum voller anstrengender Fünftklässler Grammatik und Arithmetik unterrichtet hatte, war ihr erster Tagespunkt, einen Manhattan zu mixen und sich auf den dicken orangefarbenen Wollteppich im Wohnzimmer zu legen, den Kopf auf ein Kissen gestützt, eine ausgebreitete Zeitung vor sich. Mittlerweile hatte sie mir beigebracht, wie man den Drink machte, und ich liebte das Ritual fast so sehr wie sie. Ich goss zwei Finger breit braunen Bourbon in einen großen blauen Plastikbecher, schenkte ein bisschen süßen Wermut aus der grünen Glasflasche dazu und tat zwei Eiskwürfel und eine neonrote Maraschinokirsche dazu. Ich rührte mit einem Suppenlöffel um und brachte ihr den Becher.

»*Grazie*«, sagte sie und langte vom Boden herauf.

Sie leckte sich hörbar die Finger und blätterte die Seiten des kostenlosen *Carmel Pinecone* um, den sie in Jim's Market mitgenommen hatte, und erklärte allen in Hörweite, was sie von der Lokalpolitik hielt.

»Himmelherrgott, verdammt nochmal, ich kann nicht fassen, dass sie im Dorf Straßenlampen aufstellen wollen! Entschuldige meine Ausdrucksweise.«

Ihr Ausbruch war keine Aufforderung zu antworten. Sie hielt den Kopf gesenkt und setzte ihr Selbstgespräch fort.

»Wozu brauchen wir Lampen? Wir haben nicht einmal Gehwege. Diese verdammten Gemeinderäte von Monterey County!«, sagte sie und trank einen weiteren Schluck aus dem Becher. Politiker von außerhalb versuchten ständig, das gemeindefreie Carmel Valley Village zu modernisieren und den Grund, warum die Menschen aufs Land gezogen waren, überflüssig zu machen, behauptete sie.

Ich hörte weiter zu, als ich auf Grandpas Fernsehsessel stieg und den Griff auf einer Seite zog in dem Versuch, den Sessel flachzustellen. Ich glaubte, dass Granny außergewöhnlich gescheit war und Dinge wusste, die normale Menschen nicht wussten. Mein Glauben stützte sich auf zwei Quellen: Granny selbst, die mir mehrmals erklärt hatte, dass ihre 140 Punkte bei einem Intelligenztest bewiesen, dass sie ein Genie war, und zweitens, weil sie das Wetter vorhersagen konnte.

Ich wusste nicht, dass in den Zeitungen Vorhersagen gedruckt waren, und wenn ich sie fragte, wie das Wetter werden würde und sie Sonne oder Regen oder Frost vorhersagte, glaubte ich, dass sie einen direkten Draht zum Universum hatte.

Hin und wieder ließ sie Sätze auf Latein oder Italienisch fallen, und das klang kosmopolitisch. Im Lauf der vielen Cocktailstunden begann ich, ihre Weltsicht zu übernehmen, und teilte die Menschen in die ein, die recht hatten, und die, die unrecht hatten. Ich wusste nicht, was Demokraten und Republikaner waren, doch ich hörte die Wörter so oft, dass für mich feststand, dass wir zu den Demokraten gehörten. Grannys Welt war schwarz und weiß und deswegen leicht nachvollziehbar. Sie hatte recht, und jeder, der anderer Meinung war, war beschränkt und verdiente unser Mitleid.

»Es ist ermüdend, schlau zu sein«, sagte sie, seufzte und schwenkte das Eis in ihrem Drink. »Ständig muss man darauf warten, dass die anderen zu einem aufschließen. Eines Tages wirst du verstehen, wovon ich rede.«

Granny las jetzt etwas über die Benzinknappheit und blätterte entschlossener um. Ich ging in die Küche, holte mir eine ihrer Cocktailkirschen und schlich dann zu Moms Schlafzimmer. Die Tür war wie üblich geschlossen, und es drang kein Geräusch heraus. Mom lag jetzt schon so lange im Bett, dass sie wie eine Erinnerung an den Rändern unscharf wurde. Ich spürte meine Mutter mehr, als dass ich sie sah, wenn sie sich nachts an mich schmiegte.

»Mom?«

Ich klopfte leise an die Tür. Nichts. Ich klopfte ein bisschen lauter. Ihre Stimme klang, als hätte sie die Decke über den Kopf gezogen, belegt und gedämpft.

»Geh weg.«

Ihre Worte taten weh, und ich zuckte zusammen. Mom mochte mich, das wusste ich. Ich erinnerte mich daran, dass sie im Moment nicht sie selbst war. Granny kam um die Ecke und sah mich stehen, wo ich nicht sein sollte. »Komm mit«, sagte sie, legte mir die Hand auf den Rücken und führte mich in die Küche. Sie hob einen Korb mit nasser Wäsche von der Theke, und ich folgte ihr nach draußen, um die Wäsche aufzuhängen. Sie ließ den Korb unter der Leine, die Grandpa zwischen zwei selbstgeschweißten Ts aus Rohren gezogen hatte, auf den Boden fallen.

»Gib mir die Wäsche«, befahl sie. »Ich kann mich nicht runterbeugen wegen meinem Rücken.«

Ich reichte ihr eins von Grandpas weißen Baumwollunterhemden, an dem Kitt klebte und das so abgetragen war, dass ich durch das Gewebe sehen konnte. Sie schüttelte es einmal im Wind aus und hängte es mit Wäscheklammern auf. Dann hielt sie mir die Hand hin für das nächste Stück Wäsche. Ich nahm ein bodenlanges gestepptes Nachthemd mit rosa Rosenmuster aus dem Korb.

Sie räusperte sich.

»Deine Mutter braucht die Hilfe von uns allen, um wieder gesund zu werden«, sagte sie und schaute auf das Kleidungsstück in ihren Händen. Ich wusste, was kommen würde. Ich steckte in Schwierigkeiten, weil ich wieder einmal an die Schlafzimmertür geklopft hatte.

»Ich wollte nur Morris holen.«

Granny hielt inne und schaute mich an.

»Bist du nicht allmählich zu alt für einen Teddybär?«

Ihre Worte waren so grauenhaft, dass ich vergaß, was ich tat, und mein grünkariertes Lieblingskleid auf den Boden fallen ließ. Ohne Morris im Arm konnte ich nicht schlafen. Er war mein einziger Besitz, das einzige Ding, das von früher übrig war.

»Dad hat ihn mir geschenkt!«

Granny beugte sich vor, um mein Kleid aufzuheben, und stöhnte, als würde es wirklich weh tun. Es sah aus, als wäre sie erstarrt, doch sie legte die Hand auf den Rücken und richtete sich langsam wieder auf, blies die Backen vor Anstrengung auf. Sie schüttelte den Staub von meinem Kleid und hängte es auf.

»Das kommt dazu«, sagte sie. »Ich wünsche, dass du und Matthew euren Vater nicht mehr erwähnt. Das regt sie nur auf.«

Alles, worüber ich reden wollte, war Dad, doch sein Name war kein einziges Mal gefallen, seitdem wir in Kalifornien gelandet waren. Alle taten so, als würde Dad nicht existieren, und ich fragte mich, ob sich Matthew überhaupt noch an ihn erinnerte. Manchmal nannte er jetzt Grandpa Daddy. Und jedes Mal erinnerte ihn Grandpa vorsichtig daran, dass er ein Großvater war, kein Vater. Es war, als wäre unser Leben in Rhode Island ein Film, und der Film war zu Ende, und damit hatte es sich. Vergessen und vorbei. Wenn alle so tun, als würde dein Vater nicht existieren, gibt es ihn dann noch?

Granny starrte mich an und wartete darauf, dass ich einverstanden wäre, niemals mehr Dads Namen zu sagen. Es war sinnlos, mit ihr zu streiten, denn dann würde ich mich gegen sie auf Dads Seite stellen, und das hätte Folgen, bei deren Vorstellung ich schauderte. Natürlich wollte ich, dass es Mom besserging.

Ich wollte nicht länger an sie denken als an eine kranke Person mit schwachem Herzen und leerem Blick. Ich wollte, dass sie mir wieder das Haar flocht und mir *Pu der Bär* vorlas, mit mir zum Lebensmittelladen ging. Wenn das hieß, dass ich im Kopf lautlose Gespräche über Dad führen müsste, dann würde ich das eben tun. Doch bevor ich mich Grannys Ultimatum beugte, musste ich eine Frage stellen.

»Wann kommt er?«

Granny griff in ihre Blusentasche und nahm eine Schachtel Zigaretten heraus. Sie schüttelte eine heraus, zündete sie an und entspannte beim ersten Zug die Schultern. Sie schaute zum Honigbus, als würde er die Antwort enthalten.

»Euer Vater ist kein sehr guter Mensch«, sagte sie, ohne mich anzublicken. Dann bedeutete sie mir, ihr das nächste Wäschestück aus dem Korb zu geben. Das Gespräch war beendet.

Ich biss mir auf die Zunge, um Granny nicht eine Lügnerin zu nennen. Wie konnte sie es wagen, sich auf eine Seite zu schlagen, als könnte sie Dad mit einem Schnitt ihrer Schere einfach aus meinem Leben schneiden? Ich hatte Fledermausohren; ich wusste, dass sie mit Mom manchmal über Dad sprach, wenn ihr Flüstern aus dem Spalt der geschlossenen Schlafzimmertür über dem Boden drang. Es war nicht richtig, dass sie über ihn sprechen durften, ich aber nicht – er war schließlich *mein* Vater. Ich war nicht dumm; mir war klar, dass Mom und Dad gestritten hatten und wir nicht »auf Besuch« in Kalifornien waren, aber das machte meinen Dad nicht böse und meine Mom gut. Er war mein Vater, und er würde zurückkommen. Granny täuschte sich gründlich.

Die Sonne stand tief am Himmel, und der Honigbus sah aus wie eine mit orangefarbenen und gelben Glühbirnen beleuchtete Bühne. Durch die Fenster konnte ich die Gestalten von drei Männern ausmachen, die sich mit Grandpa im Inneren drängten, sich Honigwabenrahmen reichten und über das Rattern der Maschinen einander etwas zuriefen.

Ich schlich mich an, um besser sehen zu können. Die Männer hatten wegen der Hitze ihre Hemden ausgezogen und sie an den Handlauf an der Decke gehängt. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten, aber mir war klar, dass sie Witze erzählten, weil sie sich gegenseitig auf den Rücken schlugen und sich vor Lachen krümmten. Die Männer wirkten wie Actionfiguren, ihre fassförmigen Brustkörbe glänzten vor Schweiß, als sie Zargen herumwuchteten und Gläser mit Honig zu hohen Pyramiden auftürmten. Ich beobachtete jede ihrer Bewegungen, sogar wie ihre Adamsäpfel bei jedem Schluck Bier auf und ab hüpfen, und ich

wünschte inbrünstig, sie würden mich mit einem Schwung ihrer Popeye-Arme zu sich hineinwinken. Das waren die Freunde aus Big Sur, mit denen Grandpa aufgewachsen war, die ihm beigebracht hatten, Rinder mit einem Lasso einzufangen und mit einem Schnorchel nach den schillernden Abalone-Muscheln zu tauchen, die ich im Garten gefunden hatte. Es waren kräftige Männer mit kräftigen Händen, die Grandpa gezeigt hatten, wie man aus Redwoodstämmen Blockhütten baute, wie man Wildschweine jagte oder Schlammlawinen mit schwerem Gerät von der Küstenschnellstraße räumte. Sie waren lebende Paul Bunyans, die Bergmänner von Big Sur, die in der Wildnis für sich selbst sorgen konnten.

Ich drückte das hohe Unkraut zusammen und bastelte mir einen kleinen Bau, in dem ich sitzen und ihnen zusehen konnte. Mit dicken, schweren Messern, die von verbranntem Honig überzogen waren, öffneten sie vorsichtig die mit Wachs versiegelten Honigwaben, so dass der orangefarbene Honig darunter auftauchte. Sie senkten die Honigwabenrahmen in die große Schleuder und schoben einen Hebel darüber von links nach rechts, benutzten dazu beide Hände und ihr ganzes Gewicht, um seine Position zu verändern. Ich sah, wie ein Mann mehrmals an einem Zugseil zog, und hörte, wie der Rasenmähermotor stotternd ansprang. Das Schwungrad begann sich zu drehen und zu heulen, und als es schneller wurde, fing der Bus an, leise zu wackeln. Die Pumpe nahm ihre Arbeit auf und zwang den Honig vom Boden der Schleuder durch die Rohre an der Decke und leitete ihn in zwei Strömen in die Stahlfässer. Es war nichts weniger als ein Wunder; als wäre man auf eine Goldader gestoßen.

Ich blieb sitzen, bis die Sonne hinter den Hügeln unterging und die Grillen anfangen zu singen. Die Männer im Bus schalteten die Baulampen ein und hängten sie an den Handlauf, damit sie bis in die Nacht arbeiten konnten.

Der Bus zog mich an wie das Licht eine Motte. Ich verspürte eine unbezähmbare Sehnsucht wie einen körperlichen Schmerz, ein Nagen in meinem Bauch, mich im Schutz von einem abgeschlossenen Raum wie einem Unterseeboot oder einem Bus zu verkriechen. Der Honigbus sah aus, als wäre es darin warm und sicher. Ich wünschte, die Männer würden mich auffordern, ihrem geheimen Club beizutreten, und mich lehren, etwas Wunderschönes mit meinen Händen zu erschaffen. Mein Herzschlag beschleunigte sich, als ich zusah, wie sie harmonisch zusammenarbeiteten. Als würden sie vertraute Tanzschritte ausführen, gaben sie tropfende Honigwabenrahmen weiter und wechselten sich dabei ab, den Honig in Gläsern aufzufangen, als er aus den Rohren lief. Ich sah,

dass der Bus sie glücklich machte, und ich glaubte, dass er das auch für mich tun konnte.

Mich überwältigte die Gewissheit, die von zuinnerst in mir aufstieg, dass etwas Wichtiges in dem Bus auf mich wartete wie die Antwort auf eine Frage, die ich noch nicht gestellt hatte.

Ich musste nur hineinkommen.

Die geheime Sprache der Bienen

1975 – *Spätes Frühjahr*

Eine Bienenlektion in Vertrauen

Ich schnüffelte nicht nur draußen herum. Ich zog dreist Schubladen auf, durchforstete Schränke und interessierte mich stark dafür, was Granny und Grandpa im Haus aufbewahrten. Weil meine Großeltern alt waren, waren auch ihre Sachen alt, und ich machte gern Jagd auf seltene, längst vergessene Dinge aus den fernen Winkeln ihrer Geschichte. Ich fand Pfeilspitzen, die Grandpa ausgegraben hatte, als er Rohre in Big Sur verlegte, und in der Zedernruhe lagen Stapel alter LIFE-Magazine mit JFK, Elvis und den ersten Astronauten auf den Titelseiten. In den Küchenschränken befand sich ein Friedhof von Geräten, die Granny einmal ausprobiert und für lächerlich befunden hatte.

Eines Morgens fand ich tief im Schrank unter der Spüle einen Mixer. Ich setzte den Glasbehälter auf die Basis mit dem Motor, tat den Deckel darauf, drückte auf einen Knopf, und er erwachte heulend zum Leben. Für ein gelangweiltes Mädchen mit wenig Spielsachen besaß ich plötzlich die wundersamste Maschine und eine ganze Küche voller geheimnisvoller Dinge, eingemacht in Weckgläsern. Ich öffnete die Anrichte und nahm ein Glas heraus, das eine hellgrüne wackelpuddingartige Substanz enthielt, schraubte den Deckel auf und roch daran: Minzgelee. Das könnte gut schmecken – ich mochte Pfefferminzkaugummi und Gelee auf Toast. Ich löffelte es in den Mixer und goss Milch dazu. Da ich glaubte, dass mehr als zwei Dinge nötig waren, um einen Milchshake zu machen, schaute ich mich rasch in der Küche um, und mein Blick blieb an den Schachteln mit Frühstücksflocken auf dem Kühlschrank hängen. Ich zog den Hocker davor und holte die Cornflakes herunter, weil ich dachte, dass sie das Getränk eindicken würden. Ich drückte auf den Knopf für die höchste Geschwindigkeit und mixte ein Gebräu, das an dünnflüssige klumpige Zahnpasta erinnerte. Ich goss es in einen Keramikbecher und brachte ihn Grandpa, der am Esstisch saß und Vögeln zusah, die von ihm auf dem Verandageländer ausgelegte Samen pickten.

Grandpa aß alles. Er kaute Hühnermägen, behauptete, Rinderzunge sei so köstlich, dass ihm Haare auf der Brust wuchsen, und verschlang Artischockenblätter ganz. Er hatte sogar eine Technik entwickelt, noch das letzte

Korn aus einem Maiskolben zu holen, wobei er nur die untere Zahnreihe benutzte und den Maiskolben vor dem Mund hin und her schob wie die Walze einer Schreibmaschine. Ich stellte meinen Milchshake vor ihn. Er trank einen Schluck und brauchte ein paar Sekunden, bis ihm ein Adjektiv einfiel.

»Erfrischend!«, sagte er und spülte mit einem Schluck Kaffee nach. »Wie heißt das?«

»Minzshake«, sagte ich.

Er nickte nachdenklich und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch wie ein Gourmet, der eine Geschmacksnote vergeben sollte.

»Wir teilen ihn«, sagte er und schob den Becher mir zu.

Es war eine Mutprobe. Als ich danach griff, sah ich, dass Grandpa sich bemühte, ernst dreinzublicken, aber gerade als ich einen Schluck nehmen wollte, lenkte uns ein leises Summen ab. Grandpa wandte sich instinktiv dem Geräusch zu und schaute etwas nach, das durch die Luft flog. Ich folgte seinem Blick, bis ich sah, was er sah – eine Honigbiene, die über dem Esstisch kreiste. Sie schwebte mit herunterbaumelnden Beinen in der Luft und blieb an Ort und Stelle, indem sie so schnell mit den Flügeln schlug, dass sie nicht mehr zu sehen waren. Ich stellte den Becher ab und lehnte mich wie in Zeitlupe zurück. Die Biene, die jede meiner Bewegungen beobachtete, näherte sich mir langsam, flog kleine Bögen nach links und nach rechts und kam mit jedem Schwung näher.

Meine Muskeln spannten sich an, und ich wünschte, die Biene würde bitte, bitte abhauen. Doch sie wurde angezogen von dem süßen Geruch in meinem Becher und war entschlossen, eine Kostprobe zu nehmen. Als sie auf dem Becherrand landen wollte, schlug ich nach ihr.

Die Biene stieß ein schrilles *Sssttt!* aus und drehte ängstliche Kreise über unseren Köpfen.

Grandpa sprang vom Stuhl auf und packte meinen Arm so fest, dass ich es bis auf den Knochen spürte. Ich erschrak und hatte Angst, weil er plötzlich so aggressiv war. Nie zuvor war er wütend auf mich geworden; er tat immer nur so, als würde er Matthew oder mir den Hintern versohlen, wenn Granny ihn zwang, uns wegen Ungezogenheit zu bestrafen. Er neigte sich so weit zu mir, dass sich unsere Nasen fast berührten und schaute mir in die Augen. Seine Worte waren wohl gewählt und laut wie Glockenschläge.

»Du. Darfst. Einer. Biene. Nie. Etwas. Tun.« Er wandte den Blick erst ab, als er sicher war, dass seine Worte in meinem Gehirn angekommen waren. Ich musste etwas wahrhaft Schlimmes getan haben, wenn Grandpa mich schimpfte, aber ich

war verwirrt. Bienen stachen. Sie waren Plagen wie Moskitos. Wen kümmerte es, wenn ich eine Biene erschlug? War es nicht richtig, mich zu schützen?

»Sie wollte mich stechen!«, protestierte ich.

Grandpa zog ungläubig die Augenbrauen in die Höhe. »Wie kommst du darauf?«

Die Biene knallte jetzt gegen das Fenster in dem Versuch hinauszufiegen. Ihr Summen wurde zu einem Kreischen. Ich dachte, dass wir dieses Gespräch vielleicht in einem anderen Zimmer fortsetzen sollten, doch Grandpa blieb unbeeindruckt angesichts eines stechenden Insekts, das Amok lief. Ich behielt die wütende Biene im Blick, als ich Grandpas Frage beantwortete.

»Weil Bienen immer stechen.«

»Komm mit«, sagte Grandpa.

Ich folgte ihm in die Küche, wo er in den Schränken nach einem leeren Honigglas suchte.

»Hol ein Stück Papier«, sagte er.

Ich wollte alles tun, damit er wieder gut mit mir wäre. Ich rannte zu Grannys Schreibtisch, riss ein Blatt aus ihrem edlen Briefblock und verneigte mich praktisch, als ich es ihm reichte.

»Horch«, sagte er, legte die Hand ans Ohr und neigte den Kopf in die Richtung, aus der das Summen kam. »Es klingt schrill«, sagte Grandpa. »Sie ist in Not. Siehst du sie?«

Ich folgte dem Geräusch, bis ich die Biene in einem unsicheren Kreis durchs Zimmer fliegen sah. Sie suchte nach einem Ausweg und blieb schließlich auf dem Fenster sitzen, das auf die Veranda hinausging.

»Da!« Ich deutete mit dem Finger.

Grandpa schlich sich leise an sie an, verbarg das Glas hinter dem Rücken. Als er direkt hinter der Biene stand, hob er rasch die Hand mit dem Glas und setzte es auf die Biene. Mit der freien Hand schob er das Papier zwischen die Scheibe und die Öffnung des Glases. Er trat zurück mit der Falle in den Händen. Die Biene krabbelte das Glas hinauf und betastete es mit ihren Fühlern.

»Okay, mach mir die Tür auf«, sagte er.

Wir gingen gemeinsam nach draußen, und statt die Biene freizulassen, setzte sich Grandpa auf die Treppe und klopfte auf den Platz neben sich, damit ich mich zu ihm setzte.

»Streck deinen Arm aus.«

Er hielt das Glas schräg, als wollte er die Biene auf meinen Unterarm kriechen lassen. Ich riss den Arm weg.

»Sie wird mich stechen!«, rief ich.

Er seufzte, als würde seine Geduld auf eine harte Probe gestellt, und wandte sich wieder mir zu.

»Bienen tun dir nichts, wenn du ihnen nichts tust.«

Die meisten meiner Informationen über Bienen stammten aus Comics, in denen Bienen immer als blutrünstiger Schwarm auftraten und Menschen, Kojoten, Schweine und Kaninchen terrorisierten. Ich erzählte es Grandpa.

»Das ist reine Phantasie«, sagte er. »Honigbienen greifen nicht an. Sie stechen nur, um ihr Zuhause zu verteidigen. Sie wissen, dass sie sterben müssen, wenn sie stechen, deswegen warnen sie dich zuerst mehrmals.«

Grandpa griff erneut nach meinem Arm, aber ich war noch immer unsicher und versteckte ihn hinter meinem Rücken. Die Biene war jetzt wütend, knallte gegen die Wände ihres gläsernen Gefängnisses. Grandpa stellte das Glas ab und sprach langsam und bedächtig zu mir.

»Bienen können sprechen, aber nicht mit Worten. Man muss ihr Verhalten beobachten, um ihre Sprache zu verstehen. Zum Beispiel«, sagte er und hob einen Finger, um seine Argumente aufzuzählen. »Wenn man einen Stock aufmacht und ein leises kauendes Geräusch hört, heißt das, dass die Bienen fleißig und zufrieden sind. Hört man ein lautes Brummen, sind sie wegen irgendetwas aufgeregt.«

Ich sah, dass die Biene sekundlich aufgeregter wurde.

»Zweitens«, sagte er und hob einen weiteren Finger. »Bienen bitten dich, vom Stock zurückzuweichen, indem sie dich mit dem Kopf stoßen. Das ist eine höfliche Bitte, zurückzutreten, damit sie dich nicht stechen müssen.«

Mir begann zu dämmern, dass Grandpa Bienen vielleicht auf eine andere Weise kannte als alle anderen. Er verbrachte jeden Tag mit ihnen, deswegen wusste er wahrscheinlich, was sie dachten. Aber das hieß nicht, dass ich eine Biene auf mir herumkrabbeln lassen wollte. Ich vertraute darauf, dass Grandpa nichts tun würde, was mir schaden könnte, aber von der gefangenen Biene konnte ich nicht dasselbe sagen, die jetzt allem Anschein nach stinksauer war. Er langte wieder nach dem Glas und schob es zu mir. Ich schüttelte den Kopf, nein.

»Du musst vor Bienen keine Angst haben«, sagte er. »Sie spüren Angst, und dann kriegen sie auch Angst. Aber wenn du ruhig bist, dann bleiben sie auch ruhig.«

»Ich habe noch immer Angst«, flüsterte ich.

»Die Biene hat mehr Angst vor dir als du vor ihr«, sagte er. »Kannst du dir vorstellen, wie furchterregend es ist, so klein in einer so großen Welt zu sein?«

Er hatte recht, ich wollte nicht mit einer Biene tauschen. Meine Furcht ließ jetzt ein kleines bisschen nach, da ich wusste, dass die Biene auch Angst hatte. Ich würde ihr gewiss nichts tun, aber die Biene konnte es nicht mit Sicherheit wissen. Ich streckte ganz vorsichtig den Arm aus.

»Bist du so weit?«

Ich nickte und sah zu, wie die Biene im Glas auf den Rücken fiel, ihre sechs Beine ruderten, um Halt zu finden.

»Bienen sind empfindlich, deswegen keine abrupten Bewegungen und keine lauten Geräusche, okay? Du musst dich bei Bienen immer langsam und ruhig bewegen, damit sie sich sicher fühlen.«

Ich versprach, stillzuhalten, ein leicht geschlossener Pakt, weil ich zu große Angst hatte, um mich zu rühren. Ich versuchte, an etwas Beruhigendes zu denken, aber das war auf Befehl unmöglich. Grandpa stieß mit dem Glas gegen die Unterseite meines Handgelenks, und die Biene fiel heraus. Sie rührte sich, als ich den Atem anhielt, dann machte sie ein paar vorsichtige Schritte.

»Es kitzelt«, flüsterte ich. Aus der Nähe sah ich, dass der Körper einer Honigbiene ein Wunder aus miteinander verbundenen Miniaturteilen war, wie das Innere einer Uhr. Ihre Fühler, zwei L-förmige Stäbchen drehten sich in Gelenken auf der Stirn zwischen den Augen, suchten die Luft ab, betasteten meine Haut und erinnerten mich an eine blinde Person, die sich mit einem Stock ein mentales Bild eines Ortes macht.

»Was tut sie?«

»Sie erkundet dich«, sagte Grandpa. »Die Fühler einer Biene können riechen, fühlen und schmecken.«

Man stelle sich das vor. Einen Körperteil zu haben, der gleichzeitig Nase, Fingerspitze und Zunge ist. Während sich die Biene an mich gewöhnte, gewöhnte ich mich an sie. Grandpa hatte recht. Dieses kleine Insekt war nicht mein Feind. Ich hob langsam den Arm, damit ich in seine Augen schauen konnte, die geformt waren wie zwei glänzende schwarze Kommas auf der Seite des Kopfs. Furcht verwandelte sich in Faszination, während ich betrachtete, wie die Biene gebaut war, so klein, so vollkommen.

Adern durchzogen die schimmernden Flügel. Sie war pelzig, und ihr Bauch dehnte sich bei jedem Atemzug aus und zog sich wieder zusammen. Ich schaute

mir die Streifen näher an, und mir fiel auf, dass die orangefarbenen Bänder behaart und die schwarzen glatt waren. Die Beine der Biene formten kleine Haken, und jetzt strich sie mit den beiden vorderen Paaren über ihre Fühler. Ich vermutete, dass sie sie säuberte oder kratzte.

»Was meinst du?«, fragte Grandpa.

»Kann ich sie behalten?«

»Leider nicht. Sie wird aus Einsamkeit sterben, wenn du sie von ihrem Stock trennst.«

Ich begann zu begreifen, dass Bienen wie Menschen Gefühle haben und wie Menschen in Familien zusammenleben, damit sie sich sicher und gemocht fühlen. Ohne die Sicherheit ihrer Gefährtinnen verlieren sie den Lebensmut. Ich wollte gerade fragen, ob wir die Biene in ihren Stock zurückbringen sollten, als sie die Kiefer öffnete und eine lange rote Zunge herauskam.

»Sie will mich beißen!«, rief ich.

»Pssst, halt still«, flüsterte Grandpa. Die Biene schmeckte vorsichtig an meinem Arm, begriff, dass ich keine Blume war und zog die Zunge wieder ein. Sie hob den Hinterleib hoch und schlug so schnell mit den Flügeln, dass ich die Vibration auf der Haut spürte. Dann hob sie ab und flog davon.

Grandpa stand auf, fasste mich an der Hand und zog mich auf die Beine.

»Meredith, töte nie etwas, außer du willst es essen.«

Ich gab ihm mein Wort.

Als ich an diesem Abend ins Bett kroch, schnarchte Mom bereits. Ich räusperte mich in der Hoffnung, dass es sie wecken würde, und als es nicht funktionierte, ruckelte ich ein bisschen am Bett.

»Hmmmm?«

»He, Mom.«

Sie stöhnte und drehte sich mit geschlossenen Augen zu mir um. »Was?«

»Hast du gewusst, dass Bienen sterben, wenn sie jemanden gestochen haben?«

»Pssst. Du weckst deinen Bruder.«

Ich senkte die Stimme zu einem Flüstern.

»Ihre Eingeweide reißen mit dem Stachel raus.«

»Das ist nett.«

Mom rückte ein Stück ab von mir, schob ihre Knie unter meine und zog mich an sich. Ich wollte gerade damit angeben, dass ich mit bloßen Händen eine Biene

aufgehoben hatte, doch ich spürte, wie ihre Beine zuckten, und begriff, dass sie wieder eingeschlafen war.

Ich lag da, und in meinem Kopf kreisten neue Fragen zu Bienen. Grandpa hatte eine Tür zu einem geheimen Mikrokosmos in unserem Garten einen Spaltbreit geöffnet, und weil ich jetzt wusste, dass Bienen in einem Familienverband lebten, wollte ich alles über sie wissen. Welche Bienen sind die Eltern? Wie viele Bienen gehören zu einer Familie? Wie erinnern sie sich daran, in welchem Stock sie leben? Wie sieht es in einem Bienenstock aus? Schlafen sie nachts? Wie machen sie Honig? Grandpa hatte bewiesen, dass ich einer Honigbiene ganz nahe kommen konnte, ohne gestochen zu werden. Ich gelangte zu dem Schluss, dass furchterregende Tiere und Insekten selten dem Ruf gerecht werden, der ihnen in Zirkussen und Monsterfilmen verpasst wird. Grandpa lehrte Matthew und mich, dass alle Geschöpfe heilig sind und ein eigenes Gefühlsleben haben. Als Teil unserer Erziehung setzten wir uns jeden Abend nach dem Essen mit Grandpa in seinen Fernsehsessel und sahen seine bevorzugten Tiersendungen. Ich hatte gestaunt, als ich sah, wie männliche Löwen mit ihren Jungen spielten, wie Kraken im Aquarium ihre Arme aus dem Wasser streckten, um ihre Pfleger zu umarmen, oder Elefanten Stufen anlegten, die aus einem tiefen Schlammloch führten, damit ein ertrinkendes Elefantenbaby heraussteigen konnte. Deswegen fragte ich mich, ob Bienen auch so mitfühlend waren, und was wäre, wenn ich lernen würde, es zu erkennen? Als kleines Mädchen musste ich sicher sein, dass Liebe von Natur aus um uns herum war, und es war aufregend, dass ich nicht auf *Im Reich der wilden Tiere* oder Jacques Cousteau warten musste, um mich dessen zu vergewissern. Die Geheimnisse des Tierreichs waren in meiner Reichweite, wann immer ich wollte. Während ich an diesem Abend im Bett lag, wurde unser kleines Schlafzimmer ein bisschen größer. Ich hatte etwas Gutes gefunden – eine Möglichkeit, wie Kalifornien mich glücklich machen könnte.

Ich erwachte vom Blubbern der Kaffeemaschine, deswegen wusste ich, dass meine Großeltern wach waren. Ich ging auf Zehenspitzen den Flur entlang und stieß ihre Schlafzimmertür auf. Granny las Grandpa laut aus dem *Monterey Herald* vor, während er sich Fotos in einer Bienenhalterzeitschrift namens *Gleanings in Bee Culture* (Nachlese in Bienenkultur) anschaute. Am Wochenende gingen sie den Tag langsam an. Ich stieg in ihr schmales Himmelbett, drängte mich zwischen sie und fragte Grandpa, ob er mir seine Bienenstöcke zeigen würde.

»Jetzt aber mal langsam«, sagte Grandpa und legte die Zeitschrift weg. »Ich habe noch nicht mal meinen Nachdenksaft getrunken.«

»Ausgezeichnetes Argument«, sagte Granny. »Hört sich an, als wäre der Kaffee fertig, Franklin.«

Grandpa schlug pflichtbewusst die Bettdecke zurück und schob die Füße in die Hausschuhe, und ich hörte seine Gelenke knacken, als er aufstand. Ich seufzte dramatisch, aber das kümmerte niemanden. Mir stand eine lange Wartezeit bevor. An Samstagen und Sonntagen tranken sie gern mehrere Tassen Kaffee im Bett, Granny las die Zeitung von vorn bis hinten, trug Grandpa laut besonders wichtige Absätze vor und kommentierte sie. Grandpa wurde es nach einer Weile überdrüssig, aber er beschwerte sich nie. Stattdessen lenkte er sie ab, indem er mit seinen starken Zehen nach Zeitungsseiten griff und sie in ihren Schoß fallen ließ. Granny hielt es für abstoßend, Grandpa für einen Spaß.

Ich schlenderte nach draußen und entdeckte Matthew, der neben den Gemüsebeeten sein dickes Bein hob und auf etwas hinunterkrachen ließ. Als ich näher kam, sah ich, dass er Schnecken zertrat. Er lächelte und hob den Fuß, um mir den schleimigen Haufen auf dem Boden zu zeigen. Er half Grandpa, der ihm beigebracht hatte, die Marodeure zu jagen, die seine Ernte fraßen. Schnecken und Taschenratten waren die einzigen Ausnahmen von Grandpas Nicht-töten-Regel.

»Ekelhaft«, sagte ich etwas genervt vom großen Vergnügen meines Bruders.

Er hielt eine Schnecke zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ sie auf den Boden fallen.

»Du bist dran«, sagte er.

Ich griff stattdessen nach seiner Hand. »Komm mit, ich habe eine andere Aufgabe für dich.«

Er riss die Augen auf und hüpfte neben mir zum Honigbus. Zwischen Boden und Fahrgestell war ungefähr ein halber Meter Platz. Wenn wir darunter krochen, würden wir hoffentlich ein herausgerostetes Loch oder eine andere Öffnung finden und vielleicht in den Bus einsteigen können. Ich hatte bereits versucht, die Fenster aufzustoßen, und alle möglichen Stöcke, Schraubenzieher und Buttermesser in die Öffnung gesteckt, in der sich der Griff der rückwärtigen Tür befunden hatte, in der vergeblichen Hoffnung, das Schloss zu knacken. Das hier war mein letzter Einfall. Vielleicht würde ich Matthew brauchen, wenn wir eine Öffnung fanden, die zu klein für mich war.

Ich rutschte als Erste auf dem Rücken darunter, da es Matthews Natur entsprach, erst einmal zu schauen, ob etwas sicher war, bevor er es auch versuchte. Er sah meine Beine verschwinden und wartete auf meinen Bericht. Ein Gewirr aus Unkraut blockierte meine Sicht auf den Boden des Busses, und ich drückte es mit der Schneeengel-Technik platt. Dann presste ich hier und da den Fuß gegen den Boden auf der Suche nach einer Schwachstelle. Das Metall war verrostet, aber solide. Ich trat gegen das Auspuffrohr, und es klapperte etwas und ließ feine Schmutzpartikel auf mich niederregnen. Ich robbte zur Vorderseite des Busses und prallte gegen einen weggeworfenen Reifen. Abgesehen davon fand ich unter dem Bus einen Friedhof verrosteter Zwanzig-Liter-Ölkanister.

Ich gab die Suche auf und ruhte mich eine Weile auf dem Rücken liegend aus, um nachzudenken. Es musste eine Lösung geben, die ich übersah. Matthew rief nach mir, und als ich mich zu ihm umdrehte, sah ich ihn auf Händen und Knien unter den Bus spähen. Dann tauchten zwei Beine auf und rahmten meinen Bruder ein.

»Was ist da drunten so interessant?«, hörte ich Grandpa meinen Bruder fragen.

»Mare-miss«, sagte Matthew und deutete auf mich. Seine Zunge konnte meinen dreisilbigen Namen noch immer nicht bewältigen.

Grandpa legte sich neben Matthew auf den Bauch, und dann starrten mich beide an. Ich hielt still, weil ich das Gefühl hatte, dabei erwischt worden zu sein, wie ich etwas, nichts Schlimmes, nur leicht Peinliches tat.

»Was machst du da drunten?«

»Ich versuche, reinzukommen.«

»Weißt du nicht, dass die Tür hier oben ist?«

»Sie ist zugesperrt.«

»Damit keine kleinen Kinder reingehen.«

Grandpa streckte den Arm unter den Bus, krümmte den Finger und signalisierte mir, dass ich rauskommen sollte. Ich kroch hervor, und er half mir auf die Beine, wischte dabei den Schmutz von meinem Rücken und zupfte die Kletten ab. Was immer im Bus war, müsste warten. Bis ich größer wäre, wann immer das war. Da nur Grandpas Freunde hineindurften, würde ich wohl warten müssen, bis ich erwachsen wäre, und das hieß, dass ich vielleicht nie hineinkam.

»Ich dachte, du wolltest die Bienen sehen«, sagte Grandpa.

Sein Gegenangebot war so verlockend, dass ich sofort hellhörig wurde. Zuerst musste ich allerdings ins Haus gehen und frühstücken.

Den Bauch mit Pfannkuchen gefüllt, folgte ich Grandpa zum Zaun am Ende des Grundstücks, wo eine Reihe mit sechs Bienenstöcken stand. Die Sonne schien auf die Schlitzte unten in den Stöcken, die als Flugloch fungierten, und beleuchtete die Anflugbretter, auf denen die Bienen hinein- und hinausflitzten. Eine kleine Wolke Bienen schwebte vor jedem Stock, alle Pollensammlerinnen warteten darauf, ungestört hineinfliegen zu können. Mir fiel auf, dass die Bienen anders summten als die Biene, die wir im Haus gefangen hatten; das Geräusch klang nicht so dringlich wie ein Schrei, sondern zufrieden und ruhig wie eine Person, die ein Lied summt. Ich stand vor dem Stock ganz rechts, keinen halben Meter vom Eingang entfernt, so dass ich die Bienen beobachten konnte. Ich spürte Grandpas Hand auf der Schulter.

»Du solltest da nicht stehen«, sagte er. »Siehst du, was hinter dir los ist?«

Ich drehte mich um und sah einen Verkehrsstau aus in der Luft schwebenden Bienen, die nicht um mich herum in den Stock fliegen wollten. Der Stau wurde sekundlich größer.

»Du stehst in ihrer Einfugschneise«, sagte er und führte mich auf die Seite des Stocks. Kaum war ich aus dem Weg, rauschten die wartenden Bienen in Kometenform in ihren Stock. Ich kniete mich neben den Stock, so dass ich auf Augenhöhe mit den Bienen war. Eine nach der anderen marschierte zum Eingang, putzte ihre Fühler, ging in die Hocke und hob ab wie ein Kampfflugzeug.

»Was siehst du?«

»Viele Bienen, die hinein- und hinausfliegen«, sagte ich.

»Schau genauer hin.«

Ich tat es und sah das Gleiche. Bienen, die in den Stock flogen. Bienen, die herausflogen. So viele, dass es mir schwerfiel, eine länger im Auge zu behalten. Grandpa nahm einen Kamm aus der Hosentasche und fuhr sich damit dreimal geübt durchs Haar, oben und auf den Seiten, und wartete darauf, dass ich sah, was immer ich sehen sollte. Er deutete auf das Anflugbrett. »Gelb!«, sagte er.

Ich sah nur Bienen.

»Da ist Orange! Grau! Wieder Gelb!«

Und da sah ich es. Bei manchen der zurückkehrenden Bienen klebte etwas an den Hinterbeinen. Jede fünfte oder sechste dieser Honigbienen watschelte in den Stock, ihre Hinterbeine bepackt mit kleinen Kügelchen wie die Flusen, die sich an einem Lieblingspullover bilden, manche Pakete waren so winzig wie ein Stecknadelkopf, andere so groß wie eine Linse, so groß, dass sich die Biene unter dem Gewicht anspannte.

»Was ist das?«

»Pollen, von Blumen. Die Farbe sagt dir, bei welchen Blumen sie gewesen sind. Bräunlich ist von den Mandelbäumen. Grau ist von den Brombeeren. Orange ist Mohn. Gelb ist höchstwahrscheinlich Senf.«

»Wofür ist das?«

»Bienenbrot.«

Jetzt machte er sich über mich lustig. Bienen können kein Brot backen. Sie machen nur Honig. Das wusste jeder.

»Grandpa!«

»Was? Du glaubst mir nicht?«

»Nein.«

»Wie du meinst. Bienen vermischen den Pollen mit ein bisschen Speichel und Nektar und füttern damit ihre Babys. Bienenbrot.«

Es ergab einen gewissen Sinn, aber es war einfach zu schräg. Ich wartete darauf, dass er über seinen eigenen Witz kicherte, aber er verzog keine Miene. Es hatte gestimmt, als Grandpa gesagt hatte, dass ich gefahrlos eine Biene auf mir herumkrabbeln lassen konnte, deswegen vermutete ich, dass er wusste, wofür Pollen gut waren. Ich spielte mit.

»Sie machen Brot da drin?«

»Sie schieben den Pollen von ihren Beinen, kauen ihn zusammen mit Nektar und lagern ihn in einer Wabe.«

»Kann ich mal sehen?«

»Nicht heute. Ich will sie jetzt nicht stören. Sie machen neues Wachs.«

In diesem Augenblick schlurfte die dickste Biene, die ich je gesehen hatte, aus dem Stock. Sie war breiter und kräftiger als alle anderen, und ihr Kopf bestand fast ausschließlich aus zwei großen Augen. Sie näherte sich mehreren der normal großen Bienen und tastete mir ihren Fühlern deren Fühler ab. Jede Biene, die sie berührte, wich zurück und machte einen Bogen um sie, als wäre sie irritiert.

»Ist das die Königinbiene?«

Grandpa hob sie hoch und setzte sie auf seine Handfläche. »Nein. Das ist ein Drohn ... ein Bienenjunge. Er bettelt um Essen.«

Ich fragte Grandpa, warum er sich nicht einfach sein eigenes Essen besorgte.

»Bienenjungen verrichten keine Arbeit. Die vielen Bienen mit Pollen, die du siehst, das sind alles Mädchen. Jungen sammeln keinen Nektar oder Pollen für

den Stock, sie füttern die Babys nicht, und sie machen kein Wachs und keinen Honig.«

Grandpa setzte den Drohn neben den Eingang, wo er die Suche nach Almosen wieder aufnahm. Schließlich hielt eine zurückkehrende Biene inne und schlang ihre Zunge um die des Drohns. Sie füttert ihn mit Nektar, erklärte Grandpa.

»Er hat nur eine Aufgabe. Ich werde sie dir erklären, wenn du ein bisschen älter bist.«

Grandpa hatte in der Nähe der Stöcke zwei Baumstümpfe aufgestellt, und wir setzten uns darauf und sahen den Bienen beim Fliegen zu, wie man ein Feuer beobachtet oder aufs Meer schaut, ließen uns einlullen von den einzelnen Bewegungen, die zusammen ein einziges Fließen ergaben. Mir gefiel es, die Muster ihrer Routine zu interpretieren, zu wissen, dass die Bienen nicht planlos herumflogen; was sie taten, hatte System. Sie waren unterwegs, um Pollen für Brot und Nektar zu holen. Ein Bienenstock konnte chaotisch wirken, wenn man nicht wusste, dass Bienen einen Plan für alles hatten.

Ich hätte nie gedacht, dass ein Bienenstock ein weiblicher Ort ist, ein Schloss mit einer Königin, aber ohne König. Alle arbeitenden Bienen darin sind weiblich; ungefähr sechzigtausend Töchter, die ihre Mutter füttern, ihr Wassertropfen bringen und sie nachts wärmen. Das Volk würde schrumpfen und sterben ohne die Königin, die Eier legt. Doch ohne ihre Töchter, die sich um sie kümmern, würde die Königin entweder verhungern oder erfrieren.

Dass sie einander brauchen, macht sie stark.

Heimkehr

1975 – Sommer

Eine Bienenlektion in Selbsterhaltung

Unsere Großeltern hatten das unglaubliche Glück, nur ein paar Schritte entfernt vom Carmel Valley Air Field zu leben, wo ein paarmal im Monat zweisitzige Flugzeuge landeten und starteten. Der Flughafen bestand lediglich aus einer unbefestigten Landebahn und einer Rollbahn, es gab keine Lichter, Zäune oder andere Sicherheitsvorkehrungen, keine Markierungen oder Schilder, die die Piloten leiteten, und die zerfetzte Windhose war nutzlos. Piloten mussten sich über Funk mit einem Nachbarn verständigen, der auf die Landebahn hinaussah und mitteilte, aus welcher Richtung der Wind wehte.

Entwurzelt, wie wir waren, ohne Zugang zu unseren Spielsachen oder unseren früheren Spielgefährten, mussten Matthew und ich uns etwas einfallen lassen, um uns abzulenken, und benutzten, was immer uns zur Verfügung stand. Wir versuchten, Pyramiden aus Grannys Pokerkarten zu bauen, wir legten Vogelfutter aus und warteten auf Vögel, aber der Flughafen mit echten Flugzeugen war der Jackpot.

Matthew musste nur das entfernte Rumoren eines Propellers hören, und er ließ fallen, was immer er in der Hand hatte, und rannte aus dem Haus, um auf das Flugzeug zu warten. Er war verrückt danach, verfiel nahezu in Trance, während er dabei zusah, wie es landete. Er lief zu Grandpa, packte ihn bei der Hand und drängte ihn, mit uns über die Straße zu gehen, uns neben die Landebahn zu stellen und den Wind zu spüren, wenn das Flugzeug vom Himmel herunterkam.

Eines Nachmittags hörten wir das verräterische Geräusch, doch Grandpa arbeitete in Big Sur, und wir hatten keine Begleitung. Aber da wir jetzt so viel Zeit gemeinsam verbrachten, waren wir solidarisch miteinander, und manchmal schlug unsere Kameradschaft in Unfug um. Matthew und ich zögerten den Bruchteil einer Sekunde, schauten auf das ruhige Haus, grinsten uns an und rannten über die Straße, schnauften die kleine Anhöhe hinauf und schafften es bis zum Flugfeld, gerade als das Flugzeug über uns kreiste.

Dieses Mal wollte Matthew näher an das Flugzeug heran, deshalb krochen wir bis zum Mittelstreifen zwischen den zwei Bahnen, setzten uns ins Gras und warteten darauf, dass das Flugzeug über uns hinwegflog. Ich riss eine Senfblüte ab und aß sie, so wie ich es Grandpa hatte tun sehen. Ich bot Matthew eine gelbe Blüte an, doch er rümpfte die Nase. Wie hörten, wie der Propeller näher kam und die Luft verwirbelte wie Donner. Matthew griff nach meiner Hand, und wir legten uns auf den Rücken und schauten in den Himmel.

Als der Bauch des Flugzeugs keine sechs Meter über uns hinwegflog, spürten wir den brummenden Motor in der Brust, und wir schrien mit der gleichen Mischung aus Vergnügen und Angst, für die Achterbahnen erfunden wurden. Ich kann mir nicht vorstellen, was der Pilot dachte, als er in letzter Sekunde zwei kleine Kinder in seinem Sichtfeld auftauchen sah. Wir winkten und hofften begeistert, er würde uns sehen; wahrscheinlich raste sein Herz.

Wir setzten uns auf und sahen zu, wie das Flugzeug ein paar kreischende Hüpfen machte und dann ausrollte zum Ende der Landebahn, wo ähnliche Flugzeuge standen, die Flügel am Boden festgezurrten.

In diesem Augenblick machte das Flugzeug mit noch schwirrendem Propeller kehrt und fuhr langsam auf uns zu. Es war auf halber Länge der Landebahn, als es anhielt, der Pilot ausstieg und uns etwas zurief. Wir verstanden die Worte nicht, hörten jedoch den unverwechselbaren Tonfall eines Erwachsenen, der »ein Wörtchen« mit uns reden wollte. Wir sprangen auf und rannten davon, und bevor ich bis zehn gezählt hatte, waren wir hinter unserem kleinen roten Haus und schnappten vornüber geneigt nach Luft. Ich hoffte, dass der Pilot nicht gesehen hatte, zu welchem Haus wir gelaufen waren, und schwor insgeheim, dass ich so etwas nicht noch einmal tun würde.

Als wir wieder normal atmeten, gingen wir mit Unschuldsmiene in die Küche, wo Granny etwas in der elektrischen Bratpfanne verbrannte. Sie hatte den Herd vor langer Zeit aufgegeben und bestand darauf, dass der Temperaturregler von Anfang an defekt gewesen war und das Essen verbrannte. Auf dem Herd stand jetzt eine elektrische Pfanne, ungefähr so groß wie eine Pizzaschachtel, und obwohl sie wesentlich seltener fluchte, verkohlte darin jede Mahlzeit – Frühstück, Mittagessen, Abendessen.

»Wo seid ihr zwei gewesen?«, fragte sie, den Rücken uns zugewandt, und kratzte wild mit dem Pfannenheber an etwas herum. Ich legte den Finger an den Mund, um Matthew daran zu erinnern, dass wir es nicht erzählen durften. Er nickte.

»Nirgendwo. Draußen«, sagte ich.

»Bleibt in der Nähe. Das Abendessen ist gleich fertig.«

»Wir haben ein Flugzeug gesehen!«, meldete sich Matthew zu Wort. Der Junge konnte nicht anders. Bevor sich das Gespräch weiterentwickelte, fasste ich ihn rasch an der Hand, zog ihn ins Wohnzimmer und lenkte ihn mit dem Vorschlag ab, eine Burg zu bauen.

Granny hatte eine Couch, die so lang wie ein Cadillac zu sein schien, bestehend aus zwei rechteckigen Sitzkissen, die man ausgezeichnet als Mauern aufstellen konnte. Wir nahmen die Kissen des gelben Sessels für das Dach und bauten eine Burg vor dem Fernseher, ließen einen schmalen Spalt, so dass wir drin sitzen und fernsehen konnten. Wir schauten Matthews Lieblingssendung *Notruf California* über zwei Sanitäter, die in einer Kiste ein Funkgerät von einem Krankenhaus dabei haben und Unfallopfer retten, meistens indem sie sie mit elektrischen Schockgebern wiederbeleben.

»Der Fernseher ist zu laut!«, rief Granny aus der Küche.

In diesem Augenblick explodierte auf dem Bildschirm ein Auto in voller Lautstärke.

Ich fühlte mich so behaglich und wollte nicht eine Mauer entfernen, um bis zum Fernseher zu kriechen und ihn leiser zu drehen.

»Mach den Fernseher leiser«, sagte ich zu Matthew.

Er ignorierte mich. Matthews Bewunderung für mich schien in letzter Zeit abzunehmen. Das war aus zwei Gründen beunruhigend. Erstens, er befolgte meine Anweisungen nicht mehr. Neulich hatte er sich sogar geweigert, sich von mir mit allen Ketten und Armbändern aus Moms Schmuckkasten behängen zu lassen, und das hatten wir schon oft getan. Aber schlimmer war, dass er der Einzige war, der mir von meiner Familie geblieben war, und den Gedanken, dass auch er mich verlassen könnte, ertrug ich nicht. Ich versuchte, seine wachsende Unabhängigkeit nicht persönlich zu nehmen, sie gehörte schließlich zu seinem Größerwerden, aber ich befürchtete, dass sie auf etwas Tieferes verwies, dass er mich eines Tages nicht mehr brauchen würde. Der Gedanke, dass Matthew mich verlassen würde, war so angsterregend, dass ich gemein zu ihm war, um ihn bei der Stange zu halten, ihm zu zeigen, dass es ernste Konsequenzen hatte, wenn er mir nicht gehorchte. Wenn er also den Fernseher nicht leiser drehte, dann würde er auch nicht in unserer Burg bleiben. Ich schlug gegen das nächste Sofakissen, und unser Haus stürzte auf uns. Matthew heulte vor Wut, als er sich einen Weg aus den Ruinen trat.

Granny kam ins Wohnzimmer und wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. Sie warf uns einen Blick zu, der besagte, dass wir sie den letzten Nerv kosteten. Dann drehte sie den Fernseher leiser, und da hörten wir jemanden an die Haustür klopfen.

Wie lange der Besucher schon versuchte, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wussten wir nicht. Höchstwahrscheinlich war es einer von Grandpas Honigkunden, der unangemeldet vorbeikam mit einem leeren Glas in der Hand. Grandpa war nicht zu Hause. Wer immer es war, müsste das Glas mit einem Scheck oder Bargeld darin vor der Tür stehen lassen, und Grandpa würde das Geld durch Honig austauschen, das Glas wieder vor die Tür stellen, damit er oder sie es später abholen konnte.

Granny öffnete die Tür, und ich sah, wie sich ihr Rücken versteifte.

Dann rief sie über die Schulter den Namen meiner Mutter. »Sal – lllllie!«

Ich hörte das Quietschen der Schlafzimmertür, und Mom kam in verknitterter Jogginghose und T-Shirt herein, das Outfit, in dem sie Tag und Nacht im Bett lag.

»Du musst nicht schreien, Mom«, sagte sie und blinzelte in das Nachmittagslicht. Mom ging zu Granny und stützte einen Arm gegen den Türrahmen. Dann trat sie einen Schritt zurück.

»David«, sagte sie.

Ich hörte eine leise Männerstimme, und die Haare in meinem Nacken stellten sich auf.

Dad!

Die Kammer in mir, in der ich all meine geheimen Gedanken über Dad versteckte, öffnete sich, und in jeder meiner Poren explodierte ein Feuerwerk. Ein halbes Jahr lang Wünschen in der einsamen Stille der Nacht hatte das Wunder bewirkt, und jetzt würde alles wieder so, wie es gewesen war. Ich hatte es immer gewusst.

Ich schaltete den Fernseher aus, und Dads seidige Worte trieben in das Wohnzimmer, hüllten mich fest ein und zogen mich zu ihm. Ich hatte gewusst, dass er kommen würde. Jetzt könnten wir endlich nach Hause zurückkehren, Mom wäre wieder glücklich, und Matthew und ich könnten wieder unsere Zimmer beziehen. Ich schaute zu meinem kleinen Bruder, der auf und ab hüpfte, den Blick auf die Tür gerichtet.

»Daddy, Daddy, Daddy, Daddy!«, sang er.

Ich lief zu Dads Stimme, doch Mom und Granny traten weder beiseite noch öffneten sie die Tür weiter als ein paar Zentimeter. Ich sah nur kleine Stücke von

ihm – die Seite seiner lederen Bootsschuhe, einen Flecken tintenschwarzes Haar. Ich spähte durch den Spalt in der Tür und sah unseren grünen Volvo neben dem Eukalyptusbaum in der Einfahrt stehen. *Er muss uns wirklich wiederhaben wollen, wenn er so weit gefahren ist*, dachte ich.

»Hast du meine Geschirrspülmaschine dabei?«, fragte Mom. »Die Spielsachen der Kinder?«

Ich zupfte an Grannys Ärmel, doch sie reagierte nicht. Ich klopfte gegen Moms Rücken. Nichts.

Mein Vater war in Moms Volvo durch das ganze Land gefahren, um ihn ihr zu bringen, und niemand hatte das zuvor Matthew und mir erzählt. Er hatte die Nacht im Haus seiner Mutter in Pacific Grove verbracht und sie am nächsten Tag gebeten, ihm zu unserem Haus zu folgen und ein paar Straßen entfernt zu parken, damit sie ihn anschließend zum Flughafen fahren konnte. Er hatte eine Konfrontation vorausgesehen und wollte seiner Mutter ersparen, sie mitzuerleben. Er wollte ins Dorf gehen, wo nebeneinander ein Lebensmittelladen, ein Friseur, eine Bank und ein Restaurant waren, und sie dort auf dem Parkplatz treffen.

Ich wusste nichts davon. Als Dad plötzlich vor unserer Tür stand, nahm ich an, dass er gekommen war, um uns zu holen. Ich stand verdattert da, als Granny ihn daran hinderte, hereinzukommen.

Etwas stimmte nicht. Dad musste wissen, dass wir im Haus waren, warum also kam er nicht herein? Warum dauerte es so lange? Warum ließen sie ihn nicht herein? Granny sprach in abgehackten Sätzen im gleichen angewiderten Tonfall, in dem sie über die schlechten Politiker in den Zeitungsberichten sprach. Ich hörte Dad etwas murmeln, als würde er sich entschuldigen, und Boshaftigkeit lag greifbar in der Luft. Ihre Stimmen wurden lauter, dunkler, schärfer, und meine Muskeln spannten sich an, als ich mich an unsere letzte Nacht in Rhode Island erinnerte. Dann wurde Moms Stimme zu einem Donnern.

»Wie kannst du mir das antun?«, kreischte sie. »Liegt dir denn überhaupt nichts an deinen Kindern?«

Dads Finger schossen herein und ließen die Autoschlüssel auf Grannys ausgestreckte Handfläche fallen. Sie warf den Schlüsselring auf ihren Schreibtisch, als wäre es ein stinkender Schuh, den sie nicht anfassen wollte. Mom ging hinaus, um mit Dad zu sprechen, und Granny knallte die Tür zu, stieß mit dem Hintern dagegen, damit sie auch fest geschlossen war. Dann drückte sie den Knopf in den Knauf, um sie zu verriegeln, rieb sich die Hände in einer Geste,

als wäre sie mit etwas fertig, als würde sie Mehl von ihren Händen wischen. Sie ging zurück in die Küche, ohne uns anzusehen, als wäre nichts geschehen.

Alles passierte zu schnell. Ich hörte, wie Mom draußen Dad anschrie. Ich wusste nicht, was »Scheidung« bedeutete, aber die Endgültigkeit ihres Tonfalls entging mir nicht, als sie das Wort vor ihm ausspuckte, und da wusste ich alles, was ich wissen musste – was immer zwischen meinen Eltern kaputt war, konnte nicht repariert werden.

»Willst du deine Kinder nicht?«, heulte sie.

Matthew sah mich aus weit aufgerissenen Augen an, suchte in meinem Gesicht nach Beruhigung. Ich machte einen Schritt auf ihn zu, und er schlang die Arme um mein Bein.

Ich hörte, wie Dads Stimme so laut wurde wie Moms, und sie wurden zu zwei Hunden, die sich anbellten und anknurrten. Eine vertraute Angst ergriff von mir Besitz, und ich wusste, dass ich meinen Vater vielleicht nie wiedersehen würde, käme ich nicht durch die Tür. Es war meine einzige Chance, ihn dazu zu bringen, es sich anders zu überlegen. Wenn er mich sah, wenn ich ihn anflehte, würde er vielleicht bleiben. Ich konnte Dad, der so nah war, nicht gehen lassen, ohne es zu versuchen. Ich stürzte mich auf die Tür, schloss sie gerade noch rechtzeitig auf, um Dad die Einfahrt entlang zur Straße gehen zu sehen. In der Nachbarschaft hallte Moms Stimme wider, als sie seinem Rücken nachbrüllte: »Ich sage dir: DAS WIRD DIR NOCH LEIDTUN!«

Ich öffnete den Mund, um zu schreien, aber meine Stimme verging sich in Spinnweben. Ich wollte ihm nachlaufen, aber meine Beine waren mit eisernen Ketten gefesselt. Mom hob Matthew hoch und lief Dad nach, verfluchte ihn, weil er seine Familie verließ.

Zwischen meinem Gehirn und meinem Körper bestand keine Verbindung mehr, und ich konnte nicht mehr unterscheiden, was wirklich war und was nur in meiner Einbildung stattfand. Dad ging weiter, den Blick nach vorn gerichtet. Als er fast an der Straße war, rauschte das Blut zurück in meine Beine, und ich lief die Einfahrt entlang zu Mom, die mit Matthew auf der Hüfte dastand und ihm nachsah. Sie war verstummt und stand still da, als könnte auch sie nicht verstehen, was geschah.

Meine Gedanken drehten sich hektisch im Kreis auf der Suche nach einer Erklärung. Dann fanden sie plötzlich eine einfache Lösung, und ein Schmetterling der Hoffnung flatterte herunter und setzte sich auf meine Schulter. Es war alles ein schlechter Traum. Seitdem wir in Kalifornien waren, hatte ich Alpträume, und

ich versuchte mich davon zu überzeugen, dass ich aus diesem Traum erwachen würde.

Dad wurde mit jedem Schritt kleiner. Ich begann ihm nachzugehen, und Mom langte hinunter und hielt mich zurück. Ihre Fingerspitzen drückten gegen meine Brust, und ich fühlte die Botschaft darin: Es gibt nichts, was du tun könntest. Mein Puls beschleunigte sich, als mir klar wurde, dass meine Zeit abgelaufen war. Es war wirklich, und Dad verließ uns für immer.

Heiße Tränen stiegen mir in die Augen, und Dad wurde zu einem verschwommenen Fleck. Ich weinte, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte, Schluchzer brachen in schmerzhaften Krämpfen aus mir heraus. Meine Tränen fielen auf den Weg und hinterließen kleine dunkle Kreise, und Matthew drehte sich auf Moms Arm um, um nachzusehen, was mit mir los war. Er würde sich wahrscheinlich nicht an diesen Tag erinnern, und das ließ mich noch heftiger weinen.

Dad hörte mich. Er machte kehrt und kam zurück. Ich hörte auf zu atmen und wartete. Als er bei uns anlangte, ging er auf ein Knie und drückte mich so fest an sich, dass ich nach Luft schnappte. Ich roch das süße Rosinenaroma seines Schweißes, und er zitterte, als würde sein ganzer Körper weinen. Ich betrachtete ihn, als hätte ich ihn noch nie zuvor gesehen, prägte mir die dunklen Haare auf seinen Armen ein, das dehnbare goldene Band seiner Uhr. Wo sein Ehering gewesen war, verlief eine helle Linie um seinen Finger.

»Ich werde immer dein Dad sein«, flüsterte er mir ins Ohr. Ich schmiegte mich an seine Brust, bis ich meine Konturen nicht mehr spürte. Ich wollte ihm sagen, dass er bleiben sollte, aber zwischen den Schluchzern fand ich keinen Platz für Worte. Ich hatte nichts mehr unter Kontrolle, nicht einmal mehr die Sprache.

»Ich liebe dich«, sagte er, drückte mich noch einmal an sich und ließ mich dann los. Er richtete sich auf und warf einen letzten Blick auf Matthew und Mom, und ging dann wieder die Via Contenta entlang. Mom zog mich am Arm.

»Gehen wir.«

Ich befreite mich aus ihrem Griff und begann, Dad nachzugehen. Ich kam bis zum Haus der Nachbarn, dann wurde mir klar, dass ich keine Macht hatte, ihn davon abzuhalten, in der Ferne immer kleiner zu werden.

Mom ließ mich stehen und flüchtete mit meinem Bruder auf dem Arm ins Haus.

Ich blieb auf der Straße stehen und sah zu, wie Dad die Ecke erreichte, nach links schwenkte und verschwunden war. Ich kniff die Augen zusammen und

konzentrierte meine ganze Kraft auf die Stelle, an der Dad gerade noch gewesen war, als könnte ihn mein Wunsch zurückbringen. Ich wünschte es so sehr, dass mir schwindlig wurde, als würde ich in Ohnmacht fallen.

Die Endgültigkeit meines Schicksals erdrückte mich, und ich wankte nach Hause, mein Körper so gefühllos, dass ich den Boden unter den Füßen nicht spürte. Ich brauchte Mom. Ich wollte, dass sie sich an mich schmiegte und mir sagte, dass alles nur ein schlechter Traum war. Ich wollte, dass sie mir sagte, Dad sei nur zum Laden gegangen und alles wäre okay. Es musste mehr Zeit sein, eine zweite Chance geben. Ich lief durch das Haus und blieb vor ihrer geschlossenen Schlafzimmertür stehen.

Ich klopfte.

»Mom?«

Sie gab keinen Laut von sich, und ich drehte langsam den Knauf und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Ein Wölkchen Zigarettenrauch trieb heraus.

»Mom?«

Ich hörte, wie sie sich im Bett bewegte, sah es aber nicht.

»Nicht jetzt, Meredith.«

Ihre blassen Finger tauchten aus der Dunkelheit auf und drückten die Zigarette im Aschenbecher auf dem Kopfteil aus. Ich wusste, dass ich entlassen war, aber meine Füße hatten Wurzeln auf der Schwelle geschlagen. Sie atmete aus, schob mit einem Arm die Decke beiseite und setzte sich auf. Sie kam zu mir, ein sich bewegendes Schatten im Rauchdunst. Ich hob erwartungsvoll die Arme.

Sie schloss die Tür.

Ich spürte, wie mir die Knie einknickten, und schwankte, stützte mich gegen die Wand.

»Meredith! Das bist hoffentlich nicht du, die da deine Mutter stört!«, rief Granny vor der brutzelnden Pfanne.

Mein Reptiliengehirn sandte einen Befehl: Fliehen. Ich wollte verschwinden, fort von allen und allem – in ein dunkles Loch kriechen und schreien. Ich stieß mich von der Wand ab und rannte durch die Küche ins Freie.

Ich hörte die schmalen Blätter des Eukalyptus in der Brise rascheln. Der massive Baum war höher als unser Haus, und er war scheinbar über Nacht in sommerliche Blüten ausgebrochen. Grandpas Bienen wurden verrückt zwischen den nach Butter duftenden Blüten, krabbelten und rollten im gelben Pollen. Zehntausende Bienen summten so laut, dass es sich anhörte, als würden alle Stromleitungen zischen.

Ich verspürte den unwiderstehlichen Drang, mich den Bienen zu nähern.

Ohne meinen Kopf um Rat zu fragen, begannen meine Beine auf den Baum zuzugehen. Ich legte die Hand auf die abblätternde äußere Haut des Stammes und spürte einen leisen Puls, wie Schallwellen aus einem Lautsprecher. Und als hätte jemand anders die Kontrolle über meine Muskeln übernommen, stellte ich meinen rechten Turnschuh in die tiefe Spalte zwischen den beiden Stämmen des Baums und zog mich Ast für Ast hoch, kletterte höher und höher in das Summen, bis ich vollständig von einer Wolke Honigbienen eingehüllt war.

In der höchsten Astgabel lehnte ich mich an und sah zu, wie die Bienen wie schräge Regentropfen an mir vorbeiflitzten, so konzentriert auf ihr Gratisbuffet, dass sie ein kleines Mädchen in ihrer Mitte kaum bemerkten. Aus der Nähe sah ich, dass die Blüten geformt waren wie winzige Hula-Röckchen mit einer harten Schale oben und einem Ring zarter Fransen. Die Bienen schwammen in der Mitte der Blüten, bewegten ihre Beine in einem wilden Auf und Ab wie beim Kraulen, um den gelben Blütenstaub einzusammeln.

Bienen umkreisten mich, ihr Summen jetzt lauter. Ich hielt ganz still, damit sie sich an meine Anwesenheit gewöhnten. Als eine Biene auf meinem Bein landete, betrachtete ich sie nur und hielt den Atem an, bis sie wieder wegflog. Als es ein zweites und drittes Mal passierte, begann ich darauf zu vertrauen, dass sich die Biene nur ausruhte und mich nicht stechen würde.

Ich sah zu, wie die Bienen Pollenkörner auf ihre Hinterbeine schoben und zu festen runden Satteltaschen formten. Mir fiel auf, dass sie mit ihren Vorderbeinen Pollenstaub von ihren Augen und Fühlern wischten, von vorn nach hinten arbeiteten, zuerst ihren dreieckigen Kopf putzten, dann den Staub ihren Körper entlang zu ihrem Bauch und die Körner schließlich zu ihren Hinterbeinen schoben, den gelben Pollen in die dafür bestimmten konkaven Taschen packten. Die Bienen ließen sich Zeit, und wenn sich ihre Pollenlast richtig anfühlte, flogen sie zum Stock zurück, um ihn in ihrer Vorratskammer aus Honigwaben zu lagern.

Ich atmete den Mentholgeruch des Eukalyptus ein und hatte das Gefühl, meine Konturen würden schmelzen. In diesem summenden Kraftfeld war ich in Sicherheit, niemand konnte mich sehen, und niemand musste mich bemitleiden. Hoch über dem Boden war ich nicht das Mädchen ohne einen Vater zu Hause. Ich war nicht das Mädchen, dessen Mutter nie aus dem Bett aufstand. Die Bienen machten mich unsichtbar. Ich schloss die Augen und ließ mich von ihrer Hymne einlullen.

Die Sonne ging unter, die Bienen kehrten für die Nacht nach Hause zurück, doch ich blieb im Baum. Ich wollte nicht hinunterklettern. Dort unten herrschte Chaos. Hier oben brachten Bienen Ordnung in das Chaos. Hier oben lebte eine Spezies ihr eigenes Leben und wusste nichts von dem Nebel der Depression, der unser Haus umgab. Die Bienen erinnerten mich daran, dass die Welt aus so viel mehr bestand als aus den Problemen meiner Familie. Mir gefiel es in der Nähe von Geschöpfen, die unerbittlich ihrer Arbeit nachgingen, sie waren geborene Überlebenskünstler, die kein Selbstmitleid kannten und nie aufgaben.

Ich spürte den unerklärlichen Drang, den Bienen nahe zu sein. Die Bienen lehrten mich auf einer unbewussten Ebene die Wichtigkeit, mich um mich selbst zu kümmern. Ich sah mit eigenen Augen, dass eine Niederlage keine natürliche Daseinsweise war, nicht einmal für Insekten. Die Bienen zeigten mir, dass ich die Wahl hatte, wie ich leben wollte. Ich konnte unter der Trauer, dass ich meine Eltern verloren hatte, zusammenbrechen, oder ich konnte mich nicht unterkriegen lassen.

Die Königin von Big Sur

1975 – Sommer

Eine Bienenlektion in Mutterschaft

Ich verbrachte von nun an so viel Zeit im Eukalyptusbaum, dass ich begann, mir ein Mittagessen mit hochzunehmen. Niemand schien zu bemerken, dass ich mich aus der Familie zurückgezogen hatte, niemand beklagte es. Ich war mir ziemlich sicher, dass niemand wusste, wo ich war. Abgesehen von einer Person.

Ich hatte mein Sandwich mit Erdnussbutter und Marmelade halb gegessen, als ich hätte schwören können, eine Eule zu hören. Ich drehte mich auf meiner Astgabel um und hielt Ausschau, aber durch den Vorhang schmaler Eukalyptusblätter, die in der Brise raschelten, war kaum etwas zu sehen.

»Huh! Huh!« Lauter jetzt. Ich schob den letzten Bissen in den Mund und kletterte auf einen niedrigeren Ast hinunter, von dem aus die Sicht in den Garten besser war.

Grandpa. Ich sah, dass er sich hinter dem Holzschuppen versteckte, in dem sich die Imkerausrüstung befand. Er hielt die Hände an den Mund und rief in meine Richtung. Er trug seinen Bienenschleier.

»Ich weiß, dass du es bist, Grandpa«, rief ich zu ihm hinunter.

»Woohher weißt duhuu, dass es keine Eule ist?«

»Ich kann dich sehen.«

Er trat hinter dem Schuppen hervor und schaute hinauf in den Baum. Wir beäugten einander und warteten auf den nächsten Schachzug. Grandpa räusperte sich.

»Was machst du da oben?«

»Ich beobachte Bienen.«

»Kommst du bald mal runter?«

»Nein.«

Grandpa nahm den Schleier ab und faltete ihn langsam zu einem flachen Quadrat. »Das ist aber schade«, sagte er.

Ich reagierte nicht, sondern wollte erst hören, was er als Nächstes sagen würde.

»Ich brauche jemanden, der mir hilft, die Königin zu finden.«

Das war sie! Die Einladung, auf die ich gewartet hatte – einen Bienenstock zu öffnen. Grandpa wusste, dass es die einzige Möglichkeit war, mich aus dem Baum zu locken.

»Warte!«, rief ich und kletterte so schnell am Stamm hinunter, dass sich die Rinde unter meinen Füßen in langen rosa Streifen löste.

Grandpa hatte über hundert Bienenstöcke verstreut an der Küste von Big Sur aufgestellt. Die größte Ansammlung befand sich an einer abgelegenen Stelle am Fuß des Garrapata Ridge, die nur mit einem Vierradantrieb zugänglich war. Manchmal musste er sogar eine Kettensäge benutzen, um einen Baum zu zersägen, der auf den Weg gestürzt war. Grandpa und ein Bienenhalterfreund besaßen dort in der Wildnis von Big Sur fünfundsechzig Hektar Land, das perfekt für Bienen war. Benannt nach dem spanischen Wort für Zecke, war der Garrapata Canyon den ganzen Tag voller Sonnenschein, auf beiden Seiten von steilen bewachsenen Bergzügen geschützt und weit ab von menschlichen Siedlungen. Die Bienen mussten nur aus den Stöcken fliegen und sich an dem Kalifornischen Beifuß, der bis hinauf zu den Bergkämmen wuchs, gütlich tun und dann schwerbeladen mit Nektar wieder hinunterschweben. Der Landstrich war ein reichgedecktes Buffet für die Bienen, bot ihnen das ganze Jahr ein Menü aus Beifuß, Eukalyptus und Pferdeminze, während der Garrapata Creek eine saubere Wasserquelle war.

Jedes Jahr produzierten seine Stöcke ungefähr zweitausend Kilo Honig, den er an seine Kunden in Big Sur verkaufte, sowie an ein paar örtliche Restaurants und einen Lebensmittelladen. Er warb nicht dafür, da die Nachfrage das Angebot überwog. Im Herbst hatte er keinen Honig mehr und musste besorgte Kunden auf eine Liste für die Honigernte im nächsten Frühjahr setzen. Beim Abendessen erzählte Grandpa manchmal Geschichten über Big Sur, und es klang wie etwas aus einem Märchen, ungezähmt und magisch. Ich würde nicht in einem Baum sitzen bleiben und meine Chance verpassen, Big Sur mit eigenen Augen zu sehen.

Minuten später hüpfte ich auf dem Beifahrersitz seines Pickups auf und ab, die Füße abgestellt auf mehreren klappernden Werkzeugkästen aus Metall. Es war ein Chevy-Halbtonner, der furzte wie ein alter Mann und einst glänzend gelb gewesen war, aber zu einem dumpfen Kreidegelb verwittert und mit rostigen Pockennarben überzogen war. Der Tacho hatte, soweit Grandpa sich erinnerte, mindestens zweimal so weit ausgeschlagen, dass er wieder auf Null stand, bevor er endgültig den Geist aufgegeben hatte, und den guten Zustand des Motors

führte er auf regelmäßigen Ölwechsel zurück. Auf der Windschutzscheibe klebten tote Insekten und senfgelbe Punkte von Bienenkacke, die Grandpa nicht mit den Scheibenwischern entfernen konnte, weil auch dieser vor Jahren schon den Betrieb eingestellt hatte. Als Risse in den roten Plastikbezügen der Sitzbänke auftauchten, klebte er Isolierband darüber; wenn er gegen etwas fuhr, hämmerte er die Beulen mit einem Holzhammer heraus. Sein Pick-up war der Flohmarkt auf Rädern eines Handwerkers; alles, was er für die Bienen oder Klempnerarbeiten brauchte, hatte er entweder auf den Ladeflächenträger geschnallt, auf der Ladefläche oder irgendwo in der Fahrerkabine verstaut. Auf dem Armaturenbrett lagen zentimeterhoch Nester aus Rohranschlüssen, Stummeln von Fettstiften und Gummibändern, geöffnete Post und Samentüten und zu Kugeln geformtes Bienenwachs. An die Haken des leeren Gewehrständers hängte er seine alten Arbeitshemden, gefleckt von Dichtmasse.

Ich zwängte mich auf den kleinen Platz, den er für mich auf der Sitzbank geräumt hatte, getrennt von Grandpa durch eine Barriere aus Bienenhalter-Zeitschriften, seiner verbeulten Lunchbox und einer grünen Thermosflasche. Sein Hund Rita lag unter seinem Sitz auf ihrem Stammplatz, zusammengerollt auf einem alten Kissenbezug, geschützt vor herabfallenden Gegenständen. Wir drei klapperten buchstäblich die Straßen entlang, es klirrte und klimperte, wann immer wir über eine Bodenwelle fuhren und Grandpas Sammlung von Dingen durchrüttelten, die eines Tages nützlich sein könnten.

Als wir von der Carmel Valley Road nach Süden auf den Highway 1 abbogen und nach Big Sur hineinfuhren, erwachte die Natur plötzlich und begann, Cancan zu tanzen. Überall, wohin ich schaute, fielen die zerklüfteten Berge ins Meer ab wie im freien Fall erstarrte Felsstürze – reglos und zugleich dramatisch. Wir fuhren auf dem schmalen, gewundenen Band der Straße hoch über der explodierenden Brandung. Ich kurbelte das Fenster herunter und hörte Seelöwen bellen und Wellen in Höhlen donnern. Das würzige Aroma von Salbei, vermischt mit dem Salzgeruch des Ozeans, drang in den Wagen. Wir kamen durch Wälder, wo die Luft um fünf Grad kälter war und massive Redwoodbäume wie Sippen in Kreisen standen, dann brachen wir wieder hinaus in den Sonnenschein. Ich verdrehte den Kopf in alle Richtungen in dem Bemühen, nichts zu verpassen.

»Da ist einer!«, sagte Grandpa und deutete auf den Ozean.

»Ein was?«

»Ein Wal. Halt Ausschau nach Wasserfontänen.«

Ich starrte auf das blaue Wasser.

»Da ist er wieder.«

Grandpa steuerte jetzt mit nach rechts gedrehtem Kopf. Ich hielt mich an der Tür fest, als wir eine scharfe linke Kurve fuhren, aber er blieb in der Mitte seiner Spur, während er aufs Meer blickte. Er war diesen Teil des Highway 1 so oft gefahren, dass er nicht mehr auf die Straße schauen musste.

»Wo?« Ich spähte zum Horizont, aber er war genauso leer wie eine Sekunde zuvor.

»Er sollte wieder auftauchen, genau dort drüben«, sagte er und deutete weiter nach Süden. »Manchmal sieht man zwei Fontänen, eine kleine neben einer großen, dann weißt du, dass es eine Mutter mit ihrem Kalb ist.«

Wie auf Befehl hin schoss eine weiße Gischtfontaine von knapp unter der Wasseroberfläche in die Luft und gleich darauf eine kleinere rechts neben der ersten.

»Ich hab's gesehen!«, schrie ich.

Ein Truthahngeier kreiste ohne Anstrengung über uns mit einen Meter achtzig breiten Flügeln, die schwarzen Federn an den Flügelspitzen ausgebreitet wie Finger. Er war so groß, dass er einen Schatten auf die Straße warf, als er darüberflog. Ich kurbelte das Fenster wieder herunter, und der Wind zerzauste mein Haar, als ich zu seinem roten Kopf hinaufschaute. Wir sahen zu, wie er über eine Bucht mit jadefarbenem Wasser und Kelpwedeln auf der Oberfläche glitt.

»Dort kannst du nach Abalone tauchen«, sagte Grandpa und deutete auf die Bucht.

»Wie?«

»Du tauchst mit einem Abalone-Eisen. Du musste es ganz schnell zwischen die Muschel und den Felsen stecken, sonst spürt die Abalone, dass du was tust, und klammert sich an den Felsen.«

»Schmeckt sie gut?«

»Ja, wenn man sie zuerst klopft.«

Klang ein bisschen krass. Ich hielt wieder nach Walen Ausschau, aber der Ozean war eine glatte Fläche.

»Siehst du die zwei Felsen?«, fragte Grandpa und deutete auf zwei dreieckige Zacken, die keine zwanzig Meter vom Ufer entfernt zwei Stockwerke hoch emporragten. »In die bin ich beinahe mal reingefahren.«

Er schraubte die Thermosflasche auf und hielt sie mir hin – ich sollte ihm brühend heißen Zichorienkaffee einschenken. Dann erzählte er eine seiner Cannery-Row-Geschichten. Grandpa fischte früher allein in seinem eigenen

Ruderboot nach Sardinien und verkaufte sie an die Fischfabriken, doch es war schwer, mit den großen italienischen Familienunternehmen zu konkurrieren, und er musste viel Fisch fangen, um Geld zu verdienen. Eines Tages erzählte ihm sein Freund Speedy Babcock, dass mit Lachs mehr Geld mit weniger Arbeit zu machen sei.

»Ich hatte nie zuvor Lachs gefischt, und Speedy wollte es mir beibringen«, sagte er.

Sie fuhren in Speedys Acht-Meter-Kajütboot von Monterey nach Santa Cruz und fingen dreißig Königslachse, ungefähr sechshundert Pfund Fisch – ein Vermögen. Doch auf der Rückfahrt verirrtten sie sich im mitternächtlichen Nebel.

»Wir konnten nichts sehen und mussten nach Gehör navigieren. Das Wasser klingt an unterschiedlichen Stellen der Küste anders, und er steuerte immer weiter nach Westen, weil er glaubte, dass wir in den Hafen von Monterey einfuhren, aber ich wusste, dass wir erst bei Point Lobos waren. Er wollte nicht auf mich hören. Wir stritten, bis plötzlich diese Felsen vor uns auftauchten, und ich riss ihm das Ruder aus der Hand. Um so viel hätten wir alles verloren«, sagte er und hielt Daumen und Zeigefinger drei Zentimeter auseinander.

Ich fragte Grandpa, was danach passiert war.

»Bin nie wieder mit ihm zum Fischen rausgefahren«, sagte er.

Grandpa verlangsamte und betätigte den Blinker, und wir bogen links in den kühlen Schatten der Palo Colorado Road ab, die von Eukalyptusbäumen gesäumt war. An der Ecke stand eines der ältesten Gehöfte von Big Sur, eine Ende des 18. Jahrhunderts erbaute dreistöckige Blockhütte aus Redwoodstämmen, die mit Kalk, Sand und Rosshaar abgedichtet war. Eine Schafweide umgab sie, die Lämmer sprangen wie Heuschrecken senkrecht in die Luft. Die Ranch reichte über den Highway 1 hinaus zu einer überwältigenden Weide an den Klippen, wo eine Herde weiß-roter Hereford-Rinder so nahe am Ozean graste, dass sie die Salzwassergischt spürten.

»Gehört meiner Cousine Singy«, sagte Grandpa und richtete den Daumen auf die Hütte.

»Singy?«

»Ja, alle nennen sie so, weil sie als Mädchen so oft gesungen hat.«

»Fahren wir zu ihr?« Ich wollte eins der Lämmer streicheln.

»Heute nicht.«

Wir fuhren weiter die schmale, gewundene Straße entlang, und bald machten die Eukalyptusbäume einer Kathedrale aus Redwoods Platz. Neben der Straße

plätscherte auf einer Seite der Palo Colorado Creek, die Bäume filterten das Sonnenlicht, das als Fleckenmuster auf winzige Hütten an den Hängen der Hügel fiel. Die Hütten standen auf Stelzen und ragten auf den Fluss hinaus. Treppen mit zu vielen Stufen, um sie zählen zu können, führten im Zickzack von den Hütten zur Straße. Nach einer Meile fuhr Grandpa einen steilen Hang hinauf, durch ein Dickicht aus Vegetation, Zweige der von Efeu erwürgten Baccharis-Sträucher und Bärentrauben streiften unser Dach, während die asphaltierte Straße zu einem unbefestigten Weg von der Farbe von Kreidefelsen wurde. Als wir das Plateau erreichten, fuhren wir über eine Wiese und konnten das Meer wieder sehen.

Grandpa hielt vor dem Gatter einer Rinderweide, das mit einer Kette gesichert war. Er griff ins Handschuhfach und holte einen riesigen Schlüsselring heraus, wie sie Hausmeister bei sich haben. Offenbar hatten ihm alle, die Grundstücke in Big Sur besaßen, einen Schlüssel gegeben. Er schob die Schlüssel am Ring hin und her und grummelte vor sich hin, bis er den richtigen gefunden hatte. Er stieg aus, öffnete das Schloss, zog die Kette heraus und ließ das Gatter aufschwingen, so dass wir durchfahren konnten.

Als wir auf einem schmalen Streifen Straße, der auf meiner Seite steil abfiel, durch den Garrapata Canyon fuhren, schaltete Grandpa auf Vierradantrieb. Wenn der Pick-up sich um die engen Serpentinien kämpfte, durch Schlaglöcher und über Gestein rumpelte, das der Regen im Winter angespült hatte, war die Straße kaum breit genug für vier Reifen. Er hupte, wenn er um eine Kurve steuerte, für den Fall, dass uns jemand entgegenkam, und ein paar Kurven waren so eng, dass er in drei Zügen manövrieren musste, zurücksetzte, ein Stück vorwärts fuhr und wieder zurücksetzte, bis er den Wagen endlich um die Biegung gesteuert hatte. Eine falsche Bewegung, und wir wären Toast. Nichts davon schien Grandpa zu bekümmern, der weiterplauderte, während sich große Steine unter den Rädern lockerten und den Abhang hinunterstürzten, aber ich konnte nicht hinsehen. Ich hielt den Blick auf den Horizont gerichtet, schaute in der Ferne auf den Flecken Ozean, der in dem V zwischen den Hängen des Canyons zu sehen war.

Als wir unten ankamen, federten Kiefernnadeln den Boden ab, wenn wir um umgestürzte Bäume fuhren. Grandpa ließ den Motor aufheulen, und wir preschten durch den Garrapata Creek, das Wasser reichte bis zur halben Höhe der Räder. Ein Rad blieb zwischen Granitfelsen im Fluss stecken, und der Wagen schaukelte vor und zurück, als Grandpa versuchte, Schwung aufzunehmen, um uns herauszuholen. Er schien unsere heikle Lage zu genießen, bewegte wie wild

die Augenbrauen, als er aufs Gas trat. Beim dritten Mal funktionierte es, und der Pick-up bockte und spritzte und schaffte es ans andere Ufer. Wir kamen wieder an Redwoods vorbei, und weil die Erde hier feuchter war, wuchsen Farne und orangefarbene Gauklerblumen zwischen den Bäumen.

Schließlich fuhren wir aus dem Wald auf eine kleine Wildblumenwiese, und Grandpa schaltete den Motor aus. Am Rand der Lichtung stand eine Stadt aus vertikalen weißen Bienenstöcken, vor jedem tanzte eine kleine Wolke schwarzer Punkte. Wir stiegen aus, und Buschhähler beschwerten sich über unser Eindringen. Die Luft roch so sauber wie Mundwasser – eine minzige Mischung aus Lorbeer, Salbei und zitroniger Pferdeminze. Als Grandpa die Tür öffnete, schoss Ritas langer Körper unter dem Sitz heraus und machte sich im Dickicht auf die Jagd.

»Lauf los, kleines Hündchen!«, rief er ihr nach. »Moment mal«, sagte er und sah zu, wie sie auf ihren zehn Zentimeter hohen Beinen Fahrt aufnahm. »Aber überschlag dich nicht.«

Grandpa lachte so heftig, dass sich seine falschen Zähne lockerten. Seine richtigen Zähne hatte er verloren, als sie in seinen Zwanzigern verfaulten und ausfielen, obwohl er sie, so behauptete er, regelmäßig geputzt hatte. Jetzt legte er sein Gebiss nachts in ein Glas Wasser auf seinem Nachttisch, von wo es ihn angrinste, während er schlief.

Er kramte in den Sachen auf der Ladefläche und zog zwei Plastikhüte mit Krempen heraus. Sie sahen aus wie weiße Tropenhelme mit Belüftungslöchern. Er setzte mir einen davon auf und zog einen gelben Schleier darüber, so dass mein Kopf von allen Seiten geschützt war, dann befestigte er das Netz mit zwei langen Schnüren, die er über meiner Brust kreuzte, um meinen Bauch schlang und auf meinem Rücken zusammenband. Der Hut war für einen Erwachsenen und rutschte mir immer wieder über die Augen, aber einen anderen hatte er nicht.

Er zog sich auch einen Schleier über, dann nahm er einen Jutesack von der Ladefläche, fischte einen getrockneten Kuhfladen heraus, zerbrach ihn und steckte die Stücke in die Dose des Smokers. Er zündete den Dung mit einem Streichholz an, schloss den Deckel, drückte ein paarmal auf den Handblasebalg, um die Flammen anzufachen, bis weißer Rauch aus der Tülle drang. Als wir uns dem ersten Stock näherten, sah ich eine Reihe Honigbienen vor dem Flugloch unten am Stock, wo der Eingang war, mit den Flügeln schlagen.

»Klimaanlage«, sagte Grandpa.

Bienen, erklärte er, halten den Stock im Inneren immer auf ungefähr fünfunddreißig Grad, gleichgültig wie das Wetter ist. Im Winter kann man die Hand außen auf einen Stock legen und die Hitze spüren, die das Innere verströmt, während sich die Bienen zusammendrängen und die Flügelmuskeln vibrieren lassen, um Wärme zu erzeugen. Im Sommer sammeln sich Bienen auf dem Anflugbrett vor dem Eingang und lassen mit Hilfe ihrer Flügel Luft zirkulieren, um den Stock zu kühlen. Gleichgültig, wo ein Stock steht, ob im Schnee oder in großer Hitze, die Temperatur darin beträgt immer ungefähr fünfunddreißig Grad. Wie die Bienen die Temperatur ohne Thermometer regulieren, ist eines ihrer größten Geheimnisse.

Grandpa reichte mir ein Werkzeug aus Metall, wie er ständig eins in der Gesäßtasche seiner Hose mit sich trug. Es hatte ein flaches Ende, um Wachs wegzukratzen, und am anderen Ende einen Haken, um hölzerne Honigwabenrahmen aus dem Stock zu heben.

»Die Bienen kleben den Deckel fest«, sagte er und zeigte mir, wie man das flache Ende des Werkzeugs in die Spalte schob, um den Deckel abzuheben. Bienen, erklärte er, mögen keine kalte Zugluft in ihrem Heim, deswegen stellen sie einen Kitt aus Harz namens Propolis her und dichten damit alle Risse im Stock ab. Ich ahmte seine Bewegungen nach, und wir schoben beide unser Werkzeug auf entgegengesetzten Seiten unter den Deckel. Wir stemmten ihn los und hatten zehn Reihen hölzerner Leisten vor uns, jede ein herausnehmbarer rechteckiger Holzrahmen, der auf beiden Seiten der Zarge in einer Kerbe auflag. Die Bienen reagierten auf das Eindringen des Sonnenlichts sofort mit lautem Summen – ein kollektiver Schrei, um den Rest zu warnen, dass etwas mit ihrem Zuhause geschah.

Ich schaute in die Zarge und sah, dass die Bienen sich in den Zwischenräumen zwischen den Rahmen in Reihen formierten und herausspähten, um nachzuforschen, was passierte. Sie schwenkten die Fühler, erkundeten den Luftraum, wo Sekunden zuvor das Dach ihrer Vorratskammer für Honig gewesen war. Der Stock roch angenehm nach heißen Pfannkuchen mit Butter und Sirup. Grandpa griff mit bloßen Händen hinein und hob die erste Honigwabe heraus, die auf beiden Seiten mit Bienen bedeckt war. Sie waren ein sich bewogender Teppich, jede Biene ein einzelner Faden, zusammen ergaben sie ein Ganzes. Manche krabbelten hierhin, andere dorthin, stießen zusammen und krochen übereinander hinweg, verursachten jedoch nie eine Verletzung oder Ärger.

Grandpa bewegte den Rahmen über dem Stock, um ungefähr die Hälfte der Bienen abzuschütteln, und ich konnte die Honigwabe darunter sehen. Es war ein Meisterwerk mathematisch präziser Symmetrie. Die regelmäßigen sechseckigen Zellen waren in geraden Reihen angeordnet, jede Zelle teilte sich die sechs Wände mit sechs Nachbarn, um Platz und Wachs zu sparen. Um die Gesetze der Schwerkraft zu überwinden, erklärte Grandpa, war jede Zelle der Honigwabe um ein paar Grad nach oben gekippt, damit der Honig nicht herauslief. Es war, als wüssten die Bienen, dass von den drei Formen, die man übereinander stapeln kann, ohne Platz zu verschwenden – Quadrate, gleichseitige Dreiecke und Sechsecke –, das Sechseck am wenigsten Material für den größten Lagerraum verbraucht und auf diese Weise Arbeit und Vorräte spart.

Ich fuhr mit den Fingerspitzen darüber, um die Geometrie zu fühlen. Der gestapelte Aufbau der Wabe machte das Wachs fest genug, um mehrere Pfund Honig in einer Wabe zu lagern, doch das Wachs selbst war spröde und zerbrach unter meinen Fingerspitzen. Manche der Zellen enthielten schimmernden Honig, andere Pfropfen aus gelbem oder orangefarbenem oder rotem Blütenstaub. Grandpa drehte den Rahmen hin und her, um ihn zu begutachten, hielt ihn sich so nahe ans Gesicht, dass er fast den Schleier streifte.

»Siehst du die Königin?«, fragte ich.

Grandpa stellte den Rahmen ab und lehnte ihn an einen anderen Stock. Die Bienen blieben darauf, drehten weiterhin ihre Runden auf der Honigwabe, als hätten sie überhaupt nicht bemerkt, dass sie aus ihrem Haus geworfen worden waren.

»Na, die ist voller Futter, kein Platz für sie, um ein Ei zu legen. Sie wird irgendwo in der Mitte sein, wo es wärmer ist.«

Bienen flossen jetzt seitlich aus dem Stock über, wie ein sich ausbreitender Fleck. Instinktiv trat ich einen Schritt zurück.

»Okay, gib ihnen Rauch«, sagte Grandpa.

Ich richtete die Tülle auf die verbliebenen neun Rahmen in der Zarge und drückte einmal auf den Blasebalg. Eine weiße Rauchwolke kam heraus.

»Mach weiter. Mehr Rauch. Viel mehr«, sagte Grandpa.

Ich schickte einen Rauchwolkensturm auf die Rahmen. Der Rauch roch nach nasser Zigarre und machte die Bienen glauben, ihr Stock würde brennen. Sie flogen in den Stock, um Honig zu verschlingen, bevor sie aus ihrem vermeintlich brennenden Zuhause flüchteten. Mit vollem Magen, sagte Grandpa, sei es schwieriger, den Körper in die Stechposition zu krümmen.

Als ich genügend Bienen in die Flucht geräuchert hatte, hob er einen zweiten Rahmen heraus. Grandpa arbeitete mit bloßen Händen, weil er so oft gestochen worden war, dass es ihm nichts mehr ausmachte. Er schwor, das viele Gift verhindere, dass sich seine Gelenke vor Arthritis versteiften wie bei Granny.

Er inspizierte zwei weitere Rahmen, steckte sie zurück in die Zarge und hob einen neuen heraus. Dann ging er auf ein Knie und hielt mir den Rahmen hin, damit ich ihn besser betrachten konnte.

»Schau da, wo mein Finger ist.«

Ich stieß einen leisen Schrei aus. Die Königin war so offensichtlich die Königin. Ihr Körper verjüngte sich elegant, sie war doppelt so lang wie alle anderen Bienen, hatte längere Beine, die aussahen, als gehörten sie einer Spinne. Ihr Hinterleib war so schwer von Eiern, dass sie ihn beim Gehen hinterherschleifte.

Wie Leibwächter, die für einen Popstar Platz in einer Menschenmenge verschaffen, bildete eine Entourage von Begleitbienen einen schützenden Kreis um sie und bahnte ihr den Weg. Sie eilte über die Wabe, als hätte sie sich für irgendetwas verspätet. Ihr königlicher Status war auch daran zu erkennen, dass die anderen Bienen sichtlich aufgeregt wurden, wenn sie sich ihnen näherte, sie hasteten zu ihr und streichelten sie mit ihren Fühlern, manche schlangen in einer scheinbaren Umarmung sogar die Vorderbeine um ihren Kopf. Seltsamerweise wandte ihr keine einzige Biene den Rücken zu. Jede Gruppe, der sie sich näherte, arrangierte sich so, dass die Bienen in den Kreis blickten, sie wichen sogar zurück, nur um mit Augen und Fühlern jede ihrer Bewegungen zu verfolgen. Das einzige Wort für ihr Verhalten war Verehrung.

»Warum berühren sie sie?«

»Sie sammeln ihren besonderen Duft ein und geben ihn an die anderen Bienen weiter«, sagte Grandpa. »So wissen sie, welcher Stock ihrer ist. Jede Königin hat ihren eigenen Geruch. Ihre Töchter vergessen ihn nie.«

Es stimmt, Mütter haben ein Aroma. Meine roch nach dem Parfüm Charlie und Vantage-Zigaretten, vermischt mit dem leisen Moschusgeruch anderer Leute Kleider aus dem Secondhandladen der Kirche. Es war ein einzigartiger Geruch, den ich sofort erkannte, wenn ich ins Bett stieg. In diesem Moment dachte ich an Mom, die die Tage im Bett verbrachte. Ich wünschte, sie würde diese Königin sehen, ein Insekt, das so perfekt dafür eingerichtet war, eine Mutter zu sein, der Herzschlag einer erstaunlichen Gesellschaft, die vor unserer Nase existierte. Es ereigneten sich so viele faszinierende Dinge außerhalb von Moms vier Wänden,

doch sie versäumte sie alle. Ihre Tage kamen und gingen ohne kleine Wunder wie dieses, das ihre Stimmung gehoben hätte.

Die Königin tappte über die Wabe mit der Ungeduld der Hochschwangeren. Sie schien der vielen Aufmerksamkeit überdrüssig, weigerte sich, für jede Biene, die sie berühren wollte, stehen zu bleiben, während sie eigensinnig nach etwas suchte. Alle paar Schritte steckte sie den Kopf in eine Wabenzelle, dann ging sie weiter. Sie überprüfte Zelle nach Zelle, sie war auf der Jagd.

Ich fragte, wonach sie suchte.

»Nach einem guten Platz, um ein Ei zu legen«, flüsterte Grandpa. »Die Zelle muss sauber und gut gebaut sein. Es darf noch kein Ei drin liegen.«

Die Biene steckte den Kopf in die Zellen, um sie zu inspizieren, und nur noch ihr herausragendes Hinterteil war zu sehen. Sie war wählerisch, was die Kinderkrippen anbelangte, doch schließlich fand sie einen Platz, der ihr behagte, und sie schob ihren Hinterleib hinein. Als die Königin dort einen Augenblick lang saß, kamen ihre Begleitbienen ganz nahe, als wollten sie ihr ein Geheimnis erzählen. Dann machte die Königin mit ihren Beinen einen kleinen Liegestütz und kam wieder heraus, während ihre Entourage zurückwich, um ihr Platz zu machen. Ich schaute in die sechseckige Zelle, in der sie gerade gewesen war, und sah einen kleinen weißen Stift darin, der aussah wie ein Minireiskorn und genau in der Mitte der Rückwand aufrecht dastand. Zwei der Begleiterinnen steckten den Kopf in die Zelle, um ihre Arbeit zu überprüfen. Nie zuvor hatte ich eine Geburt gesehen, und mir wurde klar, dass ich gerade mein erstes Wunder erlebt hatte.

»Wird sie es noch einmal tun?«, fragte ich flüsternd.

»Ungefähr tausend Mal am Tag«, flüsterte er.

Grandpa machte einen Schritt zurück und schob den Rahmen mit der Königin vorsichtig zurück in die Zarge, er passte besonders gut auf, um sie nicht zu zerquetschen. Er setzte den Stock wieder zusammen und legte den Deckel darauf. Dann ging er zum nächsten. Er stemmte das Werkzeug unter den Deckel des zweiten Stocks und löste den klebrigen Propolis-Kitt, dann hob er die oberste Zarge ab und stellte sie auf den Boden, die Wangen aufgebläht vor Anstrengung.

Was mich am meisten an der Königin beeindruckte, war, wie viele Kinder sie hatte. Es schien eine unmögliche Zahl, als dass eine einzige Mutter das schaffen konnte.

»He, Grandpa?«

»Hmmm?«

»Wie kann eine einzige Königin für so viele Bienen sorgen?«

Er steckte das Werkzeug in die Hosentasche und schob den Schleier nach oben, um mich besser sehen zu können.

»Alle Bienen kümmern sich umeinander. Ein Bienenstock ist wie eine Fabrik. Alle Bienen haben verschiedene Aufgaben und teilen sich die Arbeit.«

Ich warf ihm einen schrägen Blick zu und kreuzte skeptisch die Arme. Grandpa stellte den Smoker auf die heruntergelassene Heckklappe des Pick-ups, weit weg von vertrocknetem Unkraut. Er ging vor einem Stock in die Hocke und winkte mir, zu ihm zu kommen. Er deutete auf eine Handvoll Bienen, die zusammen vor dem Eingang standen, die Köpfe dem Stock zugewandt, und wild mit den Flügeln schlugen.

»Ihre Aufgabe ist es, den Stock zu kühlen«, sagte er. Dann deutete er auf eine Biene auf dem Anflugbrett.

»Jetzt schau zu, was diese Biene tut.«

Die Biene marschierte nach rechts, dann nach links, als könnte sie sich nicht entscheiden, wohin sie wollte. Dann landete eine zweite Biene in ihrer Nähe, und die hin und her marschierende Biene hastete zu ihr, duckte sich abwehrend und hinderte die zweite Biene daran, den Stock zu betreten. Die erste Biene umkreiste den Neuankömmling, betastete sie mit den Fühlern, trat schließlich zur Seite und ließ sie hinein.

»Eine Wächterbiene«, sagte Grandpa. »Sie passt auf, dass keine fremden Bienen in den Stock kommen.«

Ich war verblüfft. Bis jetzt sahen, abgesehen von der Königin und den kräftigen männlichen Drohnen, alle Bienen gleich aus. Was wie ein zielloses Kriechen Tausender Bienen ausgesehen hatte, wurde jetzt zu einer festen Organisation. Ich hatte begriffen, dass man das Verhalten der Bienen beobachten musste, um sie zu verstehen. Ich deutete auf die Bienen, die vor dem Eingang landeten.

»Was sind das für welche?«

»Sammelbienen. Sie holen Nektar und Pollen. Stockbienen, die im Stock bleiben, übernehmen den Pollen und lagern ihn.«

»Kann ich es sehen?«

Er griff in den Stock und hob einen mit Bienen überzogenen Wabenrahmen heraus. Ich deutete auf eine Biene, deren Kopf in einer Zelle steckte, und fragte, ob diese Biene Honig lagerte. Er hielt sich den Rahmen näher ans Gesicht und blies vorsichtig auf die Biene. Sie zog sich aus der Zelle zurück, und er konnte sehen, was sich darin befand.

»Nein. Das war eine Ammenbiene, die ein Baby gefüttert hat.« Er senkte den Rahmen und zeigte es mir. In der Zelle war eine kleine weiße Made.

Je mehr Grandpa mir erzählte, umso aufgeregter wurde ich. Ich wollte alles wissen, was die Bienen taten, damit ich sie so lesen konnte wie er. Denn wenn ich mich in einen Bienenstock versenkte, hörten meine Gedanken auf zu kreisen. Ich wurde ruhiger und konnte mich entspannen bei der Aufgabe, einfach nur aufmerksam zu sein. Wenn ich meine quälenden Gedanken den Bienen und ihrem Verhalten zuwandte, heiterte sich meine Stimmung auf. Ich spürte die tröstliche Gewissheit, dass überall um mich herum verstecktes Leben war, und dadurch schienen meine Probleme irgendwie kleiner.

Ich erfuhr, dass manche Bienen Wachs machten, andere Waben bauten und es sogar Bestatterinnen gab, die die Toten entfernten, mit Bienenleichen in den Beinen aus dem Stock flogen und sie weit weg vom Stock fallen ließen. Grandpa erklärte, dass Bienen während ihres Lebens viele unterschiedliche Arbeiten verrichten, aber der erste Job jeder Biene war der einer Hausmeisterin. Sie säubern die Zellen von Schmutz und polieren sie, damit sie neu genutzt werden können, um Honig zu lagern oder Eier hineinzulegen. Eine Biene steigt im Stock auf, versorgt Babys und produziert Honig aus dem Nektar, bis sie als letzte Aufgabe das Sammeln von Futter außerhalb des Stocks übernimmt. Jetzt erschien es sinnvoll, dass eine Königin so viele Eier pro Tag legen konnte. Sie verfügte über ein perfektes Kinderbetreuungssystem. Ihre einzige Aufgabe bestand darin, Stifte in Zellen zu legen.

»Die Königin kann sich nicht einmal selbst verpflegen«, sagte Grandpa. »Die Bienen, die einen Kreis um sie bilden? Das ist ihr königlicher Hofstaat. Sie bringen ihr Wassertropfen, wenn sie Durst hat, und Futter, wenn sie Hunger hat. Nachts wärmen sie sie, und sie putzen sogar ihre Kacke weg!«

»Was passiert, wenn die Königin stirbt?«

»Die Bienen machen eine neue.«

Man kann sich nicht einfach eine neue Mom machen. Kein Tier hatte das in unseren Tiersendungen getan. Ich glaubte es nicht.

»Das ist unmöglich«, sagte ich.

»Nicht für Bienen«, erwiderte Grandpa. Sobald die Bienen merken, dass ihre Königin schwächer wird oder nicht mehr da ist, erklärte er, wählen sie eine Handvoll Eier aus und füttern sie mit Gelee Royale – einem milchigen Superfutter, das die Ammen in Drüsen auf ihren Köpfen produzieren. Es ist voller Vitamine, und die regelmäßige Ernährung damit lässt aus einer normalen Larve einer

Arbeiterin eine Königin werden. Die Bienen bauen schützende Wachskokons für die Königinlarven, die aussehen wie geschälte Erdnüsse und an der Honigwabe baumeln. Nach ein paar Wochen werden die Spitzen der Geburtskammern papieren und dünn. Sie kaut sich einen Weg heraus, und da ist sie! Die neue Mom.

»Bienen sind sehr schlau, aber die meisten Menschen merken es nicht«, sagte er.

»Aber du hast gesagt, ein Volk kann nur eine Königin haben«, konterte ich.

Ein Volk zieht aus Sicherheitsgründen mehr Königinnen heran, als es braucht, erklärte er. Die erste jungfräuliche Königin, die schlüpft, reißt die anderen Königinnenzellen auf und sticht ihre Rivalinnen tot. Um des dramatischen Effekts willen ließ Grandpa seine Augenbrauen arbeiten.

»Wirklich?«, flüsterte ich. Grandpa hatte mich überzeugt, dass Bienen sanftmütig waren, und jetzt schienen sie zu schrecklicher Brutalität fähig. Ich biss mir auf die Unterlippe, unsicher, was ich denken sollte.

»Warum sollte ich dich auf den Arm nehmen?«, fragte Grandpa. »Man kann die Königinnen sogar kämpfen hören. Sie stoßen einen Schlachtruf aus, der ein bisschen wie eine quakende Ente klingt. Ja, er hört sich so an ... *waaaah ... waaaah ... wah-wah-wah.*«

Es war ein erstaunlicher Gedanke, die eigene Mutter zu ersetzen. Was, wenn Menschen das auch tun könnten? Ich stellte mir einen Laden vor, der Mütter verkaufte, und ich musste nur die Gänge mit in Barbiepuppen-Schachteln verpackten Damen entlanggehen und eine auswählen. Was für eine Mutter würde ich aussuchen? Meine hätte langes, glänzendes blondes Haar und einen Namen wie Gloria zum Beispiel. Sie würde diese Strumpfhosen tragen, die in Plastikeiern verkauft wurden, und ihre Stöckelschuhe würden beim Gehen klack-klack-klack machen. Sie käme in meine Klasse und würde allen Kindern mit ihren Kunstprojekten helfen und Snoopy-Pflaster auf meine Knie kleben, wenn ich hinfiel. Ich stellte mir vor, dass wir in einem Cabrio fuhren, und ein langer gelber Schal wehte hinter ihr her. Sie würde mich immer die Songs im Radio auswählen lassen und mit mir, wann immer ich wollte, zu einem Drive-In fahren, um Burger und Fritten zu kaufen.

Grandpa klopfte mir auf die Schulter, und mein Tagtraum platzte. Er hielt einen anderen Rahmen in den Händen, aber in diesem war die Wabe nicht orangefarben von Honig, sondern die Zellen waren mit einem dunklen Wachs von der Farbe einer braunen Papiertüte versiegelt. Er deutete wieder, und an seiner

Fingerspitze sah ich zwei kleine Fühler aus einem winzigen Loch in dem braunen Wachs herausragen. Die Biene in der Zelle drückte gegen das Wachs und biss hinein, bis das Loch groß genug war, um den Kopf hindurchzustecken. Der Flaum auf ihrem Kopf war hellbuttergelb und angeklatscht, als wäre er nass. Ihre Fühler bewegten sich, als sie die Welt erforschte. Mehrere Bienen liefen zu ihr, um sie zu berühren, und sie erschrak und zog sich in die Zelle zurück. Grandpa riss einen vertrockneten Grashalm aus und entfernte mit der Spitze das Wachs aus der Zellenöffnung, damit die Babybiene leichter herauskommen konnte. Sie kroch auf wackligen Beinen heraus, stand einen Augenblick lang still und streckte die Flügel. Sofort begann die Neugeborene vorbeikommende Bienen um Futter anzubetteln, und gleich darauf blieb eine ältere Biene stehen und verschränkte die Zunge mit ihrer, um Honig an sie weiterzugeben, und das Baby aß gierig.

Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass so viele Dinge in einem Bienenstock vor sich gingen. Grandpa überprüfte alle dreißig Völker, und jedes war anders als das vorherige. Manche Stöcke waren randvoll mit Bienen, andere wirkten vereinsamt und auf der Suche nach Gesellschaft. In manchen waren unleidliche Bienen, die über die Waben rannten, als hätten sie Angst, in anderen waren sie gutgelaunt und ignorierten uns, als wir sie inspizierten. Die einen machten eifrig Königinnen, und andere horteten Pollen. Manche Völker bauten exzentrische Wachsskulpturen im Stock, und andere formten präzise und gerade Waben. In einem Stock waren sogar zwei Königinnen, was selten ist, aber manchmal vorkommt, wenn die Königinnen beschließen, Freundinnen zu sein. Ich entspannte mich ein bisschen hinsichtlich der Machtkämpfe um den Thron. Ich begann zu verstehen, dass jeder Stock seinen eigenen Willen hatte, und ein guter Bienenhalter verfolgt, welcher Stock welche Art von Aufmerksamkeit braucht.

Als Grandpa fertig war, stand die Sonne knapp über dem Wasser, und die Bienenstöcke warfen lange Schatten aufs Gras. Als wir zum Wagen zurückgingen, hörten Wachteleltern uns kommen und drängten ihre Brut hinter einen Beifußstrauch in Sicherheit, die Jungen wuselten ihnen nach wie vom Wind verwehte Wattebäusche. Als wir im Pick-up saßen, langte Grandpa unter seinen Sitz, um zu überprüfen, ob Rita seine Finger leckte. Zufrieden, dass sie da war, legte er den Gang ein, und wir rumpelten den unebenen Weg zurück, doch jetzt wusste ich, dass Grandpa alles unter Kontrolle hatte.

»Mir gefällt es hier«, sagte ich.

»Ja, mir auch. In Big Sur kann man nachdenken.«

Ich verstand genau, was er meinte. Ich hatte mehrere sorgenfreie Stunden damit verbracht, über Bienen nachzudenken.

Als wir wieder auf der asphaltierten Straße waren, deutete Grandpa nach Süden und erzählte mir, dass er, als er in der fünften oder sechsten Klasse war, jeden Tag fünf Meilen den Bixby Canyon hinaufgewandert war, um mit den Trotter-Brüdern auf der Chapman Ranch zu arbeiten. Die Brüder waren Teenager, groß für ihr Alter, und sie brachten Grandpa bei, wie man Heu einbringt, Redwood zu Bauholz zersägt, Rinder brandmarkt und Schafe schert. Schließlich zeigten sie ihm auch, wie man klempnert. Grandpa hielt einen Augenblick in seiner Geschichte inne, als würde er sich an etwas erinnern, dann erklärte er mir, wie man auf die richtige Weise ein Lamm aus einem Mutterschaf zieht.

»Wenn es rückwärts rauskommt, musst du die Hand reinstecken und es umdrehen.« Seine Stimme war ernst, als würde diese Information irgendwann mein Leben retten. Ich brachte es nicht über mich, ihm zu sagen, dass ich nie und nimmer meine Hand in irgendein Tier stecken würde.

Ich kurbelte das Fenster herunter, um die salzige Luft hereinzulassen. Im schwindenden Licht verfärbten sich die Berge dämmerig lila, und ein Rotschwanzbussard verfolgte unsere Fahrt von einem Telefonmasten aus. Ich fühlte mich merkwürdig zufrieden, als könnte mir in Big Sur nichts Schlimmes zustoßen. Ich hatte einen ganzen Tag lang das Innere von Bienenstöcken erkundet, war zu konzentriert darauf gewesen, etwas über Bienen zu erfahren, als dass ich mich hätte traurig fühlen können. Big Sur war wie eine geheime Falltür in einen schönen Traum.

Dabei zuzusehen, wie die Bienenkönigin unermüdlich für ihre Familie arbeitete und ihre Kinder alles taten, um sie zu versorgen, half mir dabei, mich weniger schlecht wegen der Familie zu fühlen, die ich verloren hatte. Es beruhigte mich, dass Mutterschaft ein ganz normaler Teil der Natur war, sogar bei den winzigsten Geschöpfen, vielleicht gab es deshalb noch Hoffnung, dass Mom zu mir zurückkommen würde. Obwohl die Bienen ihren Stock jeden Tag verließen, kehrten sie *immer* zurück. Es bestand kein Zweifel daran, dass eine Biene nur einen einzigen Daseinszweck hatte, nämlich bei ihrer Familie zu sein. Der Stock verhielt sich vorhersehbar, und das war beruhigend. Er war eine Familie, die sich nie auflöste.

Der Bienenhalter

1975 – *Herbst*

Eine Bienenlektion in Loyalität

Als Granny mit mir in den Secondhandladen der Kirche ging, um Kleider für die Schule zu kaufen, wusste ich, dass wir endgültig in Kalifornien bleiben würden. Ich akzeptierte es mit der Fügsamkeit eines Kindes, das sich fühlt, als würde es in einem von anderen gesteuerten Boot auf einem Fluss treiben und dabei still und unbeteiligt zusehen, welche Wendungen sein Leben nimmt. Wie in meiner Familie üblich, wurde uns nicht erklärt, warum unser Besuch auf Dauer war. Einerseits war ich aufgeregt, weil ich endlich Kinder meines Alters kennenlernen würde, aber ich war auch traurig, weil ich meine insgeheime Hoffnung, eines Tages doch noch nach Rhode Island zurückzukehren und wieder eine Familie zu haben, unwiderruflich aufgeben musste.

Der Laden befand sich auf dem Dachboden der Kirche und war über eine Treppe hinter dem Altarraum zugänglich. Dort oben war es muffig, aus ein paar wenigen kleinen Dachfenstern fiel Licht auf den in der Luft schwebenden Staub. Granny ließ mich eine kurzärmelige weiße Bluse mit grünen Längsstreifen aussuchen. Bei näherem Hinsehen bemerkte ich, dass die Streifen aus dem Logo der Pfadfinderinnen bestanden – kleine Symbole, die wie dreiblättriger Klee aussahen. Ich konnte mein Glück kaum fassen – ein echtes Stück der offiziellen Pfadfinderinnenuniform. Granny durchforstete die Kleidung auf einem runden Gestell und zog einen knöchellangen wattierten Rock mit Patchworkmuster aus karierten Baumwollstoffen heraus. Es schien, als sollte ich in einem Quilt zur Schule gehen.

»Der ist respektabel«, sagte sie und hielt ihn hoch.

Ich wusste nicht genau, was sie meinte, aber ich wusste, wenn Granny sich zu etwas entschlossen hatte, war die angemessene Reaktion Zustimmung. Meine Bluse zusammen mit Grannys Rock waren eine Katastrophe von Outfit – *Unsere kleine Farm* unten und missratene Gruppenführerin oben, doch an meinem ersten Schultag zog ich die Sachen zusammen mit Turnschuhen an.

An meinem ersten Tag in der Tularcitos-Grundschule gab es keine Fanfaren. Meine Mutter blieb im Bett, Grandpa brach vor Sonnenaufgang auf, um an der

Küste einen Klempnerjob zu erledigen, und Granny schob Matthew und mich zur Tür hinaus. Da das Schuljahr begonnen hatte, musste sie morgens früher los, um uns zur Kinderbetreuung bei einer Frau im Dorf zu bringen, bevor sie nach Carmel fuhr, um den Unterricht für ihre Fünftklässler vorzubereiten. Ich frühstückte in der Kinderbetreuung, machte mich dann allein auf den Weg zur Schule und nahm dafür die Abkürzung über den Flughafen.

In den siebziger Jahren war es in Carmel Valley normal, Kinder allein unterwegs zu sehen. Kriminalität gab es kaum, und das Dorf war so klein, dass jeder wusste, welches Kind wohin gehörte, und das Kollektiv ein Auge auf uns hatte. Unsere Nachbarschaft durchzogen Fußwege über Wiesen und hinter Häusern vorbei, das von den Kindern geschaffene Wegenetzwerk, das den Laden mit dem Schwimmbad, die Bibliothek mit dem Baseballfeld verband. Grannys Plan für mich war, jeden Morgen zur Tularcitos und nachmittags von dort zur Kinderbetreuung zu gehen, wo ich mit Matthew darauf warten sollte, dass sie uns abholte. Ich wurde ein Schlüsselkind ohne Schlüssel.

Am ersten Schultag hielt ich mich am Rand der Straße, atmete den Lakritzeduft der wilden Anisbüsche ein und schaute hin und wieder über die Schulter, ob ein Auto kam. Die Straße war am frühen Morgen verschlafen und verlassen; selbst die Hunde dösten noch, während die ersten Sonnenstrahlen ihre Bäuche wärmten. Ich ging an einer Pferdekoppel vorbei, wo zwei Ponys erwartungsvoll den Kopf hoben. Normalerweise wäre ich stehen geblieben und hätte sie durch den Zaun mit frischem Gras gefüttert, doch an diesem Tag eilte ich weiter, weil ich an meinem ersten Schultag nicht zu spät kommen wollte. Ich querte den Flughafen und gelangte schließlich zu der weißen Ranch neben der Schule, an deren Veranda verwitterte Wagenräder lehnten. Da hörte ich vom Schulhof die wunderbare Kakophonie von Kinderstimmen. Ich blieb einen Augenblick lang stehen und horchte auf das großartige Echo potentieller Freunde.

Die Hauptattraktion des Schulhofs war ein zweitstöckiges Klettergerüst aus alten Telefonmasten, die zu zwei Festungen verbaut waren. Sie waren verbunden über eine Hängebrücke, die gefährlich schwankte, wenn Kinder darüber rannten. Wann immer wir darauf herumkletterten, zogen wir uns garantiert Splitter zu, und wir verbrannten uns den Hintern auf den Metallrutschen, die in der Sonne heiß wie ein Backblech wurden.

Auf dem Spielplatz flitzten Jungen und Mädchen über die schwankende Brücke, sprangen über fehlende Latten, hielten sich irgendwie aufrecht, während

sie hin und her wankten, und jagten einander voller Vergnügen an der erneuerten Rivalität. Andere Kinder glitten auf den Rutschen hinunter und schrien den unten Stehenden zu, aus dem Weg zu gehen. Jungen krochen wie Soldaten auf dem Bauch durch Tunnel aus mannshohen Tonröhren, die halb im Sand vergraben waren. Mädchen hangelten sich an Ringen virtuos durch das Klettergerüst, ihr Haar flatterte hinter ihnen her, und das Metall klirrte, wenn sie danach fassten und es wieder losließen. In einer anderen Ecke machten Mädchen Gymnastikübungen auf Balken. Ein Mädchen mit Rattenschwänzen saß in knapp zwei Meter Höhe auf einem Reck, und eine Gruppe Freundinnen rief ihr zu: »Salto rückwärts! Salto rückwärts!« Das Mädchen ließ die Stange los, kippte nach hinten, schwang sich mit den Kniekehlen um die Stange, schlug in der Luft einen Purzelbaum und landete auf den Füßen.

Ich spürte ein Prickeln in den Fingerspitzen. Ich reihte mich in den Fluss von Kindern ein und ließ mich von Erwachsenen mit Clipboards in mein Klassenzimmer leiten. Die Schüler saßen vor der Lehrerin auf dem Boden, die die Anwesenheit kontrollierte. Als ich mich näherte, hörte ich Gekicher und wurde sofort rot. Ich war auf desaströse Weise falsch angezogen. Die Mädchen trugen Ditto-Jeans mit einem Herz oder Regenbogen auf den Gesäßtaschen. Die Jungs trugen Levi's oder kurze Kordhosen und T-Shirts mit Surf-Logos oder Adidas-Streifen. Ich war kläglich fehl am Platz mit meinem wattierten Rock, der beim Gehen seine Glockenform beibehielt, als hätte ich einen Petticoat darunter an. Das passierte, wenn man sich von alten Leuten einkleiden ließ. Granny hatte altmodische Sachen ausgesucht, wie sie sie selbst als junges Mädchen getragen hatte.

Das Mädchen, das neben mir saß, hatte so blondes Haar, dass es fast weiß war, und ich meinte, in einem bestimmten Licht einen grünen Schimmer darin zu entdecken. Sie hatte eine Topffrisur wie die Eisläuferin Dorothy Hamill und trug eine rosa Satinjacke. Ihr Name war Hallie.

»Warum sind deine Haare grün?«, fragte ich.

Sie runzelte die Stirn.

»Sie werden grün vom Pool.«

»Du hast einen Pool?«

»Mhm. Und ein Trampolin habe ich auch.«

Wahrscheinlich hatte sie ein eigenes Zimmer. Mit einem eigenen Fernseher. In der Pause ging ich mit ihr zu dem Bereich des Schulgeländes, der für Kickball reserviert war. Ich wurde als eine der Letzten in ein Team gewählt, und als ich

ans Schlagmal musste, hatte ich in meinem knöchellangen Rock nicht genug Platz, um mit dem Bein weit auszuholen und gegen den Ball zu treten. Ich musste in kleinen Puppenschritten um die Male laufen, und wurde unweigerlich jedes Mal vom Platz gestellt. Hallie war eine so gute Athletin, dass die Feldspieler sich hintereinander aufbauten, wenn sie an der Reihe war. Sie flog wie die Jungs mit langen Schritten um die Male, ruderte mit den Armen und atmete laut aus. Sie war ein Wunder. Als es läutete, ging ich neben ihr zurück ins Klassenzimmer.

»Du bist wirklich gut«, sagte ich.

»Es ist einfacher, wenn du eine Hose anhast.«

Ich versprach ihr, dass ich nur noch Hosen tragen würde.

An diesem Abend verbannte ich den Rock in den hintersten Winkel des Schrankes, versteckte ihn unter den Wintermänteln. Ich musste besser aufpassen, um zu verhindern, dass Granny mich noch einmal in eine peinliche Situation brachte. Ich schwor mir, besser auf meine Klassenkameradinnen zu achten und zu tun, was sie taten, um mich anzupassen. Ich beobachtete sie mit den Augen einer Anthropologin und hielt Ausschau nach Hinweisen, was ich wollen, wie ich mich verhalten sollte. Ich hörte ihren Gesprächen über Disneyland, den Zoo und McDonald's zu. Ich ahmte ihren Slang nach, lernte die Popsongs auswendig, die sie sangen. Ich listete die Dinge auf, die sie in der Pause auspackten – Saft, der in silberfarbene Beutel gefüllt war, Käse in Stangenform, von denen man Streifen abreißen konnte, flache Früchte, die sie aus Zellophan auswickelten. Hallie zeigte mir, wie man Oreo-Kekse auseinandernahm und zuerst die Füllungleckte. Es schmeckte köstlich wie Eis, das nicht gefroren werden musste. Aber gleichgültig, wie sehr ich ihr jeden Samstagmorgen im Safeway schmeichelte, Granny weigerte sich, so lächerliche Dinge zu kaufen. Nicht nur verstand sie nicht, was sie waren, sie waren zudem unglaublich teuer. Da Mom kein Einkommen hatte, bekam ich in der Schule ein kostenloses Mittagessen vom Staat. In Grannys Gerichtssaal gab es kein Argument gegen Kostenlos.

Doch manchmal hat Kostenlos einen Preis. In der Cafeteria stand ich in einer besonderen Schlange, und alle wussten, dass sie für Kinder aus Familien mit nicht genug Geld für Lebensmittel war. Ich beneidete die Kinder mit Essenssäckchen, die ihre Mütter genäht hatten, und hörte auf ihr wahnsinniges Geschnatter, wenn sie mittags Gummibären und Erdnussbuttercracker und Sandwiches tauschten, die aus Weißbrot mit abgeschnittener Rinde bestanden. Ich bekam jeden Tag ein heißes Essen in einem Aluminiumbehälter, der mit Folie abgedeckt war, und gleichgültig, was sich darin befand, es roch immer nach

gekochten Kartoffeln und schmeckte nach gar nichts. Niemand wollte etwas gegen grauen Brokkoli tauschen, und ich begann, die Mittagspause mit meinem übelriechenden Essen im Klassenzimmer zu verbringen und in Dick-und-Jane-Büchern zu blättern. Meine Lehrerin drängte mich, draußen zu spielen, aber ich weigerte mich so oft, dass sie es schließlich aufgab. Sie und ich aßen gemeinsam in der Schule, sie arbeitete an ihrem Pult, und ich saß auf einem Sitzsack und war zufrieden mit dem Schweigen zwischen uns.

In diesem Jahr schnitt ich in meinem Fortschrittsbericht schlecht ab, was »Soziales und emotionales Wachstum« anbelangte:

Arbeitet im Klassenzimmer gut mit; in der Pause muss ich sie oft »aus dem Haus werfen«. Beschwert sich manchmal, dass sie sich langweilt – sowohl in der Schule als auch danach. Habe sie ermuntert, mit Mitschülerinnen die Telefonnummern auszutauschen und sich mit ihnen zusammenzutun.

Ich gab Granny meinen Fortschrittsbericht zusammen mit ihrem Cocktail. Sie nippte an dem Drink und überflog den Bericht, erklärte mir, dass ich gut in der Schule sei, und warf die Karte in den Kamin, vor dem Grandpa mit dem Schürhaken in den orangefarbenen Flammen herumstocherte. Er machte mindestens einmal in der Woche ein Feuer, auch wenn es warm war. Der Kamin wurde nicht nur benutzt, um das Haus zu heizen, sondern auch um Abfall zu entsorgen. Es wurde nicht recycelt, und meine Großeltern verbrannten darin Zeitungen, Milchkartons, alte Lumpen und Zeitschriften, Taschentücher und gelegentlich einen Sears-Katalog. Granny schien zufrieden, als mein Bericht sich einrollte und zu Asche verwandelte. Sie hob das Glas, als wollte sie einen Toast ausbringen. »Wer braucht Freundinnen? Andere Leute sind die Hölle, wenn du mich fragst«, sagte sie.

Ich tauschte mit niemandem Telefonnummern aus. Andere Schülerinnen luden mich nicht zu sich nach Hause ein, und ich traute mich nicht, jemanden zu uns einzuladen. Hinter der geschlossenen Schlafzimmertür in unserem Haus verbarg sich ein Geheimnis. Ich wollte Mom nicht verstecken, aber ich wollte auch nicht erklären, warum sie nie das Zimmer verließ. Ich bin nicht sicher, ob ich überhaupt einen Grund hätte nennen können. Ich fühlte mich in der Schule schon als Außenseiterin, weil ich Großeltern statt Eltern hatte, und die Unerklärbarkeit von Mom hätte mich nur noch seltsamer gemacht.

Als ich diesen Abend ins Bett ging, schlief Mom auf dem Rücken, auf ihrem Bauch lag ein großes rotes Buch. *Sun Signs* von Linda Goodman. Mom hatte seit kurzem die Astrologie entdeckt und studierte auf der Suche nach einer

kosmischen Erklärung ihrer Scheidung Bücher, die Granny aus der Bibliothek mitbrachte. Ich zog das Buch vorsichtig unter ihrer Hand hervor, um sie nicht zu wecken. Doch sie schrak auf und öffnete die Augen. Ich sah, dass sie das Zimmer wiedererkannte, sich entspannte und mich an sich zog. »Alles gut, komm her.«

Ich kroch unter die Decke und stieß mit dem Hintern gegen ihren Bauch, sie zog die Beine an, und wir nahmen unsere Position für die Nacht ein.

»Du bist ein gutes Mädchen«, sagte sie. »Für einen Aries.«

Mom hatte alle Sternzeichen in gut und schlecht aufgeteilt. Ich war Widder, eine Person, die um sich selbst kreist, wie sie erklärte, aber auch lustige Gesellschaft verspricht und zuinnerst gut ist. Am besten jedoch war Taurus, sagte Mom, denn sie, Granny und Matthew waren Stier. Grandpa war Widder, und deswegen war ich zufrieden.

»Mom?«

»Hmmm?«

»Es ist bald Halloween.«

Die Schule war bereits schwarz und orange dekoriert. Alle Klassen planten Partys, und alle Welt sprach nur noch über Kostüme. Ich wollte mich als Dorothy aus *Der Zauberer von Oz* verkleiden und hatte Mom gefragt, ob sie mir das Kleid nähen würde. In Rhode Island hatte sie mir ein Raggedy-Ann-Kostüm genäht, und es war perfekt gewesen.

»Ich kann einfach nicht«, sagte sie. »Frag Granny.«

Granny war keine Hilfe. Sie konnte nicht nähen, und Halloween war, wie sie sagte, nur eine weitere Möglichkeit, Kinder zu verwöhnen. Als sie Kind gewesen war, hatte sie Halloween nicht gefeiert, und aus ihr war trotzdem was geworden. Ich versuchte, ihr zu erklären, dass Halloween der wichtigste Tag in der Grundschule war. Der Tag, an dem man hemmungslos Zucker essen und jedes Fehlverhalten der Figur in die Schuhe schieben konnte, die man darstellte. Die Lehrer versprachen Kostümpremierungen, und wir wollten Kürbisse schnitzen. Wenn ich kein Kostüm hätte, könnte ich nicht teilnehmen und genauso gut zu Hause bleiben. Granny brummte missbilligend und erinnerte mich daran, dass in ihrem Haus nicht ich die Regeln aufstellte.

Es kam mir nicht in den Sinn, Grandpa zu fragen; ich konnte ihn mir nicht mit Nadel und Faden in den dicken Händen vorstellen. Und wenn ich mit meinem Problem zu ihm gegangen wäre, hätte Granny davon erfahren, die mich bereits ermahnt hatte, sie nicht wegen eines Kostüms zu nerven.

Als ich am 31. Oktober erwachte, gab es immer noch keinen Plan. Grandpa war bereits nach Big Sur zu einem Klempnerjob aufgebrochen, und in der Küche leerte Granny den Inhalt von Grandpas hölzernem Schuhputzkasten auf die Abstellfläche.

»Setz dich auf den Hocker«, sagte Granny.

Ich gehorchte. Sie schraubte den Deckel von einer runden Dose mit brauner Schuhcreme, fasste mit dem Finger hinein und verschmierte sie auf meiner Stirn.

»Halt still«, sagte sie und hob mein Kinn an.

»Was machst du da?«

»Dein Kostüm«, sagte sie und umrandete meine Augen schwarz. Rasch verrieb sie Schuhcreme auf meinem ganzen Gesicht und auf einem Teil meines Halses. Als Nächstes holte sie eins von Ritas braunen Flohhalsbändern aus dem Besenschrank und legte es mir um den Hals.

»Warte«, sagte sie.

Ich hörte, wie sie ihrem Schlafzimmer Schubladen aufzog. Sie kehrte mit einer zusammengeknüllten beigefarbenen Nylonstrumpfhose zurück. Sie schüttelte das Handgelenk, und die Strumpfhose entrollte sich, dann schob sie mir das obere Ende mit dem Gummizug über den Kopf und steckte meine Haare hinein. Die Beine hingen mir auf die Schultern. Zum Schluss befestigte sie eine von Ritas schmalen Leinen an dem Flohhalsband und reichte mir das andere Ende.

»Okay, das sollte reichen«, sagte sie und trat zurück, um ihr Werk zu begutachten.

Granny folgte mir ins Bad, wo ich mich anschauen sollte. Ich stand vor dem Spiegel, und mir blieb die Luft weg. Ich sah aus, als wäre ich schrecklich verbrannt, nur das Weiß meiner Augen starrte in dem schokoladenbraunen Gesicht mit schwarzen Strichen auf der Stirn und runden Kreisen um die Augen aus dem Spiegel. Auf meiner Nasenspitze war ein schwarzes Dreieck, auf meine Wangen waren Barthaare gezeichnet. Ich sah aus wie jemand mit Lederhaut, der zu viel Zeit im Freien verbracht hatte und mit einer Strumpfhose auf dem Kopf herumlief. Mir klappte das Kinn nach unten, und ich berührte die fettige Farbe, um zu überprüfen, ob ich noch darunter war.

»Du bist ein Basset!«

»Ein was?« Ich brachte nur ein Flüstern zustande.

»Ein Hund, ein Jagdhund.«

Sie hatte einen Artikel gelesen, wie man mit ganz gewöhnlichen Haushaltsmitteln ein Halloweenkostüm fabrizierte.

»Ich schaue blöd aus«, protestierte ich.

»Ich sage dir, was blöd ist«, sagte sie. »In anderen Ländern verhungern Kinder, und du machst dir Sorgen wegen einem Halloweenkostüm.«

Damit war die Sache erledigt. Keine Diskussionen mehr. Ich ging gebeugt und mit meiner eigenen Leine in der Hand zur Schule. Die Schuhcreme roch stark nach Petroleum, und mir wurde leicht schummrig. Auf dem Spielplatz machte mir ein Meer verdatterter Prinzessinnen und Superhelden Platz und versuchte herauszufinden, was ich sein sollte.

Hallie war als Ballerina verkleidet mit einem roten Tutu über ihrer Gymnastikhose und rosa Ballettschuhen, deren Bänder sich auf ihren Waden kreuzten. Sie schirmte die Augen vor der Sonne ab und blinzelte, um mich besser sehen zu können.

»Warum hast du Unterwäsche auf dem Kopf?«

»Das sind Ohren.«

Hallie runzelte verwirrt die Stirn.

»Ich bin ein Jagdhund.«

Ich schaute auf meine Schuhe. »Granny hat es gemacht. Es ist nicht gut.«

Hallie nahm mir die Leine aus der Hand.

»Du kannst mein Hund sein«, sagte sie. »Wenn jemand was sagt, greifst du ihn auf meinen Befehl hin an.«

Das Schöne an dem Plan war, dass ich als ihr Hund stumm bleiben konnte und keine Fragen zu meinem Kostüm beantworten musste. Hallie sprach für mich und erklärte, dass jede Ballerina einen Wachhund hatte, Ende der Geschichte. Als unsere Lehrerin ein Foto von uns im Sandkasten machte, hielt Hallie meine Leine, und ich kniete vor ihren Füßen, ihr treues Hündchen. Unser Plan funktionierte, und ich spielte mit, bis ich den Geruch nicht mehr ertrug. Auf der Toilette entfernte ich die Schuhcreme mit rosa Industrieseifenpulver und kratzigen braunen Papierhandtüchern. Schließlich riss ich mir die Strumpfhose vom Kopf und warf sie in den Abfalleimer.

Auch wenn ich große Schwierigkeiten hatte, mich einzupassen, ich mochte die Schule. Mir gefiel die Routine, das Läuten, das die Parameter für Kunstprojekte, Pausen und Geschichtenerzählen setzte und meinen Tagen einen Zweck verlieh. Jeden Tag erzählte ich Grandpa, was ich gelernt hatte, und er ermunterte mich, weiterhin zu versuchen, Freundschaften zu schließen, und erinnerte mich daran, dass es dauerte, bis man die richtigen Leute fand, mit denen man sich wohl

fühlte. Als ich ihm berichtete, was an Halloween passiert war, gab er mir zwei Ratschläge: Ich sollte Hallie mein Leben lang als Freundin behalten, und im nächsten Jahr sollte ich seinen Bienenschleier überziehen und als Bienenhalterin in die Schule gehen. Ich konnte nicht fassen, dass ich nicht daran gedacht hatte.

Unsere Lehrer waren Hippies und Nonkonformisten, die den Lehrplan großzügig ausschmückten. Ein Lehrer brachte uns bei, aus Lehm Töpfe zu formen und zu brennen. Ein anderer testete unsere extrasensorische Wahrnehmung, zeichnete ein Symbol auf ein Blatt Papier und forderte uns auf, unsere ESP-Kräfte anzustrengen, um sein Symbol auf unserem Papier zu duplizieren. Aus unerfindlichem Grund fand diese Übung auf dem Fußballplatz statt, wo wir im Kreis um unseren Lehrer standen, Skizzenblock in der Hand, und versuchten, seine Gedanken zu lesen. Aus einem naturwissenschaftlichen Experiment lernte ich, dass Cola meine Knochen zersetzt. Eine Lehrerin stellte drei Pappbecher mit Cola ins Fenster, in einen warf sie einen Hühnerknochen, in den zweiten einen Nagel und in den dritten einen Penny. Wir dokumentierten das tägliche Fortschreiten der Zersetzung in einem Tagebuch. Als sich der Hühnerknochen innerhalb eines Monats als Erstes aufgelöst hatte, versprach ich dem allmächtigen Gott, dass ich nie wieder Limonade trinken würde.

Ich konnte es nicht erwarten, in die Schule zu gehen und jeden Tag etwas Neues zu entdecken. Ich reagierte auf die Aufmerksamkeit meiner Lehrer mit einer Dankbarkeit, die ich nicht verstand, abgesehen davon, dass ich ihnen gefallen, mir alles merken wollte, was sie sagten, und ihnen beweisen wollte, wie gut ich sein konnte.

Eines Tages bestand die Überraschung aus einem neuen Musiklehrer. Als ich ins Klassenzimmer kam, saß Mr Noakes mit gespreizten Knien auf einem Metallhocker und stimmte eine Gitarre, als würde er auf einen Bus statt auf eine Schar Schüler warten. Er war dünn wie ein Bambusstecken und sah zu jung aus, um schon Lehrer zu sein. Er trug Jeans und braune Clarks-Stiefel aus Wildleder mit flachen Kreppsohlen, schüttelte regelmäßig die langen braunen Haare aus den Augen, um den richtigen Bund zu finden. Er rumpelte in einem VW-Bus zur Schule, immer nur mittwochs für die letzte Schulstunde, und sein Unterricht wurde zum Höhepunkt meiner Woche. Er öffnete die Tür zu seinem Raum und senkte die Nadel auf das Vinyl, und die Texte zogen uns magisch an. »Bad, bad Leroy Brown« schwebte den Flur entlang, wir spitzten die Ohren, legten die Stifte weg und zogen als Rattenfängerparade in den Musiksaal. Mr Noakes spielte nicht

die fröhliche »Puff the Magic Dragon«-Musik, die uns beruhigen sollte – er ließ uns richtige Songs aus dem Radio hören.

Als Mr Noakes uns Musikinstrumente aussuchen ließ, wählten die meisten Mädchen hell klingende Flöten und Xylophone, während ich mich mit den Jungs um die Trommeln drängte. Er ließ uns Krach machen, forderte nie wie manche andere Lehrer mit einer Pfeife unsere Aufmerksamkeit, und er führte an der Tafel auch keine Strichliste für schlechtes Benehmen. Er betrachtete es als seine persönliche Mission, unseren formbaren Gehirnen einen exzellenten Musikgeschmack einzuprägen, und spielte uns Platten aus seiner eigenen Sammlung vor. Eines Tages schaute er in seiner Milchkiste nach, zog ein Album heraus und hielt es hoch, damit wir es alle sehen konnten.

»Weiß jemand, wer diese Typen sind?«

Ich erkannte die vier Beatles auf einem Zebrastreifen und erstarrte augenblicklich. Das war Dads Musik. Meine Haut war plötzlich feucht, und der Boden unter meinen Füßen kippte. Mr Noakes hielt die *Abbey-Road*-Platte fest, die Augenbrauen hochgezogen, und wartete, ob jemand sie kannte. Ich und ein Junge hoben die Hand.

»Nur ihr zwei?«

Mr Noakes blickte sich im Raum um, genoss den Augenblick, bevor er uns unschuldige Wesen umhaute. Er schien zu taumeln, als er zum Plattenspieler ging und ehrfürchtig die schwarze Scheibe aus der Hülle nahm, darauf achtete, sie nur ganz am Rand mit den Fingerspitzen zu berühren, und sie auf den Plattenteller legte.

Es konnte nicht wahr sein. Die Beatles gehörten Dad und mir allein, nicht jeder konnte sie einfach so hören. Sie vor der ganzen Klasse abzuspielen wäre, als würden sie *ihre Nase in mein Leben stecken*, und Mr Noakes hatte kein Recht, mir das anzutun. Ich sah hilflos zu, wie er die Nadel auf die Platte setzte, und wusste, dass ich ein schreckliches Geheimnis ausplaudern würde, etwas, worüber ich zu Hause nicht sprechen durfte, etwas, wofür ich mich schämte, etwas, was mich noch mehr von meinen Mitschülern trennen würde, als es sowieso schon der Fall war. Ich blickte zur Tür und fragte mich, ob ich davonlaufen sollte.

Die ersten Töne von »Maxwell's Silver Hammer« drangen aus den Lautsprechern, ergriffen Besitz von meinem Körper und schüttelten ihn. Ich spürte, wie Hitze aus meinem Magen in meinen Hals aufstieg und sich hinter meinen Augen sammelte. Ich hörte nicht Paul McCartney; ich hörte Dads

Stimme, die mir sagte, ich solle einschlafen, meine Erbsen aufessen, und mir versprach, dass er immer mein Dad sein würde. Es war, als wäre er im Raum, doch als ich versuchte, ihm ins Gesicht zu sehen, verschwamm es, als wäre er hinter einen undurchsichtigen Schirm getreten. Ich geriet in Panik, versuchte, mich zu erinnern, wie er aussah. Nur die Erinnerungen an ihn waren mir geblieben, und jetzt begann ich, auch sie zu verlieren. Ich schaute mich um und sah, dass die Schüler in diesen seltsamen dreisten Song über dreihundert Morde vertieft waren, lachten und so taten, als würden sie einander mit einem Hammer schlagen. Ich würde mich nie so ungeheuchelt freuen können wie sie. Ich hasste sie dafür, dass sie so unbedarft glücklich waren.

Ich spürte Tränen aufsteigen und wollte sie runterschlucken. Ich konnte es mir nicht leisten, meiner größer werdenden Liste an sozialen Fehlritten einen Zusammenbruch hinzuzufügen. Ich kniff die Augen zu und summtete, versuchte, das Lied nicht zu hören. Als es mir nicht gelang, drückte ich die Stirn auf die Knie, damit die Jeans meine Tränen aufsaugte. Mir entkamen ein paar Schluchzer, und ich tat so, als hätte ich Schluckauf. Meine Brust hob und senkte sich, Rotz lief über meine Oberlippe. Als der Song geendet hatte, war nur noch mein Weinen im Raum zu hören.

Mr Noakes schickte die Klasse rasch hinaus, und ich blieb in meiner vornübergeneigten Haltung. Als alle draußen waren, ging er neben mir auf die Knie.

»Was ist los?«

Der Klang einer Männerstimme ließ mich noch heftiger schaudern.

»Mein Dad ...« Mehr brachte ich nicht heraus.

»Oh, Mann«, murmelte Mr Noakes. »Bleib hier. Ich hole die Schwester.«

Sie kam außer Atem angelaufen. Sie hob mich hoch, hielt mich in ihren dicken Armen, und ich versank in ihrem großen Busen. Mich an sie zu drücken war, als würde ich mich unter der Bettdecke verkriechen, und ich blieb dort, bis ich nicht mehr schniefte. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich ins Krankenzimmer, wo ich mich auf das Feldbett setzte und versuchte, ihr zu erklären, warum ich so aufgelöst war. Es war schwer.

»Mein Dad«, sagte ich wieder.

Sie reichte mir ein Taschentuch. »Wo ist er?«

»Rhode Island.«

Sie blies die Backen auf und wartete einen Augenblick, bevor sie eine Schublade in einem Aktenschrank aus Metall aufzog. Sie schob Mappen hin und

her und nahm eine heraus. Sie schlug sie auf und stellte die nächste Frage, ohne mich anzusehen.

»Lebst du bei deiner Mom?«

»Ja. Nein ... bei meiner Granny.«

Sie legte den Kopf schräg, als wollte sie herausfinden, was ich ihr verheimlichte.

»Wen soll ich anrufen, damit er dich abholt?«

Ich erklärte, dass ich nicht abgeholt wurde.

»Ich gehe allein nach Hause«, sagte ich und deutete Richtung Osten.

Sie nahm einen Stift aus einem Becher auf ihrem Schreibtisch und schrieb eine Telefonnummer auf einen Block, riss das Blatt heraus und gab es mir.

»Gib das deiner Großmutter, wenn du zu Hause bist, und sag ihr, sie soll mich anrufen«, sagte sie. Ich nickte.

»Willst du dich erst noch ausruhen, bevor du nach Hause gehst?«

Ich lehnte ab. Ich hatte genug von diesem Tag und wünschte, er wäre vorbei. Als ich Granny den Zettel gab, hatte ich zu große Angst davor, ihr die Wahrheit zu erzählen, deswegen sagte ich, ich wüsste nicht, warum die Schwester wollte, dass sie sie anrief. Granny hakte nicht nach, und ich war froh, dass ich nicht darüber sprechen musste.

Als es am nächsten Mittwoch an der Zeit war, in den Musiksaal zu gehen, wies mich meine Lehrerin an, im Klassenzimmer zu bleiben. Als alle anderen gegangen waren, legte sie einen neuen Kasten mit Wasserfarben und einen Block vor mich. Sie ließ Wasser in einen Becher laufen und gab mir einen Pinsel. Einen Moment lang starrte ich auf das leere Blatt, dann malte ich das Erste, was mir einfiel. Sechs Beine, vier Flügel, drei Körperabschnitte, fünf Augen, zwei Fühler. Einen Stachel.

Während der nächsten Wochen malte ich, wenn meine Klasse Musikunterricht hatte. Mir fehlte das Trommeln, und meine Lehrerin sagte, ich könnte zum Musikunterricht gehen, wann immer ich mich bereit fühlte, aber ich fühlte mich nie bereit. Jetzt behandelten mich die Kinder mit Samthandschuhen, als wäre ich zerbrechlich, was zumindest besser war, als ignoriert zu werden. Meine Bilder wurden besser. Ich malte hübsche Häuser mit Vorhängen an den Fenstern und Strichstämme mit großen grünen Bällen als Laub darauf. Ich malte Katzen und Bienen und Blumen. Ich brachte meine Bilder Grandpa, der jedes einzelne ausgiebig bewunderte und sie an die Wand seines »Büros« klebte – ein

halbfertiger Raum neben dem Carport, in dem ein alter Schreibtisch im Westernstil und Kisten mit Klempnerwerkzeug standen.

Eines Nachmittags traf ich ihn im Carport, wo er auf Aluminiumdosen herumstapfte und sie dann mit einem Vorschlaghammer zu flachen Scheiben schlug. Er packte den Stiel mit beiden Händen, hob den Hammer in die Luft und ließ ihn auf die Dosen niederkrachen. Er warf die zerdrückten Dosen in einen Karton auf der Ladefläche seines Pick-ups, als er mich sah.

»Dafür kriegst du auf dem Schrottplatz gutes Geld«, sagte er. »Fünf Cent pro Stück.«

So groß wie sein Haufen war, müsste er ein kleines Vermögen damit machen. Hunderte von Dosen lagen auf dem Boden verstreut. Sein weißes T-Shirt war fadenscheinig und löchrig, der Saum seiner Hosenbeine war nass von der Restflüssigkeit in den Dosen. Er trug Lederstiefel, die Spitze des linken war mit Isolierband umwickelte, um ein Loch zu schließen. Essensreste hingen in seinem Schnurrbart.

»Was ist los mit dir?«, fragte er, als er mein langes Gesicht sah.

Ich erklärte, dass in der Schule ein besonderer Abend veranstaltet würde. Dass Väter kommen und etwas über ihren Beruf erzählen würden. Dass ich nicht hingehen würde, weil ich keinen Vater mitbringen konnte.

»Ich verstehe«, sagte Grandpa und trank einen großen Schluck von seinem Bier. Er rülpste genussvoll. »Entschuldige.«

Er ließ die Bierdose auf den Boden fallen, trat darauf und schlug sie mit dem Hammer platt. »Willst du mal?«

Ich packte den Stiel und spannte mich an, konnte den Hammer aber nur ein paar Zentimeter hochheben. Ich platzierte die Beine weiter auseinander und ließ das ganze Gewicht des Vorschlaghammers auf die Dose krachen, die mit einem befriedigenden Knirschen nachgab. Ich fühlte mich mächtig und konnte plötzlich eine versteckte Energiereserve anzapfen. Ich schlug wieder und wieder auf die Dose ein, aus der Bierschaum austrat, und mit jedem Schlag fühlte ich mich ein bisschen besser. Als ich endlich aufschaute, starrte Grandpa mich an. Er fragte, ob ich an einem neuen Kunstprojekt arbeitete, und ich sagte, dass wir Skulpturen aus Pappmaché machten.

Grandpa zog eine Augenbraue hoch. »Und was machst du?«

»Eine Biene.«

»Ja? Die würde ich gern sehen.«

Grandpa schlug vor, dass er vielleicht kommen und sie sich mit den anderen Vätern ansehen sollte. Es war abgemacht. Grandpa wäre mein Lückenbüßer bei Bring-deinen-Vater-in-die-Schule-mit. Doch ich war nicht sicher, ob das wirklich so eine gute Idee war. Wenn ich mir die anderen Väter vorstellte, sah ich Männer in Anzügen mit Aktentasche und Bürojobs vor mir. Dann sah ich Grandpa neben ihnen stehen, mit zerzaustem Haar, schwarzen Rändern unter den Fingernägeln und ohne Visitenkarte. Ich hoffte, dass er zumindest daran denken würde, sich die Essensreste aus dem Schnurrbart zu kämmen.

Bis es so weit war, hatte ich mich selbst überzeugt, dass es eine miserable Idee war, Grandpa mitzunehmen. Er wäre so viel älter als die anderen Väter und würde noch mehr Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass ich keinen richtigen Vater hatte. Alles, was ich wollte, war, in der Klasse nicht hervorstechen, und seit Schulbeginn hatte ich es geschafft, ständig aufzufallen. Jetzt würde ich mit einem Hochstapler aufkreuzen und noch mehr verwirrte Blicke auf mich ziehen. Ich wünschte, ich könnte einfach zu Hause bleiben, und versuchte, eine Ausrede zu finden, um unseren Ausflug abzusagen, während Grandpa sich fertig machte und ich im Wohnzimmer auf ihn wartete.

Schließlich kam er aus dem Schlafzimmer und zog seine liebste Cowboykrawatte mit einem Türkisnugget auf einem glänzenden silbernen Quadrat zurecht. Er trug sie nur zum Squaredance, zu Beerdigungen und Hochzeiten. Seine Jeans hatte eine Bügelfalte – er musste ein nicht getragenes Weihnachtsgeschenk aus der Zedertruhe geholt haben. Sein senffarbenes Westernhemd hatte Druckknöpfe aus Elfenbein und schmale metallisch goldene Streifen. Sein Haar war gekämmt, seine Bartstoppeln waren verschwunden, und er roch nach Rasierwasser. Ich schaute auf seine Fingernägel: sauber.

Wir gingen die Straße entlang zu meiner Schule. In einer Hand hielt er meine, in der anderen ein Glas Honig für meine Lehrerin.

Im Klassenzimmer begleitete ich Grandpa zu dem Tisch mit den Skulpturen und zeigte ihm meine Biene. Sie war ungefähr so groß wie ein Laib Brot, und ich hatte mich bemüht, sie korrekt zu formen, mit sechs Beinen und vier Flügeln. Ich hatte zwei Büroklammern aufgebogen und sie als Fühler in den hart gewordenen Kopf aus Zeitungspapier gesteckt. Grandpa nahm die Biene, betrachtete sie von allen Seiten und piffte anerkennend. In diesem Augenblick kam meine Lehrerin zu uns und stellte sich vor, und er stellte die Biene vorsichtig wieder ab.

»Das ist mal eine Biene«, sagte sie.

Grandpa sagte, er freue sich, sie kennenzulernen, und hielt ihr das Glas mit Honig hin. Sie legte die Hand aufs Herz, als sie das Geschenk annahm.

»Ist der von Ihren Bienen?«

»Ja, Ma'am«, sagte Grandpa.

»Unglaublich«, flüsterte sie.

Nie zuvor hatte ich Grandpa *Ma'am* sagen hören, und ich musste kichern. Er warf mir einen Blick zu, der besagte, ich solle seine Tarnung nicht auffliegen lassen. Er legte sein bestes Benehmen an den Tag, und so weit, so gut. Niemand fragte ihn, wer er war oder warum er mit mir gekommen war. Wir waren ein Paar, und das war die Hauptsache. Wir standen eng nebeneinander, während die Väter der Klasse von ihrem Beruf erzählten, und ich hörte Geschichten über die Arbeit in einer Bank und im Gericht und auf einem Golfplatz. Ich fragte mich, was Grandpa sagen würde. Er hatte keinen richtigen Job – mit einem Arbeitsplatz und einem Chef und einem regelmäßigen Gehalt. Er reparierte Dinge und hielt Bienen. Ich machte mir Sorgen, dass er nicht viel zu bieten hätte oder sich aufregte, weil er vor einer Gruppe sprechen musste. Er hatte mir einmal erzählt, das Großartige am Bienenhalten sei, dass man es ganz allein machen kann, ohne mit jemandem sprechen zu müssen. Grandpa war jemand, der am liebsten allein war, und er gebrauchte immer so wenig Worte wie möglich, um etwas mitzuteilen. Ich war nicht sicher, ob er der Situation gewachsen war.

Die Lehrerin rief seinen Namen, und ich ließ sein Bein los. Er ging nach vorn und räusperte sich.

»Ich bin Frank, und ich bin hier mit meiner Enkelin, Meredith«, sagte er. »Mein Familie lebt seit vier Generationen an der Küste von Big Sur.«

Die Leute murmelten interessiert.

Grandpa sagte, dass sein Urgroßvater, William Post, einer der ersten Pioniere in Big Sur gewesen sei. Er habe 1848 mit achtzehn Jahren Connecticut verlassen, um Walfänger zu werden, und in der Walfangstation von Monterey Tran zu Lampenöl gekocht und Walknochen für Korsetts ausgelöst. Zwei Jahre später heiratete er eine Ureinwohnerin vom Stamm der Ohlone namens Anselma Onesimo in der Mission von Carmel. Sie bauten eins der ersten Gehöfte in Big Sur, die zweihundertsechzig Hektar große Post Ranch, wo sie Rinder und Schweine züchteten und Apfelbäume pflanzten. Sie trieben Vieh nach Monterey und führten Jäger und Fischer ins Hinterland von Big Sur. Und sie hatten Bienenstöcke.

Grandpa erklärte, dass er als Teenager begonnen hatte, Bienen zu züchten, nachdem ein Schwarm in seinem Garten gelandet war und sein Vater ihm gezeigt hatte, wie man ihn einfing und in einem Stock ansiedelte. Die Bienen vermehrten sich rasch, wurden zu viele für einen Stock und begannen neue Königinnen auszubrüten – ein Zeichen dafür, dass der übervölkerte Stock sich bereitmachte, sich zu teilen und zu schwärmen. Sein Vater zeigte ihm, wie man die Königinnenlarven und einen Teil der Bienen in einen leeren Stock verpflanzte, um ein zweites Volk zu gründen. Nach zwei Jahren hatten Vater und Sohn fünf Bienenstöcke hinter ihrem Haus in Pacific Grove, einer kleinen Gemeinde aus dichtgedrängt stehenden viktorianischen Häusern auf kleinen Grundstücken am Meer, eine Stunde nördlich von Big Sur.

Die Nachbarn waren geduldig mit und ein bisschen fasziniert von den Bienen. Sie unterstützten Grandpa, als er einen Stock auf der Veranda einer japanischen Familie aufstellte, die während des Zweiten Weltkriegs in einem Arbeitslager interniert war.

»Keine Plünderer haben sich auch nur in die Nähe des Hauses getraut«, sagte er.

Während viele von seinen Bienen begeistert waren, riss seiner Mutter der Geduldsfaden. Nachdem sie einmal zu oft gestochen worden war, als sie die Wäsche aufhängte, sprach sie ein Machtwort und verlangte, dass er sich für sein neues Hobby einen anderen Platz suchte.

Freunde und Verwandte in Big Sur halfen aus, und Grandpa verteilte seine Stöcke auf mehreren Ranches an der Küste, wo die Bienen niemandem etwas anhaben konnten. Er stellte Stöcke auf einer abgelegenen Lichtung am Fuß des Garrapata Canyon auf, auf der Rinderranch einer Cousine im Palo Colorado Canyon und in dem ummauerten Gemüsegarten des Karmeliterklosters. Die Leute begannen, ihn den Bienenhalter von Big Sur zu nennen.

Grandpa erzählte Geschichten, wie er gegen die See gekämpft und Netze voller Sardinen in der Cannery Row verkauft hatte; so wie er sie schilderte, schienen sogar Klempnerjobs aufregend. Er klang wie ein Superheld, als er beschrieb, wie er sich an einen Baum gebunden und über den Santa-Lucia-Klippen gebaumelt hatte, um Bewehrungsstäbe zu befestigen und Rohre zu sichern, die Wasser aus einer Quelle zum Nepenthe leiteten, einem bekannten Künstlerrestaurant zweihundertfünfzig Meter über dem Ozean.

Ich schaute mich um. Während des Unterrichts waren die Kinder nie so still.

»Klingt, als kämen Sie direkt aus einem Roman von Steinbeck«, rief ein Vater und nannte Grandpa im gleichen Atemzug mit dem großen Literaten aus Monterey Bay. Doch Grandpa erinnerte sich tatsächlich an Steinbeck und an ein paar der echten Meeresbiologen, Landstreicher und Ladenbesitzer, die er in seinen Roman *Straße der Ölsardinen* aufgenommen hatte.

Deswegen nahm Grandpa die Bemerkung des Mannes wortwörtlich. »Steinbeck war ein wirklich netter Mensch. Aber er ist nicht viel unter Leute gegangen. Doc Ricketts war lustiger«, sagte Grandpa. »Er hat uns bezahlt, wenn wir ihm Frösche aus dem Carmel River für sein Labor brachten. Und er machte gute Jazzpartys.«

»Kannten Sie Henry Miller?«, fragte ein anderer Vater.

»Ich habe einmal mit ihm im Nepenthe Tischtennis gespielt«, sagte Grandpa. »Er hat viel geflucht.«

Die Kinder bombardierten ihn mit Fragen zu Bienen. Stachen sie ihn? Wie holte er den Honig aus dem Stock? Wie fing er einen Schwarm? Grandpa hatte Spaß mit seinem Publikum. Er sagte, dass die Bienen ihn ständig stachen, aber das hieß, dass er nie Arthritis haben würde. Den Honig holte er »sehr vorsichtig« aus dem Stock, und einen Schwarm fing er mit bloßen Händen. Sie wussten nicht, ob er Spaß machte oder die Wahrheit sagte, und sie starrten ihn sprachlos an. Grandpa erzählte, bis ihn die Lehrerin höflich unterbrach, damit ein anderer Vater sprechen konnte.

Er stellte sich wieder neben mich, und ich drückte seine Hand. Er hatte im Alleingang alle meine früheren sozialen Fauxpas ausradiert und mir einen neuen Start in der Schule verschafft. Er war cool, und weil er der Klasse erzählt hatte, dass ich ihm mit den Bienen half, war zwangsläufig auch ich cool. Ich hätte nie an ihm zweifeln sollen, und ich schämte mich dafür, dass ich geglaubt hatte, er würde es vermasseln. Grandpa war anders, aber das machte ihn *besser*, nicht schlechter. Es spielte keine Rolle mehr, dass er nicht mein Vater war. Wir gehörten zusammen, und das war alles, was zählte. Grandpa drückte meine Hand.

»Sehr gut«, flüsterte ich.

Als wir über den Spielplatz nach Hause gingen, spürte ich, dass uns Blicke folgten. Grandpa hatte auf Servietten eine Liste mit neuen Honigbestellungen, Namen und Telefonnummern geschrieben. Und ich hatte etwas, das mehr wert war als Geld – seine Loyalität. Grandpa hatte sich vor der Klasse zu mir bekannt, und das hieß, dass er zugehört hatte, wenn ich ihm von meinen Sorgen in der

Schule erzählte. Er hatte darüber nachgedacht und auf seine Weise die Wende für mich bewerkstelligt.

Von diesem Tag an wusste ich, dass Grandpa für mich eintreten würde, so wie eine Biene erfolgreich ihren Stock verteidigt oder dabei zugrunde geht. Er ließ mich auf seine wortlose Weise wissen, dass er mir ein Versprechen gegeben hatte. Er würde mich nie im Stich lassen.

Der falsche Großvater

1975 – *Winter*

Eine Bienenlektion in Wahlverwandtschaft

Kurz vor Weihnachten war der Volvo, der sich nie mehr von der Fahrt durchs ganze Land erholt hatte, verschwunden. Stattdessen stand da das seltsamste Auto, das ich je gesehen hatte. Es war Dixi-Klo-blau und geformt wie eine Avocado, hinten breit, vorn eine lange Schnauze. Es saß tief über dem Boden auf und sah aus, als wäre sein hinteres Ende mit einer gigantischen Axt abgehackt worden. Ein weißer Rennstreifen verlief auf jeder Seite von hinten nach vorn und endete in einem Punkt knapp hinter den Scheinwerfern. Es war ein AMC Gremlin, für den als der günstigste Kleinwagen in Amerika geworben wurde, und Granny hatte ihn für Mom auf Raten gekauft.

Matthew und ich näherten uns vorsichtig und spähten durch die Heckklappe – eine solide Glasscheibe an Scharnieren. Wir sahen weiße Sitze, perforiert mit kleinen Löchern, und einen plüschigen eisblauen Teppich, auf den noch niemand getreten war. Es gab ein Radio mit Knöpfen zum Drücken und ein weißes Lenkrad, so groß wie der Deckel einer Mülltonne. Das Auto glänzte vor unberührtem Potential.

»Ich will nicht, dass ihr Kinder es anfasst«, sagte Mom.

Sie saß aufrecht im Bett, alle Kissen im Rücken, und las das Handbuch.

»Machen wir eine Fahrt damit?«, fragte ich.

Sie knallte das Handbuch auf ihre Oberschenkel. »Was habe ich gerade gesagt?«

»Nicht anfassen«, sagte Matthew.

»Genau. Und jetzt verschwindet«, sagte sie und winkte uns aus dem Zimmer.

Granny tarnte das Geschenk als Darlehen, das Mom zurückzahlen sollte, sobald sie einen Job gefunden hätte. Es war eine Art Bestechung, die sich günstig auf Mom auswirkte. Sie fuhr mit dem Gremlin zwar nicht zu einer Arbeitsstelle, aber sie kaufte damit hin und wieder Lebensmittel ein oder fuhr am Wochenende zu einem Garagenflohmarkt. Letztlich zahlte sie Granny die zweitausend Dollar nie zurück, doch es war das Zuckerbrot, das Mom aus dem Bett lockte. Der Wagen

verschaffte ihr ein bisschen Autonomie, und ich war dankbar für den kleinen Fortschritt, als Mom sich vorsichtig der Gesellschaft wieder annäherte.

Und dann brach Mom eines Tages ihre Keine-Kinder-im-Wagen-Regel und lud uns ein, mit ihr nach Carmel zu fahren. Mom öffnete die Wagentür, und ein sauberer chemischer Geruch wehte heraus. Sie zog an einem Hebel, und der Beifahrersitz klappte nach vorn, so dass wir ein paar Zentimeter Platz hatten, um uns auf die Rückbank zu zwängen. Das war ungefähr zehn Jahre, bevor Kindersitze obligatorisch wurden, und wenn sich in dem Auto Sicherheitsgurte befanden, mussten sie irgendwo in den Sitzen stecken, jedenfalls benutzten wir sie nicht.

»Passt auf, wohin ihr tretet!«, sagte Mom, leckte sich den Finger und wischte unsichtbare Schrammen ab, wo unsere Schuhe den Sitz berührt hatten. Sie neigte sich vor, zog uns die Schuhe von den Füßen, schlug sie gegeneinander, um Schmutz abzuschütteln, und stellte sie gewissenhaft auf den Boden. Sie ging um den Wagen, stieg ein und warf ihre Handtasche auf den Beifahrersitz. Das weiße Wageninnere glühte wie ein Himmelskörper. Sie ließ den Motor an, trat zweimal aufs Gas und nahm den Fuß von der Kupplung. Sie drückte zu heftig aufs Gas, und der Wagen machte einen Satz nach vorn und blieb stehen.

»Scheiße!«

Sie schaute uns im Rückspiegel an.

»Verratet Granny nicht, dass ich das gesagt habe.«

Mom drehte den Zündschlüssel, und wieder bockte das Auto, dieses Mal noch heftiger. Matthew hielt sich am Vordersitz fest. Er lächelte mich spitzbübisch an. *Scheiße*, sagte er lautlos. Ich wandte mich ab, damit er mich nicht lachen sah. Ein süßes Kind, das fluchte, war sehr komisch. Mom seufzte tief und saß einen Augenblick da, das Lenkrad mit beiden Händen gefasst, die Ellbogen angezogen.

»Gehen wir zu Macy's?«, fragte Matthew. Der Weihnachtsmann war im Kaufhaus in Monterey und nahm Bitten um Geschenke entgegen.

»Nein, wir besuchen euren Großvater«, sagte Mom.

Ich runzelte die Stirn. Das ergab keinen Sinn. Wir hatten schon einen Großvater, der erst gestern einen Weihnachtsbaum von seinem Pick-up ins Wohnzimmer getragen und ihn mit blinkenden Lichtern dekoriert hatte. Ich erklärte es Mom.

»Sei still. Ich kann die Kupplung nicht hören«, sagte sie.

Schließlich fuhr sie an und steuerte vorsichtig die Einfahrt entlang. Auf der Carmel Valley Road schaltete sie in den zweiten Gang und beließ es dabei, auch

als der Wagen nach einem höheren Gang schrie. In unserem Schlepptau stauten sich Autos auf der zweispurigen Straße, und der Fahrer direkt hinter uns betätigte die Lichthupe und erhellte das Innere des Gremlin wie ein Blitz. Wir duckten uns instinktiv, doch Mom ignorierte den Drängler und drückte auf den Zigarettenanzünder. Dann nahm sie eine Schachtel Zigaretten aus ihrer Tasche, stieß damit gegen das Lenkrad, bis eine Zigarette herausragte. Sie zog sie mit dem Mund heraus und warf die Schachtel zurück in die Tasche. Als der Anzünder heraussprang, hielt sie die rotglühende Spirale an die Zigarettenspitze und zündete sie an.

»Grandpa ist nicht euer richtiger Großvater«, sagte sie, öffnete das Fenster und blies Rauch hinaus. »Das ist mein Vater. Wir besuchen euren echten Großvater. Grannys ersten Mann.«

Ein Gong ertönte. Die Neuigkeit, dass Grandpa nicht mein Großvater war, erschien mir absurd. Ich hatte diesen anderen Mann nie gesehen oder gehört, dass jemand anderer behauptete, mein Großvater zu sein. Ich grub die Fingernägel in den weißen Sitz und versuchte, ein Loch zu bohren. Sie wollte mir einreden, dass Grandpa irgendwie nicht gut genug war, aber ich weigerte mich, es zu glauben. In mir brodelte Wut auf Mom, weil sie Grandpa so beiläufig abtat, und auf diesen Fremden, der Grandpas Platz ohne mein Zustimmung einnahm. Mom hielt die Zigarette aus dem Fenster, damit der Wind die Asche wegblies, und führte sie dann wieder an den Mund.

»Grandpa ist mein Großvater«, beharrte ich.

»Nein, er ist dein *Stief*großvater.«

Meine Stimmung war sowohl gut als auch schlecht, als sie endlich vom Highway 1 auf die Ocean Avenue und einen steilen Hügel ins Zentrum von Carmel hinunterfuhr. Sie steuerte den knurrenden Gremlin weg von der Hauptstraße und durch ein bewaldetes Viertel mit kleinen hübschen Häusern, die aussahen wie Lebkuchenhäuser mit Glasur. Die Dächer waren reetgedeckt und wellig, manche mit Flaggen oder Wetterfahnen geschmückt. Überall waren Gehwege mit Kopfsteinpflaster, und die Häuser hatten Namen statt Nummern: *Ländliche Gemütlichkeit, Ein Pfeifen entfernt, Meeresschatten*.

Es waren die Häuser, die ursprünglich Malern und Dichtern und Schauspielern gehört hatten, als Carmel zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Künstlerkolonie am Meer war, doch jetzt waren sie renoviert und wurden von Nachkommen oder reichen Zugezogenen bewohnt. Jedes Haus war einzigartig, und alle waren

gleich insofern, als ich nie zuvor in so einem Haus gewesen war. Ich war plötzlich unsicher und besorgt, in was genau Mom uns da hineinzog.

Meine schlechte Laune wurde ein bisschen schlechter. Mom fuhr langsam um eine Eiche, die mitten auf der schmalen Straße wuchs. In den gewundenen Seitenstraßen von Carmel sprengten Bäume den Asphalt; reflektierende Bänder waren um sie geschlungen, die Autofahrer anwiesen, die Landschaft zu respektieren und bitte um sie herumzufahren. Wer immer die Straßen gebaut hatte, hatte es nicht über sich gebracht, sie zu fällen, und die Anwohner waren daran gewöhnt, langsam einen Bogen um sie zu fahren.

Mom parkte auf einer dafür vorgesehenen Stellfläche oberhalb eines Hauses an einer Hügelflanke, das eine Schlucht mit Monterey-Kiefern überblickte. Wir gingen auf einem schmalen Balkon, der um das ganze Haus führte, bis wir vor einer großen roten Tür standen, die von zwei chinesischen Löwenkulpturen flankiert wurde, einer hatte die Pfote auf einem Ball, der andere auf einem Löwenjungen.

Mom strich sich den Rock glatt, richtete sich auf und klopfte. Als hätte jemand auf der anderen Seite der Tür gestanden und durch das Guckloch geschaut, wurde die Tür sofort aufgerissen, und ein kleiner dünner Mann in gebügelter Khakihose, Slippers mit Quasten und Oxfordhemd starrte uns an. Sein weißes Haar war mit militärischer Präzision gekämmt. Sein Gesicht war rosa und ausdruckslos, er hatte dunkle Augen und einen verkniffenen Mund. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, aber ich hatte das Gefühl, dass er schon jetzt von mir enttäuscht war. Er und Mom sahen sich schweigend an. Am liebsten wäre ich zum Auto gerannt.

»Sally.«

»Dad.«

Er öffnete die Tür weiter und winkte uns herein. Ich griff nach Matthews Hand.

Unsere Schritte hallten wider, als wir das Haus betraten, das wie eine Galerie für moderne Kunst wirkte und nicht wie ein Zuhause. Das zweistöckige Designerhaus war kalt und unpersönlich, in der Mitte ein Atrium, der erste Stock bildete einen Ring um das Erdgeschoss. In der oberen Galerie konnte man überall über das Geländer nach unten schauen auf den dekorativen Zementboden, in den Scheiben eines massiven Redwoodstammes eingelassen waren. Die Wand, die auf die Schlucht hinausging, war aus Glas. Eine frei schwebende Treppe verband die zwei Ebenen. An den Wänden hingen chinesische Bilder von nebelverhüllten Bergspitzen und kämpfenden Krieger.

Vom Erdgeschoss ragte eine Rottanne als Weihnachtsbaum auf, so hoch wie der von Macy's. Nirgendwo in diesem Vorzeigehaus war auch nur ein Stäubchen zu sehen.

Mom wies uns an, unseren Großvater zu begrüßen. Ich lächelte matt. Er schüttelte mir die Hand und musterte mich. Ich hatte das ungute Gefühl, dass ich mich für irgendetwas entschuldigen müsste. Mein Herz schlug schneller, und ich schluckte nervös, während ich darauf wartete, dass er sagte, was ich falsch gemacht hatte und wie meine Strafe aussehen würde.

Ich hörte Schritte hinter mir, und seine Frau brach den Bann, schoss in einem fließenden Gewand auf uns zu, um uns zu begrüßen. Um den Hals trug sie eine Kette aus dicken roten Steinen und an den Fingern Ringe aus Jade. Sie hatte graumeliertes Haar, ein breites Kinn, vorstehende Backenknochen und war dreißig Zentimeter größer als ihr Mann. Sie kündigte an, dass sie uns wunderbaren Tee kochen würde. Sie nannte den Namen des Ortes, von dem er kam, und wir starrten sie ausdruckslos an, und dann fügte sie hinzu, dass es ein sehr hoher Berg in China sei und der Tee in den Tempeln, die sie besucht hatten, serviert würde. Wir wurden in ein Wohnzimmer neben der Küche im ersten Stock geführt und setzten uns auf harte, antike chinesische Stühle. Mom und wir saßen auf einer Seite des Raums, und ihr Vater saß uns gegenüber. Moms Blick schweifte zu den Wandbehängen, zum Fenster, überallhin, nur nicht zu ihrem Vater. Sie verstreute Zucker, als sie ihn in ihren Tee gab. Sie mochte keinen Tee und trank zu Hause nur Kaffee.

Ich traute mich nicht, irgendetwas zu berühren. Matthew saß engelsgleich still auf seinem Stuhl und schaute sich in diesem seltsamen Raum um. Nirgendwo waren Spielsachen zu sehen.

Mir war klar, dass Mom diesen Besuch bereits bereute. Es war offensichtlich, dass sie und ihr Vater nicht gern im selben Zimmer waren, dass sie keine Ahnung hatten, worüber sie sprechen sollten. Die Luft knisterte vor unausgesprochener Feindseligkeit.

Später erfuhr ich, dass er ein grausamer Vater gewesen war, sie gnadenlos verspottet hatte, weil sie übergewichtig gewesen war, und sie wegen geringster Verfehlungen geschlagen hatte, als sie zum Beispiel das Haus nicht zu seiner Zufriedenheit geputzt oder ihn finster angeblickt hatte. Seine unvorhersehbaren Tiraden ruinierten ihre Kindheit und Grannys Glück. Sie lebten in ständiger Angst vor ihm, bis sich ihre Eltern schließlich, als Mom neunzehn war, scheiden ließen. Mom war euphorisch, als er weg war, und erleichtert, dass sie nie wieder mit ihm

sprechen musste. Und jetzt war sie hier, ein Dutzend Jahre später, in seinem Teezimmer. Möglicherweise hatte Granny sie dazu gezwungen, ihren entfremdeten Vater zu besuchen und um finanzielle Hilfe zu bitten. Doch ich glaube, dass sie aufgrund einer Mischung aus Neugier, Hoffnung und Not gekommen war. Sie benutzte die Feiertage als Ausrede für Wiedergutmachung und wollte herausfinden, ob ihr Vater sich verändert und ein schlechtes Gewissen hatte und ihr helfen würde, wieder auf die Beine zu kommen.

Er räusperte sich.

»Also, Sally, wie kommst du zurecht?«

Sie antwortete, dass ihre Situation okay sei, aber auch nicht einfach. Dass sie vielleicht eine Stelle in einer Bank oder als Schwesternhelferin im Krankenhaus bekommen würde.

»Das ist gut, Sally. Aber warum nutzt du deinen Abschluss in Soziologie nicht?«

Mom kratzte an ihrem Nagellack herum.

»Hast du daran gedacht, ein Aufbaustudium zu machen?«, hakte er nach.

Mom erwiderte, dass sie es sich nicht leisten könne. Sie müsse zwei Kinder ernähren.

Ich sah, wie ein Licht in seinen Augen erlosch.

»Alles okay, Dad.«

Ich wünschte, ich könnte etwas sagen, um das Thema zu wechseln, doch ich war wie erstarrt vor dem neuen Großvater. Ich stellte mir diesen Mann mit dem Kaschmirpullover über den Schultern, die Ärmel vorn geknotet, der zwischen seinen Kunstbänden und geschnitzten Drachenskulpturen lebte, in unserem kleinen, einstöckigen Haus auf dem Land vor, und es erschien mir absurd. Er war nicht jemand, der Feuerholz hackte oder Unkraut jätete oder sich jemals schmutzig machte. In seinem Haus war alles ein Ausstellungsstück und wurde nur selten benutzt. In unserem lagen in jeder Ecke abgenutzte Sachen. Meine Großeltern sammelten Gummibänder und zogen sie zu Bällen übereinander, sie glätteten Alufolie und benutzten sie mehrmals und hoben jede Papiertüte auf. Wir gehörten unterschiedlichen Stämmen an, und dieser Mann passte nicht zu uns. Es schien, als wären Grandpas Schrotthaufen vor Jahrhunderten schon aus dem Boden gesprossen und hätten das Grundstück in Besitz genommen.

Seine Frau tauchte mit einer Platte voller Butterkeksen auf und stellte sie auf den Tisch, während sie uns von ihrer kurz zurückliegenden Reise nach China erzählte. Die Unterhaltung verschwamm zu einem langweiligen

Erwachsenengeplapper, als sie Trecks zu alten Sehenswürdigkeiten beschrieben, die auf diese oder jene Dynastie zurückgingen, und ich fragte mich, ob ich mit offenen Augen einschlafen könnte. Ich nahm meine Teetasse, in der etwas schwamm, das wie Seetang aussah. Ich stellte sie zurück auf den lackierten Couchtisch. Mom tat so, als würde sie seinen Geschichten zuhören, aber mit den Gedanken war sie woanders, ihr Blick fixiert auf einen Punkt an der Wand über seiner Schulter. Ich sah zu, wie sich sein Mund bewegte, ohne auf seine Worte zu hören. Als er ausgesprochen hatte, senkte sich ein langes Schweigen auf unsere Gruppe. Ihr Vater räusperte sich wieder.

»Wollt ihr den Rest des Hauses sehen?«, fragte er.

Er führte uns durch den oberen Stock, zeigte uns die Küche und die Schlafzimmer mit verschiebbaren Trennwänden. Er hatte eine kleine Bibliothek mit Schwertern an den Wänden, und dann gingen wir hinunter in den großen offenen Raum mit dem Weihnachtsbaum. Unten waren sein Büro und weitere Räume mit verschiebbaren Wänden. Der neue Großvater wandte mir seine Aufmerksamkeit zu und fragte mich, ob es mir in der Schule gefalle. Ich sagte, es wäre okay. Dann fragte er mich, was ich gern werden würde, wenn ich erwachsen wäre. Niemand hatte mich das je gefragt.

»Ich weiß nicht.«

»Na, doch bestimmt Ärztin oder Anwältin, eins von beiden, oder?«, sagte er und zwickte mich in die Wange. Es tat weh, und ich trat einen Schritt zurück und rieb mir das Gesicht. Moms Gesicht rötete sich vor Ärger.

»Sie wird, was immer sie werden will, Dad«, sagte sie bestimmt.

Wieder gab es nichts zu sagen. Mom schaute hinaus zu den Gewitterwolken über der Schlucht und runzelte die Stirn. Ihr Vater führte uns zum Weihnachtsbaum, unter dem im Kreis Geschenke lagen. Er griff nach einem und reichte es Mom. Es war ein haariger Pullover mit V-Ausschnitt von Nieman-Marcus in einer Farbe irgendwo zwischen Grün und Braun, wie Teichwasser. Mom trug keine Pullover. Sie sagte, er sei schön und stellte die Schachtel auf den Boden.

»Für den jungen Mann«, sagte er und gab Matthew ein Geschenk. Nachdem mein Bruder einen Tonka-Kipplaster ausgepackt hatte, riss er sofort die Schachtel auf und schob den Laster auf dem Boden hin und her, während Moms Vater seine Vasen im Auge behielt.

Mein Geschenk war ein gesprenkeltes Gänseei aus Keramik zum Aufbewahren von Schmuck. Ich hatte nichts, was ich hätte hineintun können,

aber ich fand es wunderschön und erlesen, etwas, das eine freundliche Dame im Haus hatte. Dass man mir etwas Zerbrechliches anvertraute, gab mir das Gefühl, erwachsen zu sein. Meine Laune besserte sich geringfügig.

Wir aßen noch ein paar Kekse, und dann stand Mom auf und sagte, es sei Zeit zu gehen. Unser Gastgeber erhob keine Einwände. Er dankte für unseren Besuch und führte uns zurück zur großen roten Tür. Er machte keine Anstalten, uns zu umarmen; er stand da, eine Hand an der Tür, mit der anderen winkte er uns nach.

Mom marschierte zum Wagen. Sie knallte die Tür zu und stieß den Schlüssel in die Zündung, dann fuhr sie mit kreischenden Reifen rückwärts aus dem Stellplatz. Sie war so aufgebracht, dass sie uns nicht zwang, die Schuhe auszuziehen. Auf den kurvigen Straßen von Carmel riss sie das Steuer herum, und Matthew neigte sich zu mir und flüsterte: »Wackelpudding.« Ich nickte, und wir ließen unsere Körper schlaff werden und schwankten hin und her, während Mom den Wagen nach rechts und links lenkte. Sie murmelte vor sich hin und schlug sich mit der Faust auf den Oberschenkel. Dann fing sie an, laut zu reden.

»Habt ihr dieses Haus gesehen? Ich könnte auch ein bisschen Hilfe gebrauchen, versteht ihr. Aber neiiiiin.«

Sie zitterte, und vielleicht weinte sie auch, aber da war ich nicht sicher. Matthew und ich fielen nach links, dann nach rechts, dann zurück, vertieft in die Aufgabe, unsere Körper Gelatine werden zu lassen.

»Ich weiß nicht, warum ich es versucht habe. Dumm, dumm, DUMM! Ich hätte mich gar nicht melden sollen. Ich war ihm schon immer scheißegal, das steht fest.«

Matthew wollte wieder das S-Wort üben, und ich legte ihm rasch die Hand auf den Mund. Mom sprach weiter zu ihrer Zigarette. Zwischen den Sätzen schlug sie aufs Lenkrad.

»Nach allem, was er mir angetan hat!«

Peng!

»Die Leute verändern sich nie.«

Peng!

»Immer noch derselbe alte Dreckskerl!«

Peng!

Matthew und ich blieben eng nebeneinander, auch als die Straße wieder gerade war. Wir wappneten uns gegen den Strom zorniger Worte, der auf uns einprasselte, waren Trost füreinander, soweit das überhaupt möglich ist, wenn

man mit einer Person mit einem Megaphon in einem Schrank eingesperrt ist. Mom brüllte jetzt, ihre Worte hallten im Wagen wider, prallten von den Wänden ab, stießen über unseren Köpfen zusammen und zerbrachen in kleine Stücke. Alles, was sie gern zu ihrem Vater gesagt hätte, floss in unserem rollenden Beichtstuhl aus ihr heraus. Sie brauchte ihn nicht. Er bedeutete ihr nichts. Sie wünschte, er wäre tot. Sie würde nie wieder seinen Namen nennen.

Ich hätte sie gern getröstet, doch Mom schien unerreichbar, versunken in ihren Erinnerungen, die zu schrecklich waren, als dass sie darüber hätte sprechen können. Was immer ihr zugestoßen war, es war zu groß, als dass ich es mit Worten hätte richten können.

Ich wünschte, wir wären schon zu Hause, damit sie sich wieder hätte ins Bett legen können, wo sie sicher war. Dieser kurze Blick in ihre Vergangenheit machte mich mitfühlender, und ich schwor mir, nicht mehr so wütend auf sie zu werden, weil sie immer im Bett lag. Die Welt war hart für sie, und ich musste geduldig sein, weil in ihrer Vergangenheit die dunklen Gründe lagen, warum sie die Gegenwart aufgegeben hatte.

Als sie unter den Baldachin der Walnussbäume fuhr, schüttelte sie den Zeigefinger und verkündete: »Ich sage euch was ... Das war das *letzte* Mal, dass er mich gesehen hat oder euch zwei Kinder!«

Der Knoten in meinem Bauch lockerte sich. Das Problem der zwei Großväter löste sich in Luft auf wie durch einen Zaubertrick. Als ich an diesem merkwürdigen Tag erwacht war, hatte ich einen Grandpa. Mittags hatte ich zwei Großväter. Jetzt hatte ich wieder nur einen. Ich glaube, die meisten Kinder wären verwirrt gewesen, wenn sie innerhalb von zwölf Stunden einen Großvater hinzugewannen und wieder verloren, doch für mich war es nur ein weiteres Beispiel, wie sich die Beziehungen in meiner Familie mit dem Wind drehten. An einem Tag war eine Person da, am nächsten Tag war sie vergessene Geschichte. Ich begann mich an die Unbeständigkeit von Personen, Orten, Versprechen zu gewöhnen. Alles veränderte sich mit Moms schwankenden Stimmungen, und es war besser, ihre Worte an mir abperlen zu lassen, ohne ihnen allzu große Bedeutung zuzuschreiben. Sie waren nicht mehr wichtig, weil der Hochstapler-Großvater nicht mehr erwähnt werden durfte. Für mich war er sowieso nicht real gewesen. Aber das hübsche Ei aus Keramik behielt ich.

Mom schimpfte noch immer leise, als sie durch die Vordertür ins Haus ging. Granny lag ausgestreckt auf dem Teppich mit ihrem täglichen Cocktail, und als

Mom grußlos an ihr vorbeiging, blickte Granny amüsiert lächelnd auf und schwenkte die Eiswürfel im Plastikbecher.

»Also, wie geht's meinem-wie-heißt-er-gleich-ersten-Mann?«, rief Granny ihr nach.

Die Schlafzimmertür knallte zu.

»Hab ich gleich gesagt«, sagte sie, sah Matthew und mich an und zuckte die Schultern. Mein Bruder stellte sein neues Spielzeug vor sie hin.

»Schau, mein neuer Laster.«

Sie nahm ihn in die Hand und betrachtete ihn von allen Seiten.

»Das ist ein *sehr* schöner Kipplaster. Warum gehst du nicht raus und spielst damit?«

Das ließ sich Matthew nicht zweimal sagen. Er packte den Laster und rannte hinaus zum Sandkasten, und ich folgte ihm, weil ich nichts Besseres zu tun hatte. Während Matthew den Laster hin und her schob und Motorengeräusche machte, hob ich die heruntergefallenen Mispelbeeren auf und reihte sie zu einer Straße für ihn auf. Unser Sandkasten war ein einfaches Quadrat aus vier Redwoodbrettern, gerade groß genug, dass wir beide Platz darin hatten, und gefüllt mit Sand, den Grandpa vom Carmel Beach geholt hatte. Der Sand war so weiß und sauber, dass er quietschte, wenn wir ihn zusammendrückten. Matthew belud den Laster mit Sand und kippte ihn wieder aus, als wir das Rumpeln von Grandpas Pick-up und das Knacken von Walnüssen hörten, die unter seinen Rädern platzten.

»Grandpa ist da!«, rief Matthew.

Grandpa parkte den Wagen im Carport und legte seine Lunchbox und die Schlüssel auf die Motorhaube, Rita rannte zu uns und sprang in den Sandkasten, um darin zu graben. Grandpa pflückte eine gelbe Senfblüte und kaute sie auf dem Weg zu uns.

»Was hast du da?«, fragte er und nahm den Laster.

Er schob ihn ein paarmal im Sand hin und her. »Der ist gut«, sagte er. »Starker Motor. Woher hast du ihn?«

Ich erzählte Grandpa, dass wir bei Moms Vater in Carmel gewesen waren. Grandpa nickte schweigend, setzte sich neben den Sandkasten und wartete, dass ich weiter sprach.

»Mom hat gesagt, dass du nicht wirklich unser Großvater bist.«

Grandpa schwieg eine Weile und dachte nach. Dann hob er mich hoch und setzte mich auf ein Knie und Matthew auf das andere.

»Jetzt hört ihr zwei mal zu, und zwar gut«, sagte er. »Zwickt mich in den Arm.«

Wir schauten ihm ins Gesicht, ob er es ernst meinte.

»Ich meine es ernst. So fest ihr könnt.«

Ich zwickte ihn, und meine Fingernägel hinterließen Halbmonde auf seinem Unterarm.

»Fühlt ihr Haut?«

Wir nickten.

»Dann bin ich wirklich. Ich bin euer Großvater.«

Zufrieden hüpfte Matthew von seinem Knie und spazierte zurück ins Haus. Ich fühlte mich besser, aber irgendetwas nagte noch an mir.

»Was heißt *Stief*?«, fragte ich.

»*Stief* heißt, dass du Glück hast, weil du mehr als einen Großvater hast.«

»Aber Mom hat gesagt ...«

Grandpa neigte sich zu mir, bis unsere Nasen sich fast berührten, und schaute mir in die Augen. »Manchmal ist sie verwirrt«, flüsterte er leise, so dass nur ich es hören konnte.

Er sagte mir damit, dass ich selbst entscheiden konnte, wen ich als Großvater wollte. Es war eine leichte Entscheidung, weil in Grandpas Leben Platz für uns war und unser Verhältnis nicht durch eine wirre Familiengeschichte verkompliziert wurde. Er war der Erwachsene, der sich freute, uns zu sehen, uns gern Neues beibrachte und dem wirklich an unserer Meinung gelegen war. Er liebte uns, wie uns Eltern lieben sollten.

Ein Schatten fiel auf den Sandkasten, und Grandpa blickte hinauf zu den dunkellila Wolken, die mit Regen drohten. »Ich muss ganz schnell nach einem Stock schauen. Willst du dir deinen Schleier überziehen?«

Ich folgte ihm zum Zaun und hielt ein paar Schritte Abstand, als Grandpa einen Stock auseinandernahm. Als Erstes legte er den Deckel umgedreht auf den Boden, dann trieb er das Bienenstockwerkzeug unter den obersten Kasten, zerbrach die klebrige Versiegelung, die die Bienen gemacht hatten. Er lockerte den Kasten und stellte ihn mit vor Anstrengung geblähten Backen auf den Deckel, damit die untersten Bienen nicht zerdrückt wurden. In den oberen Kästen im Stock lagerten die Bienen Honig, und wenn sie voll waren, wogen sie bis zu fünfundvierzig Pfund. Dieser Stock hatte zwei Honigraumzargen, und Grandpa nahm sie herunter, ohne hineinzuschauen. Er erkannte am Gewicht, dass sie nicht voll waren.

Zu dieser Jahreszeit war er auch nicht daran interessiert, den Bienen den Honig wegzunehmen. Sie bräuchten ihn im Winter als Nahrung. Er machte im Frühjahr und Sommer, wenn es viel Nektar gab, Honig und entnahm auch dann nur, was die Bienen übrig hatten. Heute wollte Grandpa den größeren Brutkasten unten im Stock inspizieren, die Kinderstube, wo die Königin Eier in die wächsernen Waben legte.

Dieser Stock hatte ihm schon das ganze Jahr Sorgen bereitet. Im Frühjahr war das halbe Volk mit der Königin geschwärmt, und die zurückgebliebenen Arbeiterinnen hatten eine neue Königin ausgebrütet. Bald darauf war sie ebenfalls ausgebüxt. Auch wenn es natürlich war, dass sich ein Stock auf diese Weise fortpflanzte, bedeutete jeder Exodus einen Rückschlag für das Volk und zwang es, Energie und Zeit darauf zu verwenden, eine neue Königin heranzuziehen und darauf zu warten, dass sie sich paarte und begann, Eier zu legen.

Grandpa hoffte, Eier in dem Stock zu finden, das Zeichen, das ihm verriet, dass die Königin gesund war und es dem Volk gutging.

Die Wächterbienen waren nervös und kreisten um seinen Kopf, während er arbeitete, gelegentlich brach eine Biene aus der Patrouille aus und verpasste ihm einen Stoß mit dem Kopf, um ihn auf die schwindende Geduld des Volks aufmerksam zu machen. Sie waren noch nicht so weit zu stechen, aber sie würden es tun, wenn die Inspektion zu lange dauerte. Es war Nachmittag, und die Flugbienen kehrten für die Nacht zurück, nachdem sie die sonnenreichen Stunden des Tages ausgenutzt hatten. Die kühle Nachmittagsluft gefiel ihnen nicht, ebenso wenig das Sonnenlicht, das in ihr Zuhause drang, gerade als der Tag für sie gelaufen war und sie sich sammeln wollten, um Wärme zu erzeugen.

Als Grandpa zur Brutraumzarge mit der Kinderstube vorgedrungen war, nahm er den ersten von zehn Rahmen mit Waben heraus, betrachtete beide Seiten und sah, dass er mit Honig gefüllt war. Er stellte ihn an den Zaun. Der nächste Rahmen war ebenfalls mit Honig gefüllt. Der dritte Rahmen war in der Mitte leer, am oberen Rand waren ein bisschen Pollen und Honig gelagert. Als er einen Rahmen in der Mitte herausnahm, sahen wir Ammen, die über die Wabe hasteten und ihre Köpfe in die sechseckigen Zellen steckten. Er schob ein paar mit dem Finger beiseite und hielt den Rahmen schräg im nachlassenden Licht, damit er überprüfen konnte, ob die Bienen die Larven in den Zellen fütterten.

»Wir sind im Geschäft!«, rief er. Er hielt mir den Rahmen hin, damit ich die kleinen weißen Larven, zusammengerollt wie ein C, auf dem Boden der Zellen

sehen konnte. Diese Maden waren vier Tage alt. Er deutete auf einen anderen Bereich der Wabe, und ich sah weiße vertikale Stifte, die frischen Eier. Die Ammen waren so darauf bedacht zu füttern, dass sie auf der Wabe blieben und sich nicht stören ließen, wenn wir den Rahmen immer wieder schräg hielten.

»Ist die Königin dabei?«, fragte ich.

»Nicht in diesem«, sagte Grandpa. »Ich muss weitersuchen.«

In diesem Augenblick spürte ich den ersten Regentropfen auf dem Arm.

Es begann rasch, heftig zu regnen, Tropfen prasselten auf den Rahmen in Grandpas Händen. Jetzt hoben die Ammenbienen den Kopf und nahmen ihre Umgebung wahr, liefen zueinander und betasteten sich wie verrückt mit den Fühlern. Sie waren deutlich beunruhigt von dem seltsamen Anblick von Wasser in ihrer Kinderstube.

»Wir müssen ihn wieder zusammensetzen«, sagte Grandpa. Er ging ein paar Schritte Richtung Stock, blieb wie angewurzelt stehen und starrte auf den Rahmen in seinen Händen. »Heiliger Strohsack!«

Er drehte sich um und hielt den Rahmen hoch. Wo noch Sekunden zuvor Ammenbienen in alle Richtungen gestolpert und zusammengestoßen waren, aufgeregt wegen des plötzlichen Regens, hatten sich jetzt mehrere hundert Bienen zu perfekten Reihen aufgestellt, wie Körner an einem Maiskolben. Sie waren organisiert wie ein Bataillon, die Köpfe alle nach Norden ausgerichtet, die Flügel verschränkt, bildeten sie einen Schutzschild über ihren kostbaren Eiern. Sie waren reglos, ihre Haltung war starr, ihre Flügel waren so dicht wie spanische Dachziegel, so schützten sie die nächste Generation vor dem Regen.

Grandpa hatte mich überzeugt, dass Bienen schlau waren. Aber ich hatte nicht gewusst, dass Bienen auch lieben können. Ich staunte über ihr Opfer, als sie die Regentropfen mit den überlappenden Flügeln in kleinen Rinnsalen über ihre Rücken von den Jungen ablenkten. Wie lange würden sie in dieser Formation bleiben, wenn wir den Rahmen nicht in die Zarge zurücksteckten? Sie wirkten so entschlossen, dass ich glaubte, die Bienen würden Wache halten, solange der Regen andauerte oder bis sie so nass und kalt wären, dass ihre Herzen aufhörten zu schlagen.

Es widersprach aller Logik, dass Ammenbienen wussten, wie man so etwas tat. Die Ammen blieben im Inneren des Stocks – entweder in einer von Menschen zur Verfügung gestellten Beute oder in einem Loch in einem Baum oder einer Mauer, wo immer ein Volk sich ein trockenes Zuhause eingerichtet hatte. Es waren »Stockbienen«, die noch nicht ausflogen. Sie mussten erst lernen, über

große Distanzen zu fliegen, und zu Flugbienen heranreifen. Sie kannten demnach keinen Regen. Woher wussten sie plötzlich, wie sie sich zu einem provisorischen Regenschirm aufstellen mussten? Und wie verbreitete sich die Botschaft so schnell, dass sie gleichzeitig die Formation einnahmen?

Ich stand mit offenem Mund da.

»Das ist unglaublich«, sagte Grandpa. »Einer meiner Freunde hat es einmal gesehen, aber ich habe es ihm nicht geglaubt.«

»Wie haben sie das gemacht?«

»Da musst du Mutter Natur fragen.«

Grandpa hängte den Rahmen wieder in die sichere Kinderstube, stellte die Zargen übereinander und legte oben den Deckel darauf, den er mit einem Ziegelstein beschwerte. In der Wärme des Stocks würden die Ammenbienen rasch trocknen.

Als wir zum Abendessen ins Haus zurückgingen, dachte ich über das nach, was ich gerade gesehen hatte. Insekten hatten bedingungslose Liebe gezeigt. Die Ammenbienen, die ein Schutzschild gegen den Regen gebildet hatten, waren nicht die Eltern der Babys, die sie beschützten. Die Königin war es. Die Ammen brachten sich in Gefahr, weil sie dazu programmiert waren, die Nachkommen der Königin aufzuziehen. Sie waren Ersatzeltern, so wie Grandpa für meinen Bruder und mich.

Es waren Tausende von Ammenbienen notwendig, um so viele Eier zu versorgen, deswegen teilte sich ein Volk die Verantwortung. Es spielte keine Rolle, dass die Ammen keine Eier legen konnten; sie wussten trotzdem, was zu tun war. Jede Biene liebte ungeheuchelt, es gab keinen Unterschied zwischen »Stief« und »wirklich«.

Die Bienen hatten gerade bestätigt, wer wirklich mein Großvater war.

Die erste Ernte

1976 – Sommer

Eine Bienenlektion in Einfallsreichtum

Die meiste Zeit des Jahres tat sich nichts im Honigbus. Doch nach dem Nektarfluss im Frühjahr, zu Beginn des Sommers, behielt Grandpa das an den Gartenzaun genagelte Thermometer im Auge. Reichte der rote Strich über die Dreißig-Grad-Marke hinaus, waren die Bedingungen ideal, um Honig zu extrahieren. Die Hitze machte den Honig flüssiger, weshalb er rascher durch die Leitungen im Bus gepumpt werden konnte. Wenn es im Frühjahr ausnahmsweise geregnet hatte und es reichlich Blüten gab, konnte Grandpa seine Produktion erhöhen und über dreieinhalbtausend Kilo abfüllen.

Den ganzen Frühling über hatte ich Grandpa gefragt, ob ich ihm bei der Ernte helfen könnte. Letztes Jahr hatte er mich nicht in den Honigbus gelassen, weil ich erst größer werden musste. Jetzt war ich sechs, trug um zwei Nummern größere Schuhe und agitierte heftig für Zugang. Jeden Morgen kontrollierte ich das Wetter, damit er wusste, dass ich die Lage im Blick hatte und bereitstand, sollte es ein idealer Tag für die Ernte sein.

Und schließlich war es so weit. Eines Morgens im Juli erwachte ich und hörte einen Chor Zikaden in der Hitze zirpen. Ich stand auf, zog den Vorhang zurück und sah Rita, die hechelnd im Schatten des Aprikosenbaums lag. Dass es so früh schon so heiß war, konnte nur eins bedeuten – die hohen Feiertage der Ernte waren da. Ich rannte im Schlafanzug hinaus zum Thermometer. Fast dreißig Grad. Ich fand Grandpa am Esstisch vor einem hohen Stapel Pfannkuchen und überbrachte ihm die gute Nachricht.

»Das ist Honigwetter«, sagte er.

Grandpa kaute langsam ein Stück Pfannkuchen, als würde er über eine schwierige Algebraaufgabe nachdenken, schlürfte dann einen großen Schluck Kaffee auf die gemächliche Weise, wie alte Leute alles angehen. Er faltete seine Papierserviette einmal, zweimal, dann tupfte er sich damit geziert den Schnurrbart ab, bevor er sich schließlich räusperte. Ich hielt den Atem an und wartete auf das Urteil.

»Dann ziehst du besser einen Overall an«, sagte er.

Er schnitt ein neues Stück Pfannkuchen ab, als hätte sich nicht gerade die Achse der Erde verschoben. Ich riss mir den Schlafanzug vom Leib und zog in Rekordzeit einen Overall an. Ich wusste nicht, warum Grandpa es sich anders überlegt und entschieden hatte, mich in den Honigbus mitzunehmen, aber ich würde ihn nicht danach fragen, damit er sein Urteil nur ja nicht revidierte.

Bevor der Honigbus zum Honigbus wurde, transportierte die US-Armee damit Soldaten vom Militärstützpunkt Fort Ord, etwas nördlich von Monterey, zu anderen Außenposten entlang der kalifornischen Küste. Die Ford Motor Company hatte ihn 1951 gebaut als Teil der Serie F; es waren die ersten neuen Lastwagen- und Busmodelle nach dem Krieg, und sie schickte den Bus mit neunundzwanzig Sitzplätzen nach Fort Ord, um eine Bestellung zu erfüllen, die die Regierung während des Zweiten Weltkriegs aufgegeben hatte. Als nach dem Kriegsende immer noch neue Ausrüstung eintraf, sammelten sich zu viele Fahrzeuge auf dem Stützpunkt an, und ein Teil des kaum gebrauchten Inventars wurde verkauft. Ein Freund von Grandpa aus Big Sur ersteigerte den Bus bei einer Auktion, um den Sechs-Zylinder-Motor für seinen Lastwagen zu nutzen. Er baute einen weniger starken Motor ein und verkaufte den Bus Grandpa 1963 für sechshundert Dollar.

Nachdem er in einer Fachzeitschrift einen Artikel über Bienenhalter gelesen hatte, die Honigschleudern auf der Ladefläche ihres Ford Model A Pick-ups montierten, damit sie zu ihren Stöcken fahren und an Ort und Stelle ernten konnten, dachte Grandpa daran, ebenfalls eine fahrbare Imkerei zu bauen. Doch dann überlegte er es sich anders, weil er glaubte, dass es albern war, im Freien zu ernten, da die Bienen den Honig finden und ihn wie verrückt würden klauen wollen. Mit einem Bus könnte er zu den Stöcken fahren und Honig in einem geschlossenen Raum schleudern, ohne gestochen zu werden. Er riss die Sitzbänke heraus und verschenkte sie an Freunde, die sie auf den Ladeflächen ihrer Pick-ups montierten, und baute im Bus mit Teilen seiner immer größer werdenden Schrottsammlung eine Honigfabrik.

Er war sehr zufrieden mit sich, bis er versuchte, mit dem Eineinhalbtonner durch die Canyons von Big Sur zu fahren, und mehrmals in Gefahr geriet, auf den steilen Serpentinstraßen hängen zu bleiben. Danach mied er die abgelegenen Stöcke und fuhr nur noch zu den Bienenständen in der Nähe des Highways.

Außerdem hatte er nicht bedacht, wie teuer die Unterhaltskosten für den Bus waren. Er schluckte Benzin, und Grandpa musste mehrere hundert Dollar pro Jahr für Steuer und Versicherung zahlen. Deswegen stellte er zu Grannys

unermesslichem Entsetzen das grüne Ungeheuer 1965 hinter dem Haus ab, baute den Motor aus und schenkte ihn einem Freund. Damals war Carmel Valley tatsächlich noch ein ländliches Dorf, wo echte Cowboys Wildschweine jagten und Krebse aus dem Fluss holten, als laut Granny noch keine Touristen an der Frühstückstheke des Wagon Wheel Espresso verlangten und die Luft mit Parfüm und Gerede über Rennwagen und Golfschläger verpesteten. Es war eine Zeit, als man einen ausrangierten Bus im Garten aufstellen konnte, ohne dass jemand ein zweites Mal hingeschaut hätte.

Ich folgte Grandpa, der einen Weg durch hüfthohes Fuchsschwanzgras schnitt, zum Bus. Seine schmutzigen Jeans rutschten ihm immer wieder über den Hintern hinunter, und er hatte sich nicht die Mühe gemacht, ein Hemd anzuziehen, sein breiter Brustkorb hatte eine Farbe zwischen Zimt und Rost. Seine sehnigen Arme endeten in zwei Bärenpfoten, die mit Rissen, Pockennarben und Narben von der Arbeit überzogen waren. Die Kuppe von Grandpas linkem Zeigefinger fehlte, und der Nagel war darum herumgewachsen wie ein Helm. Ein Unfall im Werkunterricht in der Highschool, sagte er, als er Metall schnitt, um Luftschuttsirenen für den Krieg zu machen. Wir gingen an kleinen Haufen aus Rohrteilen und Tonscherben vorbei und blieben vor einem alten hölzernen Schild hinter dem Bus stehen: *Pfeiffer State Park: 5.1. Meilen*, darunter ein Pfeil und das Wort *Mittagessen*.

Meine Vorfreude steigerte sich, als er auf die Treppe aus hölzernen Paletten stieg und auf dem Dach nach dem Stahlstück tastete, das er dort außerhalb meiner Reichweite aufbewahrte. Er steckte ein Ende in das Loch, wo der Türgriff gewesen war, drehte es, und die Tür sprang mit einem leisen saugenden Laut auf. Er hob mich hoch und stellte mich in den Bus, folgte mir und knallte die Tür zu, um eine Handvoll Bienen auszuschließen. Sie wurden von den Honigwaben angezogen, die Grandpa im Bus gestapelt hatte. Sie rochen nach Vanille, Butter und frischer Erde, ein Aroma, das ich sofort als den Geruch von Grandpas Haut wiedererkannte. Es war, als hätte die Luft im Honigbus einen eigenen Duft.

An der Wand gegenüber den Maschinen waren weiße Kästen in Türmen bis fast zum Dach gestapelt. Ich fing an zu zählen, kam bis siebenunddreißig und hörte auf. Wir würden Eimer über Eimer Honig machen. Grandpa nahm den Deckel von der ersten Zarge und zog einen der hölzernen Rahmen heraus, bewunderte die empfindlichen sechseckigen Zellen, die mit einer dünnen Schicht aus gelbem Wachs versiegelt waren. Er hielt ihn gegen das Licht, ließ den

bernsteinfarbenen Nektar im Sonnenlicht aufleuchten wie farbiges Glas. Er stieß einen langen, leisen, zufriedenen Pfiff aus.

»Das ist ein Guter«, sagte er und reichte ihn mir, damit ich sein Gewicht spüren konnte. Er fühlte sich an wie ein schweres Wörterbuch, locker drei Pfund Honig.

Grandpa nahm ihn mir wieder ab und hängte ihn zurück in die Zarge zu den neun anderen Rahmen. Er ging den schmalen Gang nach vorn, seine Schuhe blieben an dem schwarzen Gummiboden kleben, und es klang, als würde er über Fliegenpapier gehen.

»Funktioniert das Ding?«, fragte ich.

Ich griff nach einem grauen, von der Zeit ausgefransten Seilzug, und eine Glocke läutete. Grandpa schoss mir von hinter dem Fahrersitz einen Blick zu. Er füllte Benzin in den Rasenmähermotor, mit dem er die Honigschleuder antrieb, und ich ließ das Seil los. Der Motor heulte auf und kreischte, als er am Zugseil zog, bis er endlich ansprang und ich sein Rattern unter den Füßen spürte. Der ganze Bus vibrierte. Um die Abgase abzuleiten, hatte Grandpa ein Loch in den Boden gebohrt und es über ein Metallrohr mit dem Motor verbunden.

»Komm her, ich will dir was zeigen«, rief Grandpa über den Lärm hinweg und winkte mich zu der Schleuder. Ich schaute auf das Schwungrad in dem hüft hohen Metallbehälter, von dessen sechs Speichen jeweils ein rechteckiger Käfig hing. In jeden Käfig passte genau ein Honigwabenrahmen. Wenn sich das Schwungrad drehte, flog der Honig aus den Waben und lief an den Wänden der Schleuder hinunter. Der Honig wurde durch ein Rohr abgepumpt und durch ein Netzwerk kleinerer Rohre geleitet, die mit Angelleinen an den Handläufen an der Decke befestigt waren. Dann lief der Honig aus den Rohren in zwei Fässer.

Ich wollte das Schwungrad anschieben, aber ich hatte nicht gesehen, dass es einen Schalter hatte. Grandpa zog sanft meine Hand weg.

»Regel Nummer eins: Nichts anfassen. Komm vor allem mit deinen Händen nicht in die Nähe der Schleuder. Außer, dir gefallen deine Hände nicht.«

Ich blickte auf seinen Zeigefinger ohne Kuppe und trat instinktiv einen Schritt von der Schleuder zurück. Ich musste aufpassen, dass ich nicht aus dem Honigbus geworfen wurde. Ich stand still da, die Hände in den Taschen, damit ich nicht in Versuchung geriet, etwas zu berühren. Während Grandpa unseren Arbeitsplatz vorbereitete, Gläser und Schachteln aus dem Weg räumte und die Ausrüstung schmierte, entdeckte ich zu meiner Freude zwei Stangen, die durch den ganzen Bus verliefen. Das war hervorragend, mein persönliches

Klettergerüst zum Üben, damit ich mit den anderen Mädchen auf dem Spielplatz turnen konnte. Ich vergaß meinen Vorsatz, der noch keine Minute alt war, hüpfte hoch und fasste nach einer Stange, schwang vor und zurück, bis ich genügend Schwung hatte, um die Beine über eine Stange zu werfen und kopfüber an den Knien herunterzuhängen. Grandpa sah mich, fasste nach der anderen Stange, hob die Füße vom Boden und hängte sich mir gegenüber an den Knien auf.

»Ach ja?«, sagte er. Dann streckte er die Arme und kitzelte mich in den Achselhöhlen, bis ich kreischte und es nicht mehr aushielt und zurück auf den Boden sprang.

»Können wir jetzt anfangen zu arbeiten?«, sagte er.

Ich ging mit ihm nach hinten zu einem langen Metalltrog voller Wachskringel und toter Bienen. Er reichte mir ein zweischneidiges Messer, die dreißig Zentimeter lange Klinge war mit Schichten von verbranntem Honig überzogen und schwarz. In dem hohlen Holzgriff steckte ein Gummischlauch, der mit Klemmen befestigt war. Der Schlauch war durch ein Loch in der Buswand mit einem Kupfertopf voll kochendem Wasser auf einem Propangaskocher verbunden, der draußen stand.

»Vorsichtig, im Schlauch ist Dampf«, warnte Grandpa. »Deswegen heißt es heißes Eisen. Du kannst dich damit richtig verbrennen.«

Ich hielt die Waffe mit gestreckten Armen vor mich wie ein Ritter einen Säbel und wartete auf Anweisungen. Als sich die Klinge erhitzte, begann die Honigkruste zu glänzen und wie Karamell zu riechen, und von der Spitze stieg eine Rauchlocke auf. Ich hielt es so weit wie möglich von meinem Körper weg, und Grandpa hängte einen Rahmen mit der kurzen Seite an einen Nagel, der aus einem Brett über dem Trog ragte, und hielt ihn mit einer Hand gerade. Die andere Hand legte er auf meine und führte das heiße Messer von oben nach unten über die versiegelte Honigwabe, hielt die Klinge in einem perfekten Winkel, um das Wachs aufzubrechen, unter dem der glänzende Honig hervorschaute. Das Wachs löste sich in Kringeln von der Wabe und fiel in den Trog. Es brauchte nur eine sanfte Berührung, um die dünne Wachsschicht zu entfernen, ohne mit dem Messer den Honig zu berühren.

»Jetzt versuch du es.«

Er ließ den Griff los, und das Messer wurde schwer in meinen kleinen Händen. Ich hatte Angst davor und ließ es aus den Händen in den Trog gleiten, wo es auf den Honigresten zu rauchen begann. Grandpa fischte es heraus und wischte mit

einem nassen Tuch den Honig vom Griff. Vielleicht hatte er recht gehabt; ich war noch nicht groß genug, um Honig zu ernten.

»Nimm beide Hände.«

Es wurde so heiß im Bus, dass ich an den Händen schwitzte und das Messer nicht mehr festhalten konnte. Ich versuchte, es so anzuwinkeln, wie Grandpa es getan hatte, aber ich stieß es in den Rahmen und schnitt ein großes Stück mit Honig heraus.

»So«, sagte er und führte erneut meine Hände. Wir entdeckelten gemeinsam, seine Hände über meinen, mehrere Waben, bis ich das Gefühl dafür hatte, wann das Wachs nachgab, und ohne seine Hilfe den richtigen Druck anwenden konnte. Ich brauchte lange, bis ich beide Seiten eines Rahmens entdeckelt hatte, doch Grandpa wartete geduldig, lobte mich und übernahm, wenn ich frustriert war. Schließlich war ich in der Lage, die dünne Wachsschicht zu entfernen und dabei den meisten Honig in der Wabe zu lassen.

Es war jetzt brütend heiß, aber wir konnten die Fenster nicht öffnen, weil kein Fliegengitter die Bienen ferngehalten hätte. Grandpa schaltete einen Standventilator neben dem Fahrersitz ein, der zwar die Luft zirkulieren ließ, aber zum Lärm im Bus beitrug. Dann zog er seine Jeans aus, so dass er nur noch seine weiße Unterhose und Turnschuhe anhatte.

»Viel besser«, rief er über den Krach. Er langte in den Trog, holte ein Stück klebriges Wachs heraus und steckte es in den Mund.

»Kaugummi«, sagte er und grinste.

Er versuchte mich immer davon zu überzeugen, dass die ekelhaftesten Dinge ausgesprochen köstlich waren, wie zum Beispiel Leber oder Schimmelkäse. Er bot mir ein Stück Wabe an, und ich riss ein kleines Stückchen ab und biss vorsichtig hinein. Es schmeckte wie alle meine Lieblingsbonbons zusammen – als Erstes schmeckte ich Kokosnuss, dann rote Lakritze und eine Explosion Butterschokolade. Die Konsistenz war wie von einem warmen Marshmallow, das auf der Zunge schmolz, und ich konnte nicht fassen, dass ich von der Existenz dieses Genusses nichts gewusst hatte. Ich kaute, bis das Wachs erkaltet war, und ahmte dann Grandpa nach, nahm den Klumpen aus dem Mund, warf ihn in den Trog zurück und holte ein neues warmes Stück heraus. Grandpa trat ein paar Schritte zurück und zwinkerte mir zu. Dann spuckte er sein Wachs in die Luft, als wäre es ein Wassermelonenkern. Es landete im Trog. Ich tat es ihm gleich und spuckte mein Wachs in hohem Bogen in den Behälter.

»Zwei Punkte!«, sagte er und ging bis ans andere Ende des Busses, von wo er es wieder versuchte. Er spuckte und verfehlte das Ziel, der Wachsball landete vor meinen Füßen. Er hob ihn auf, und als er sich wieder aufrichtete, neigte er sich zu mir, als wollte er mir ein Geheimnis erzählen.

»Wie geht es mit deiner Mutter?«

Ich zuckte die Schultern.

»Kommt ihr miteinander aus?«

»Ich glaube schon«, sagte ich.

»Es kann eine Weile dauern, bis es ihr wieder bessergeht«, sagte er.

»Ja.«

Im Bus, wo er außerhalb von Grannys Hörweite seine Meinung sagen konnte, veränderte sich Grandpa. Er sprach mit mir, als wäre ich ihm gleichgestellt, und ich brauchte einen Moment, um mich anzupassen. Ich spürte, dass er mir etwas Wichtiges sagen wollte, nach den richtigen Worten suchte, mich aber nicht aufregen oder mir mehr zumuten wollte, als ich verarbeiten konnte. Er entdeckelte wieder eine Wabe, redete aber weiterhin mit mir auf diese neue erwachsene Weise.

»Sie kann nichts dafür, dass sie so ist, wie sie ist.«

Seine Worte hingen in der Luft. Wie genau war meine Mutter? Ich wusste, dass ihr Traurigkeit in jedes Zimmer folgte. Ich wusste, dass sie im Bett bleiben musste, weil sie ständig Kopfschmerzen hatte, und dass sie ihren Vater nicht ausstehen konnte. Aus den Gesprächen meiner Mitschüler wusste ich, dass andere Mütter arbeiteten, in die Schule zu den Lehrern kamen, Abendessen kochten. Meine Mutter hatte Weihnachten verschlafen und meinem Bruder und mir Schecks statt richtiger Geschenke unter den Weihnachtsbaum gelegt. Unsere Mutter war anders. Doch jetzt nagten Grandpas Worte an mir. Warum war Mom »so«, und warum konnte sie nichts dafür? Was stimmte nicht mit meiner Mutter? Grandpa hatte mir gegenüber etwas zugegeben, vielleicht etwas, das ich nicht wissen sollte.

»Wofür kann sie nichts?«

Grandpa drehte eine Zarge auf die kurze Seite und setzte sich darauf wie auf einen Hocker. Ich sah, dass er seine Worte sorgfältig wählte.

»Deine Mutter liebt dich.«

Ich wartete, dass er mehr sagte. Er versuchte es nochmals.

»Manchmal fällt es ihr schwer, es zu zeigen.«

»Warum?«

Grandpa schaute hinauf zu einem der länglichen Fenster unterhalb des Dachs, wo eine Spinne ihr Netz spann. Ich begriff, dass ich eine Frage gestellt hatte, auf die es keine Antwort gab. In dem Schweigen, das folgte, senkte sich eine schwere Traurigkeit auf meine Brust, und ich musste mich plötzlich setzen. Ich zog eine leere Zarge neben ihn und setzte mich darauf.

»Habe ich dir je von Pfadfinderbienen erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wenn ihr Zuhause nicht mehr gut ist – zu voll, zu feucht –, suchen sie nach einem besseren.«

Ich war nicht sicher, warum er mir das erzählte, und wartete, dass er fortfuhr.

Pfadfinder- oder Spurbienen übernehmen das Risiko, sie überzeugen ein Volk zu schwärmen, erklärte er. Tage bevor die Bienen in einer dichten Wolke ihren Stock verlassen, erkunden Pfadfinderbienen die Nachbarschaft auf der Suche nach einem besseren Zuhause, sie erkunden Baumhöhlen, Kamine, sogar Hausmauern. Sie warten auf einen schönen sonnigen Tag, dann rasen sie durch den Stock, lassen ihre Flügelmuskel gegen andere Bienen zittern, um sie zu motivieren. Ihre Aufregung ist ansteckend, während die Temperatur im Stock steigt und alle diese flatternden Flügel wie Trommelschläge klingen. Sie werden lauter und lauter, und auf ein geheimes Signal hin stürzt sich das Volk aus dem Stock, wirbelt in einer bis zu zehn Meter breiten Wolke durch die Luft, mit der Königin irgendwo in der Mitte.

Ich stellte mir ein Feuerwerk von Bienen am Himmel vor, Zehntausende schwarzer Punkte, die herumwirbeln und dann wie durch einen unsichtbaren Trichter zusammenkommen.

»Wie entscheiden sie, wohin sie fliegen?«

»Sie tanzen.«

Ich wusste mittlerweile, dass Grandpa nie scherzte, wenn er über Bienen sprach, gleichgültig wie unwahrscheinlich seine Geschichten klangen. Er hatte mich überzeugt, dass Bienen alles können. Ich wusste, dass Bienen über Düfte, Laute und Berührungen kommunizieren. Warum dann nicht auch über Bewegung? Jetzt erzählte er, dass Flugbienen im Stock tanzten, um den anderen Bienen zu sagen, wo es Blüten mit viel Nektar gab. Die Kundschafterinnen tanzten über dem dichtgedrängten Schwarm, um ihm zu zeigen, wo er sich neu ansiedeln sollte.

»Der Tanz ist wie eine Landkarte«, fuhr Grandpa fort. »Die Tanzschritte teilen den Bienen die Adresse ihres neuen Zuhauses mit.«

»Kann ich es sehen?«

»Was sehen?«

»Wie die Bienen tanzen.«

»Wenn du Glück hast, werden wir sie irgendwann dabei erwischen.«

Grandpa stand auf und bereitete das erste Schleudern vor. Er holte Honigwaben, die wir mit dem heißen Messer entdeckelt hatten, aus dem Trog und schob sie tropfend vor Honig in die Käfige, die an dem Schwungrad in der Zentrifuge hingen. Als alle Käfige gefüllt waren, entriegelte er das Schwungrad und hielt inne.

»Du solltest dich nicht zu sehr über deine Mutter aufregen. Du bist schlau wie eine Pfadfinderbiene. Eines Tages wirst du deinen eigenen Weg finden.«

Ich beschloss an Ort und Stelle, dass die Pfadfinderbiene meine Lieblingsbiene war.

»So, und jetzt drück auf den Hebel«, sagte er und deutete auf den Griff am Rand der Schleuder.

Das Schwungrad begann sich zu drehen, nahm Geschwindigkeit auf, heulte, bis die Käfige verschwammen. Zuerst flog der Honig in dicken Strängen heraus, die mit jeder Umdrehung dünner wurden, bis es nur noch schimmernde hauchdünne Fäden waren, das Zeichen, den Griff auf dem Schwungrad in die andere Richtung zu umzulegen, damit sich das Rad in die entgegengesetzte Richtung drehte. Jede Seite dauerte mehr oder weniger ein paar Minuten, je nachdem wie voll die Wabe war.

Ungefähr dreißig Zentimeter hoch stand der Honig in dem Behälter, so dick und glänzend, dass sich unsere Gesichter darin spiegelten. Die Pumpe begann zu arbeiten und schluckte den Honig, dickflüssige Blasen stiegen zur Oberfläche. Die ganze Apparatur vibrierte, während die Pumpe den Honig vom Boden der Zentrifuge bis zur Decke hinauf zwang, wo sich die Schlagader in Form eines Ypsilons in zwei kleinere Rohre teilte. Von hier wurde der Honig an den Fahrgastfenstern vorbei zu zwei Zweihundert-Liter-Fässern hinter dem Fahrersitz geleitet. Die Honigpipelines endeten über den offenen Fässern und waren von Grandpa mit Draht an den Handläufen unter der Decke befestigt worden, den wiederum dickes Isolierband an Ort und Stelle hielt. Ich schaute gebannt auf die Öffnungen.

»Da kommt er!«, sagte Grandpa.

Die ersten Honigrinnsale blubberten aus den Leitungen und flossen in die Fässer. Es war hübsch anzusehen, wie das blonde Haar eines Mädchens, das im

Wind wehte. Ich erinnerte mich, dass Grandpa mir einmal erzählt hatte, eine Biene produziere im Leben weniger als einen Fingerhut voll Honig. Es lief jetzt so viel heraus, dass Abermillionen Bienen ihn gemacht haben mussten.

Wir arbeiteten den ganzen Tag, bis die Sonne hinter dem Santa Lucia Range unterging, sich die Berge von dunkelgrün zu grau verfärbten und wir fast vierhundert Kilogramm Honig geschleudert hatten. Ich versank in den Bewegungen, hob Rahmen heraus, entdeckelte Waben und stellte mir vor, wir wären Arbeitsbienen in unserem eigenen Stock. Das Schwirren der Zentrifuge klang wie das Summen eines Bienenvolks, übertönte unsere Stimmen, so dass wir überwiegend mit Gesten kommunizierten. Wir schoben einander in diese oder jene Richtung, berührten uns an der Schulter, um uns etwas Wichtiges mitzuteilen. Wenn wir an entgegengesetzten Enden des Busses standen, mussten wir winken und tanzen wie eine Biene, um die Aufmerksamkeit des anderen auf uns zu ziehen.

Mit den letzten Sonnenstrahlen stellte Grandpa den Motor ab, und selbst als es im Bus still war, klangen mir die Ohren. Meine Arme schmerzten, und mein Hals war trocken. Eine dünne Wachsschicht bedeckte unser Haar und unsere Haut, und wir rochen nach Butter und Salbei. Nie zuvor hatte ich so hart gearbeitet, dass ich vor der Schlafenszeit müde war. Grandpa öffnete den Auslauf unten an einem Fass, hielt ein altes Mayonnaiseglas unter die Tülle und füllte es mit Honig. Er nahm eine Rolle quadratischer weißer Etiketten mit roter Beschriftung und klebte eins auf das Glas.

WILDBLÜTENHONIG

U.S. Auswahl

Von Bienenstöcken aus Big Sur

E.F. Peace

»Da«, sagte er und reichte mir das Glas. »Den hast du gemacht.«

Der Honig glühte in meinen Händen wie ein atmendes Lebewesen. Er war warm, und ich liebte ihn, weil er etwas Einleuchtendes war, als nichts anderes einen Sinn ergab. Er war ein wahrhaftes Beispiel für das, was Grandpa versucht hatte, mir im Bus zu erklären – dass Schönes nicht zu den Menschen kommt, die es sich einfach nur wünschen. Man muss hart arbeiten und Risiken auf sich nehmen, um belohnt zu werden.

Doch es stimmte nicht, als er gesagt hatte, dass ich allein den Honig gemacht hätte. Wir hatten ihn gemeinsam geerntet, doch die Bienen hatten ihn produziert. Sie hatten den Nektar von Millionen Blüten gesammelt, um dieses kleine Pfund Honig in meinen Händen zu machen.

Wir alle, Menschen und Insekten, hatten, jeder auf seine Weise, für eine gemeinsame Leidenschaft eine lange Strecke zurückgelegt, Gefahren umschifft und bis zur Erschöpfung gearbeitet.

Wir hatten diesen Honig gemacht, weil wir davon überzeugt waren, dass wir es können.

Alleinreisendes Kind

1977

Eine Bienenlektion in Entscheidungsfindung

Im Sommer, nachdem ich sieben geworden war, lag ein an mich adressierter Brief im Postfach. Granny las ihn zuerst, bevor sie ihn mir gab.

»Dein Vater möchte, dass du ihn und seine neue Frau besuchst«, sagte sie.
»Du musst nicht hin, wenn du nicht willst.«

Ich hatte nicht von Dad gehört, seit wir uns zwei Jahre zuvor auf der Einfahrt verabschiedet hatten. Ich entfaltete die steifen Seiten und drückte sie an die Brust, fuhr mit dem Finger die Abdrücke nach, wo Dad den Stift auf das Papier gedrückt hatte, als wollte ich mich davon überzeugen, dass wirklich seine Hand die Zeichen hinterlassen hatte und er die Worte ausdrücklich für mich geschrieben hatte. Es war ein konkreter Beweis, dass Dad mich doch liebte. Granny und Mom hatten mir fast eingeredet, dass Dad für immer verschwunden war, aber jetzt hielt ich den Beweis in Händen, dass sie sich zu hundert Prozent getäuscht hatten. Ich glaubte, dass sich das Blatt endlich wenden und mir jetzt gute Dinge passieren würden. Nicht nur würde ich Dad wiedersehen, ich hatte jetzt auch eine zweite Mutter. Grandpa hatte erklärt, dass *Stief* zwei von etwas bedeutete. War es möglich, dass ich wie die Bienen eine neue Königin bekäme, die die alte, angeschlagene ersetzen sollte?

»Ich möchte hin«, sagte ich. »Matthew auch?«

»Er ist zu jung, um allein zu fliegen. Vorschrift der Fluglinien.«

Granny runzelte die Stirn, als sie den Brief zurück in den Umschlag stopfte, und ich wusste nicht, ob ich durfte oder nicht. Sie saß einen Augenblick da, tippte sich mit der Ecke des Umschlags auf die Handfläche und dachte darüber nach.

»Wir reden mit deiner Mutter«, sagte sie.

Mom setzte sich im Bett auf, überflog ausdruckslos den Brief, ließ ihn aus der Hand und auf den Boden fallen. Sie nahm wieder ihren Krimi und las weiter, als wären Granny und ich nicht im Zimmer. Nach ein paar Sekunden senkte sie das Taschenbuch und schaute über den Rand zu uns.

»Ihr könnt jetzt gehen«, sagte sie monoton.

»Sally ...«, sagte Granny in dem beschwichtigenden Tonfall, in dem sie Grundschulkinder beruhigte. Sie ging zum Bett.

»ICH HABE GESAGT, DASS IHR GEHEN SOLLT!«

Granny sprang zurück, legte die Hand aufs Herz, dann scheuchte sie mich aus dem Zimmer und schloss leise die Tür hinter mir. Ich konnte Moms gedämpfte Schluchzer hören und wusste, dass die Planung meiner Reise auf unbestimmte Zeit verschoben war. Ich ging ins Wohnzimmer, schaltete den Fernseher ein und versank im Konservenlachen einer Seifenoper, betäubte meine Sinne mit krampfhafter Fröhlichkeit. Ich war entschlossen, meinen Vater zu besuchen, gleichgültig wie lange Mom deswegen weinte, ich weigerte mich, meinen Besuch in ihrer Traurigkeit untergehen zu lassen. Moms Laune konnte die gesamte Energie aus einem Zimmer saugen, so dass alle erschöpft und hoffnungslos zurückblieben. Jetzt, da Dad Kontakt aufgenommen hatte, würde ich nicht zulassen, dass Mom alles ruinierte.

Schließlich wurde entschieden, dass ich fliegen durfte. Mit mir wurde nicht wirklich darüber gesprochen; eines Tages ließ mich Granny einfach wissen, dass sie meinem Vater geschrieben hatte, einen einwöchigen Besuch für mich zu arrangieren. In den Tagen vor der Reise wurde Mom zunehmend unruhig. Sie warf sich im Schlaf hin und her und seufzte, ihre Gedanken kreisten um die wachsende Liste der Dinge, die ich ihr aus Dads Haus mitbringen sollte.

»He, he, bist du wach?«, flüsterte sie mitten in der Nacht.

Ich versuchte, leises Schnarchen vorzutäuschen, doch dann schüttelte sie mich leicht an der Schulter.

»Meredith.«

»Hmmm?«

»Nimm auf jeden Fall meine Bobby-Darrin-Platten mit. Und das Kingston Trio. Sie gehören mir, nicht ihm.«

Ich war verschlafen, aber ich wusste, dass sie mich noch mehrmals daran erinnern würde, deswegen reagierte ich nicht. Sie stieß mich an. »Hast du gehört, was ich gesagt habe? Wiederhole es.«

»Bobby und King Tree«, murmelte ich.

Blitzartig langte sie unter die Decke und drehte mich zu sich um. Ein Zimbelschlag Adrenalin weckte mich, und als ich sehen konnte, war ihr Gesicht nur Zentimeter von meinem entfernt. Sie packte mich an den Schultern, sprach langsam und betonte jede Silbe.

»Bob-by Dar-rin. King-ston Tri-o.«

Ihr Griff war fest, zu fest, und die Verzweiflung, die ich darin spürte, machte mir Angst. Ich wiederholte die Namen nur, damit sie mich losließ. Sie ließ mich los, und ich kroch ans andere Ende des Betts, aus ihrer Reichweite. Doch ihre Stimme fand mich im Dunkeln.

»Vergiss die goldenen Babyarmbänder nicht. Hör zu – es gab zwei davon. Eins für dich und eins für Matthew. Eure Namen sind eingraviert. Ich weiß, dass er sie hat. Wenn er das Gegenteil behauptet, lügt er.«

Ich stimmte zu, nur um sie zu beschwichtigen. Mir waren die Sachen gleichgültig, und ich wollte Dad nicht danach fragen, und ich hasste sie, weil sie meine Reise zu ihrer machte. Aber ich wusste, dass ich einen Preis zahlen müsste, wenn ich ihre Anweisungen nicht befolgte. Jede Nacht wurde die Liste länger. Sie wollte die Perlenkette und die dazugehörigen Ohrringe, die sie zur Hochzeit getragen hatte. Die gerahmten Sears-Babyaufnahmen von Matthew und mir. Einen Wollmantel, der ihrer Großmutter gehört hatte. Sie stand daneben, als Granny mir packen half, zerrte Kleidungsstücke wieder aus dem weißen Koffer, damit genug Platz für ihre Sachen wäre. Besorgt, dass ich etwas vergessen würde, schrieb sie eine Liste ihrer Besitztümer und steckte sie an das orangefarbene Futter des Koffers.

Als mein Flugticket mit der Post kam, riss Granny den Umschlag auf und suchte nach dem Preis. »Wenn er sich das leisten kann, kann der Geizkragen auch mehr Unterhalt für euch zahlen.«

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, zog eine Schublade auf und nahm einen dicken Block cremefarbenes Briefpapier heraus. Ich hörte, wie sie ihre Sätze mit der Wut eines Staatsanwalts auf das Papier kratzte. Hin und wieder hielt sie den Brief vor sich und überprüfte den Text, überlegte einen Moment, knallte den Block wieder auf den Tisch und untermauerte ihre Argumente. Als sie zufrieden war, befeuchtete sie den Umschlag und steckte den Brief in meinen Koffer.

Wenn mich Moms und Grannys Aufträge aufregten, ließ ich es mir nicht anmerken. Und als ich über den Wolken mein viertes 7Up trank, war es unglaublich einfach, ihre Schriftstücke in meinem Koffer zu vergessen. Auf meiner rechten Schulter trug ich den obligatorischen Aufkleber »Alleinreisendes Kind«, der vor allem bedeutete, dass die Stewardessen mich mit Aufmerksamkeiten überhäuften und mir Snacks und Spielsachen brachten. Die hübschen Damen schauten ständig nach mir und fragten, ob ich ein Kissen oder mehr Buntstifte wollte oder ob sie silberne Flügel an meine Jeansjacke stecken sollten. Ich war das einzige Kind im Flugzeug, das allein reiste, und andere

Passagiere stellten mir eine Menge Fragen, wohin ich unterwegs war. Ich war so aufgeregt, weil ich Dad wiedersehen würde, dass ich bereitwillig alles erklärte, aber die Reaktion fiel nicht immer so aus, wie ich erwartete. Manche Erwachsene waren begeistert, als ich ihnen erzählte, dass ich meinen Vater besuchen würde; doch andere lächelten mich gequält an und wechselten das Thema.

Nachdem das Flugzeug gelandet war, wies mich eine Stewardess an zu warten, bis alle anderen ausgestiegen waren. Erst dann durfte ich aufstehen. Das waren die Regeln für Kinder, die allein flogen, es war eine schreckliche Tortur. Die Zeit schien rückwärts zu laufen, während die Leute sich mit ihren Mänteln und Taschen zu schaffen machten und ich auf meinem Sitz herumhüpfte und sie in Gedanken mit einem Schneepflug den Gang entlangschob. Schließlich kam meine Beschützerin, nahm mich bei der Hand und führte mich aus dem Flugzeug. Im Flughafen wimmelte es von Leuten, Arme und Beine blockierten meine Sicht, so dass ich nicht nach Dad Ausschau halten konnte. Ich klammerte mich an die Hand der Stewardess, weil ich Angst hatte, sie in der Menschenmenge zu verlieren.

»Wie sieht dein Vater aus?«

»Er hat schwarze Haare und ist groß«, sagte ich, was den Personenkreis nicht wirklich einengte. Es war so lange her, dass ich ihn gesehen hatte, ich war nicht sicher, ob ich ihn in einer Menschenmenge wiedererkennen würde. Sie deutete auf einen Fremden mit braunem Haar, der neben einem Fenster stand, und auf einen anderen dicklichen Mann, der auf einem Stuhl saß und Zeitung las. Ich schüttelte beide Male den Kopf. Sie ging trotzdem zu dem sitzenden Mann.

»Sir, ist das Ihre Tochter?«

Der Mann erschrak und senkte die Zeitung. Er schüttelte den Kopf und versteckte sich wieder hinter seiner Lektüre. Ich strengte mich an, ihn zwischen den Leuten zu sehen, aber es gelang mir nicht. Wir drehten eine Runde, eine zweite, machten kehrt für eine dritte, und meine Vorfreude wurde zu einem Kloß in meinem Hals. Er hatte vergessen zu kommen. Oder schlimmer noch, er hatte daran gedacht und es sich anders überlegt. Er hatte beschlossen, dass er mich nicht bei sich haben wollte. Ich wappnete mich für den Moment, wenn mich die Stewardess wieder ins Flugzeug bringen würde, um nach Kalifornien zurückzufliegen. Granny hatte recht. Dad war ein Nichtsnutz.

Die Stewardess beschleunigte den Schritt. Die Menschen wurden weniger, und ihr gingen die Optionen aus. Ich fragte mich, ob sie mich mit zu sich nach Hause nehmen konnte. Als meine Begleiterin mich zum Informationsschalter

führte, kam ein Mann mit einem Topfschnitt und einem buschigen Schnurrbart auf uns zu. Die Stewardess deutete auf ihn.

»Ist er das?«

Der Mann trug ein Discohemd mit breitem Kragen. Der Stoff sah glitschig aus, und auf einem braun-grünen Hintergrund wanden sich schwarze Spiralen. Seine braune Kordhose hatte einen Schlag. Mein Dad war das genaue Gegenteil – er hatte kurze Haare, war rasiert und trug immer seriöse Hemden, die im Bund einer gerade geschnittenen Hose steckten. Diese Person wirkte struppig wie ein Tramper. Oder einer der Monkees.

»Nein«, sagte ich.

»Hallo, Kiddo.«

Beim Klang der tiefen Stimme blieb ich wie angewurzelt stehen und ließ sofort die Hand der hübschen Frau los. Der Tramper-Mann schüttelte sich die Haare aus den Augen und grinste. »Du musst direkt an mir vorbeigegangen sein. Ich habe die ganze Zeit hier gestanden«, sagte er.

Ich blickte hinauf und sah das V seines Haaransatzes und wusste, dass es Dad war. Ich sprang in seine Arme und vergrub das Gesicht an seinem Hals, atmete den vertrauten Duft von WD-40 und Old Spice ein. Als ich aufschaute, war die Stewardess nicht mehr da. Dad küsste mich auf die Stirn und kitzelte mich mit seinem Schnurrbart.

»Du siehst anders aus«, sagte ich.

»Was, das?« Er zog an seinem Schnauzer.

»Ja, er kratzt.«

Er stellte mich ab und hob dann meine Arme seitlich hoch, um meine Flügelspannweite abzuschätzen. »Nach so einem großen Mädchen habe ich nicht geschaut.«

Ich hörte Stolz in seiner Stimme, und ich kam mir vor, als hätte ich etwas unglaublich Großartiges geschafft, nur indem ich gewachsen war. Unter seinem anerkennenden Blick war ich brilliant, ich war wunderbar, und ich war perfekt. Als er mich durch ein Labyrinth geschäftiger Gänge führte, spürte ich, wie etwas in mir an die richtige Stelle rückte und ich wieder ganz wurde.

Dad fuhr einen zweitürigen Ford Mercury Monarch, den er »die Bundesstraßenbanane« nannte. Er war außen und innen gelb, vom Lack über die Sitze bis zum Lenkrad und sogar den Sicherheitsgurten. Die fröhliche Farbe verstärkte meine Hochstimmung noch. Auf der Fahrt erklärte mir Dad, wie man den Namen meiner Stiefmutter aussprach: »Die-Änn«. Der Name klang

glamourös, er hätte absolut zu einer Stewardess gepasst. D'Ann habe eine große italienische Familie, erzählte Dad, viele Brüder und Schwestern und Cousins, und ich sollte sie alle kennenlernen. Ungefähr zwanzig Verwandte würden an einem langen Tisch in Nana Stellas Küche gemeinsam essen, sagte er, Spaghetti und Cannoli, bis uns die Bäuche platzten.

»Und«, sagte Dad und hielt um der dramatischen Wirkung halber inne, »Stella macht immer *drei* verschiedene Nachtsche.«

Ich hatte nicht gewusst, dass es Dad so gutging. Ich hatte ihn so sehr vermisst, dass ich nicht darüber nachgedacht hatte, was er in Rhode Island tat. Jetzt begriff ich, dass er eine neue Familie hatte. Aber waren diese neuen Verwandten auch meine Familie? Ich war nicht sicher, wie das alles funktionierte.

»Hast du meine Briefe gekriegt?«, fragte Dad.

Ich sagte, dass ich den Brief mit dem Flugticket bekommen hatte.

»Und was ist mit all den anderen?«

»Andere?«

Dad biss die Zähne zusammen und murmelte leise etwas, das sich wie ein Fluch anhörte. Ich erklärte, dass ich keine anderen Briefe von ihm erhalten hatte.

»Sie müssen sie weggeworfen haben«, sagte er.

Granny fuhr jeden Tag auf der Via Contenta zur Post am Ende des Blocks, öffnete ein Türchen mit der Nummer 23 darauf und holte die Post heraus. Sie brachte Rechnungen, Nachrichtenmagazine und Briefe von Verwandten und Freunden mit nach Hause. Wenn Briefe von Dad dabei gewesen waren, hatte ich sie nie zu Gesicht bekommen. Granny behauptete gern, Dad sei nicht vertrauenswürdig; aber dieses Verhalten machte Granny regelrecht niederträchtig. Ich schaute auf mein blaues Trägerkleid und die dazu passenden Jeansjacke – ein Geschenk von Granny für die Reise. Ich konnte nicht verstehen, wie die Person, die für mich neue Kleider kaufte, auch das mir Wertvollste stahl. Ich suchte verzweifelt nach einer logischen Erklärung. Vielleicht hatte die Post die Briefe verloren. Vielleicht hatte Dad einen Fehler gemacht und sie an die falsche Adresse geschickt. Vielleicht hob Granny die Briefe auf, bis ich älter war. Hatte Dad mir wirklich geschrieben oder behauptete er es bloß? Oder vielleicht waren zu viele Geheimnisse und Lügen im Umlauf, als dass ich hätte klug daraus werden können.

»Warum rufst du nicht an?«, fragte ich.

»Ich hab's versucht. Deine Großmutter legt sofort auf.«

Ich fühlte mich gefangen. Granny, Mom und Dad führten einen Krieg, der größer und stärker war als ich. Meine Familie war das Gegenteil von einem Bienenvolk. Statt füreinander zu arbeiten, verschworen sie sich, um sich gegenseitig das Leben zu vergällen.

Dad schaltete das Radio ein, und schwungvolle Jazzmusik erfüllte den Wagen und vertrieb unsere schlechte Laune. Er tippte mit den Fingern den Rhythmus auf das Lenkrad und sagte dann, der Saxophonist sei Charles Lloyd und lebe in Big Sur. Grandpa und ich trafen nur selten andere Leute, wenn wir zu den Bienenständen fuhren, und es schien seltsam, dass in Big Sur auch Menschen lebten. Vor allem eine berühmte Person.

»Hat Frank seine Bienen noch?«

Ich erzählte, dass Grandpa mir beibrachte, wie man Bienen hielt.

»Ich erinnere mich, dass er mich einmal mit in den alten Bus genommen hat«, sagte Dad.

»Du warst im Honigbus?« Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die getrennten Teile meines Lebens irgendwann einmal eins gewesen waren.

Dad blickte in die Ferne und erklärte, dass es vor meiner Geburt gewesen sei. »Dein Grandpa war immer nett zu mir. Du musst ihm unbedingt Grüße von mir ausrichten.«

Ich versprach es.

Dad lebte jetzt auf der anderen Seite der Narragansett Bay in Wickford, einer winzigen Kolonialstadt mit einer Hauptstraße, die von Backsteinhäusern aus dem 18. Jahrhundert gesäumt war. Wir kamen an einem Hafen mit leicht schaukelnden Segelbooten vorbei und fuhren in ein Viertel mit schlichten einstöckigen Häusern im Neuengland-Stil mit gestrichenen Fensterläden und geschlossenen Veranden. Er blieb vor einem blassblauen Haus stehen, und als wir ausstiegen, schwang die Fliegengittertür auf und eine kleine schlanke Frau lief auf uns zu, ihr dunkles Haar zu einem langen Pferdeschwanz gebunden. Sie trug schicke Kleidung und dazu passende Stöckelschuhe, hatte Make-up aufgelegt und lackierte Fingernägel, und mir fiel sofort meine Cabrio fahrende Phantasie-Mutter ein.

»Ich habe so viel über dich gehört«, sagte sie und schloss mich in eine nach Chanel N°5 duftende Umarmung.

D'Ann nahm meine Hand und drehte mich im Kreis, um mich genau anzusehen.

»Du siehst aus wie dein Vater«, sagte sie. Sie sprach das R nicht aus, und weil sie »Va-tah« sagte, musste ich nervös kichern. Doch sie lachte mit mir, als wären wir beste Freundinnen, die über einen privaten Witz lachten. »Wer möchte Eis?«

Ich akzeptierte sie auf der Stelle.

Als ich Dads Haus betrat, lösten bekannte Gegenstände die traumähnliche Empfindung aus, in der Zeit zurückzugehen. Ich erkannte Stücke aus meinem alten Leben wieder, doch in diesem neuen Kontext wurde ich unsicher, an was ich mich tatsächlich erinnerte. Da war die alte Couch mit dem Kunstlederbezug, doch statt Betty, die einst meine Haare um ihre Finger gewickelt hatte, saß eine riesige schwarzweiße Katze darauf. Der bemalte Adler auf der Kopfstütze eines Schaukelstuhl kam mir bekannt vor. Dads Tonbandgerät stand im Wohnzimmer, doch jetzt musste es sich den Platz mit einem Pianola teilen.

D'Ann klopfte auf die Klavierbank, und ich setzte mich neben sie. Sie klappte den Deckel auf, und die elfenbeinfarbenen Tasten waren zu sehen, dann schob sie eine kleine Tür auf dem Aufsatz auf und steckte eine Rolle hinein, die mit winzigen Löchern perforiert war. Sie stellte die Füße auf die zwei Pedale und trat sie abwechselnd, und die Tasten begannen sich von allein zu bewegen und »Hound Dog« von Elvis zu spielen. Mir klappte das Kinn herunter, als ein Geist das Lied spielte, und ich bat sie mehrmals fasziniert, es zu wiederholen. D'Ann tauschte die Rolle aus, und dann erfüllte »Great Balls of Fire« das Zimmer. Sie öffnete einen Schrank, und ich sah, dass das ganze oberste Fach mit weiteren Rollen gefüllt war.

Und so begann die Woche, in der ich wie eine Prinzessin lebte. Ich tat so, als wäre ich ein Einzelkind mit glücklichen Eltern, die mich vergötterten. Ich musste das Rampenlicht noch nicht einmal mit Matthew teilen – ein gemeiner Gedanke, aber so war es. Es machte mir Spaß, die Rolle eines anderen Mädchens auszuprobieren, und ich ging so vollkommen darin auf, dass ich Mom vergaß. Dad und D'Ann hatten für die nächsten sieben Tage so viele Abenteuer geplant, dass einfach keine Zeit mehr blieb, um an Kalifornien zu denken. Wir machten Picknicks am Strand, fuhren zum Erdbeerenpflücken und kochten den ganzen Abend Marmelade. D'Ann nähte auf ihrer Nähmaschine eine Bluse für mich und ließ mich alle ihre Gesichtscremes ausprobieren. Am Wochenende nahm uns D'Ann mit zu ihrer Familie zu einem großen italienischen Abendessen. Ihre Eltern und Geschwister waren ausgelassen, erzählten Witze und luden sich zweimal die Teller voll, füllten meinen bis zum Rand, spielten im Keller Kicker und im Freien Federball mit mir, fuhren mit mir auf dem Tandem. Am Ende des Abends drückten

mir meine neuen Tanten und Onkel gefaltete Fünf-Dollar-Scheine »für Eis« in die Hand.

Ich wurde so süchtig danach, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, dass ich begann, meine Manieren zu vergessen. Jedes Mal, wenn ich Dad oder D'Ann um etwas bat und es bekam, traute ich mich, immer noch mehr zu verlangen. Es bestand die Gefahr, dass ich zu einem verzogenen Gör wurde, aber ich konnte dem Drang nicht widerstehen, mit ihrer Liebe zu experimentieren, ihre Stärke und Strapazierfähigkeit zu testen. Jedes Mal, wenn das Ergebnis positiv für mich ausfiel, war es wie ein kleiner Dopaminstoß, ein freudiger Schauer, das schöne Wort *ja* zu hören. Ich animierte sie, mich abgöttisch zu lieben, weil es den Schrecken bändigte, dass die Woche enden und ich demnächst in eine Welt zurückkehren würde, die sich nicht um mich drehte.

Eines Abends schauten wir zu dritt im Bett einen Film, als Dad aufstand und fragte, ob wir etwas aus der Küche wollten.

»Ein Milchbrötchen! Mit Butter!«, rief ich, ohne den Blick vom Fernseher zu wenden. D'Ann stieß mich an und deutete auf Dad, der mit in die Hüften gestemmt Händen in der Tür stand. »Sollte in dem Satz nicht irgendwo das Wort *bitte* auftauchen?«, sagte er.

Ich schämte mich. Ich hatte vergessen, wer ich wirklich war. Ich war zu einem unersättlichen jungen Vogel geworden; gleichgültig, wie viele Würmer mir Dad in den Mund steckte, ich schrie nach immer mehr. Ich wollte gar nichts essen; ich war hungrig danach herauszufinden, wie viel Nachsicht er für mich aufbrachte. Aber jetzt war ich an die Grenze gestoßen.

»Bitte«, krächzte ich.

Er nickte, und ich zog die Decke über den Kopf, um mich vor seiner Missbilligung zu verstecken. Beinahe hätte ich Dad wegen eines getoasteten Brötchens verloren. Ich schwor mir, höflicher und wieder das Mädchen zu sein, das seine Gedanken für sich behielt.

Am nächsten Morgens stand Dad in der Küche und trank ein großes Glas Milch. Er trug Shorts und salzverkrustete Slipper, und D'Ann packte Sandwiches in eine Kühltasche. Es war einer dieser Neuengland-Sommernmorgen, wenn sich die Luft so dick wie ein Milchshake anfühlt; jedes Möbelstück, auf das ich mich setzte, klebte an meinen Beinen. Dad stellte das Glas in die Spüle. Ich wusste nicht, ob er noch böse auf mich war, und wartete, dass er als Erster sprach.

»Mal schauen, ob ein Wind weht«, sagte er.

Da wusste ich, dass er mir verziehen hatte.

Der Strand war der perfekte Ort, um den letzten Tag mit Dad und D'Ann zu verbringen. Am Meer, weit weg von Uhren, Telefonen und Zeitplänen, schien die Zeit langsamer zu vergehen. Ich wollte unsere letzten gemeinsamen Stunden strecken und fürchtete mich davor, mich wieder von meinem Vater verabschieden zu müssen. Ich reagierte überempfindlich darauf, ihn gehen lassen zu müssen, weil es mich an die Zeiten erinnerte, als wir gegen unseren Willen auseinandergerissen worden waren. Ich hatte Angst vor diesem Gefühl, das ich immer spürte, wenn wir uns trennten, ein ätzendes Gefühl im Bauch, als würden in meinem Inneren Fingernägel von meinen Schlüsselbeinen bis zu meinem Nabel kratzen. Ich hatte Angst davor, ohne ihn ins Flugzeug steigen zu müssen. Ich wusste nicht, ob ich die Kraft dazu hatte.

Ich verscheuchte diese Gedanken, als der blaue Ozean in Sichtweite kam. Jemand musste anrufen und den Strand für uns allein reserviert haben – der Parkplatz war leer, abgesehen von den Möwen, die über uns kreisten, und ein paar Surfern, die sich aus ihren Neoprenanzügen schälten. Wir gingen einen Bohlenweg entlang, kamen an einem Imbissstand vorbei, in dem eine Maschine Zuckerwatte spann, und auf einer zweiten Ebene darüber drehte sich ein leeres Karussell zu Klaviermusik aus alten Zeiten. Wir stiegen auf eine Düne, und vor uns erstreckte sich ein glitzernder blauer Halbmond, auf dem beständig Lockenwickler aus Schaum an den Strand rollten.

Dad war als Erster am Wasser und lief hinein bis zu den Knien, ich folgte ihm kreischend, als würden sich Nadeln aus Eis in meine Haut bohren. Das Wasser um unsere Beine schäumte und zischte, wenn die Unterströmung den Sand unter meinen Füßen wegsaugte. Dad streckte die Arme über den Kopf und sprang in den Bauch einer heranbrausenden Welle, tauchte darin ein und auf der anderen Seite wieder auf, wo er auf dem Rücken trieb, die Arme zur Seite gestreckt, um das Gleichgewicht zu halten. Seine langen Beine durchschnitten das Wasser wie Haifischflossen. Es sah so mühelos aus, als wäre sein Körper aus Styropor. Er hob den Kopf.

»Jetzt du!«, rief er.

Ich tat es ihm nach und warf mich unter das nächste heranrollende Wasserfass. Ich blinzelte in dem brennenden Salzwasser und sah phosphoreszierende kleine Punkte um mich herumtreiben wie Goldstaub im Wasser. Ich schwamm aufs Licht zu, und als ich durch die Oberfläche brach, spürte ich, wie Arme mich von hinten umfassten, und plötzlich saß ich auf einem

Thron zwischen Dads angezogenen Knien und seiner Brust, als er mich mit dem Rücken vor der nächsten Welle abschirmte.

Er zeigte mir, wie man sich auf dem Wasser wiegte, indem man tief einatmete und dann die Luft anhielt, und wir trieben so lange wie Seeotter dahin, bis meine Fingerspitzen gefurcht waren wie getrocknete Pflaumen und mein Magen vor Hunger knurrte. Wir ließen uns von der nächsten Welle auf dem Bauch an den Strand tragen und setzten uns zum Mittagessen zu D'Ann auf die Decke.

»Ich wollte schon die Küstenwache rufen, weil ihr so lange weg wart«, sagte sie scherzhaft. Sie gab uns Schinkensandwiches, riss eine Tüte mit Kartoffelchips auf und legte sie mitten auf die Decke. Dad verschlang sein Sandwich in vier Bissen. Dann streckte er sich auf dem Rücken aus, legte ein zusammengerolltes Handtuch unter den Kopf und schüttete sich einen Berg Kartoffelchips auf den Bauch. Er kaute laut und stieß einen langen zufriedenen Seufzer aus.

»Ich kann gar nicht glauben, dass ich wieder zur Arbeit muss«, sagte er zum blauen Himmel, und ich glaube, es war seine Weise auszudrücken, dass auch er wünschte, die Woche würde nicht enden.

Ich grub mit den Zehen im Sand.

»Ich auch«, sagte ich.

D'Ann legte wortlos die Hand auf meinen Rücken und machte kreisende Bewegungen. Wir aßen schweigend, kauten langsam, und ich versuchte, nicht an den nächsten Tag zu denken.

Am Abend brachte mich Dad wie schon die ganze Woche ins Bett, aber er blieb länger bei mir als sonst. Er schaltete die Lampe aus, und die elektrische Insektenfalle vor dem Fenster warf lila Licht in das Zimmer.

»Ich wünschte, du müsstest nicht weg«, sagte er und zog das Laken bis zu meinem Kinn. Er setzte sich aufs Bett, und die Matratzenfedern quietschten unter seinem Gewicht. Ich hörte, wie er sich den Kopf kratzte, ein nervöser Tick.

»Lebst du gern in Kalifornien?«, fragte er. In der Dunkelheit klangen seine Worte schwer und bedeutend.

Ein große Motte flog in die Falle und verbrannte.

»Ich meine, bist du glücklich?«, fuhr er fort.

Das waren große Fragen, die mir noch nie gestellt worden waren, und ich wusste nicht, was für Antworten er erwartete. Ich hatte nie darüber nachgedacht, ob ich glücklich war, deswegen überraschten mich die Fragen. Ich war nicht glücklich wie die Kinder, die im Musikunterricht herumalberten, aber ich war auch nicht so traurig wie Mom. Ich war irgendwo in der Mitte, aber sollte ich dort sein?

Ich war nicht sicher, deswegen zog ich an einem lockeren Faden im Laken, statt zu antworten.

Es war das ernste Gespräch, das wir die ganze Woche vor uns hergeschoben hatten. Wir hatten beide unsere Ferien nicht mit der Wirklichkeit konfrontieren wollen. Jetzt zerstörten seine Worte den Zauber und erinnerten mich daran, dass diese Woche als seine Vollzeittochter nur eine Illusion waren.

Dad versuchte es noch einmal.

»Ist deine Mutter nett zu dir?«

»Nett« war das falsche Wort. Mom war Mom. Sie war nicht nett; sie war nicht gemein. Sie war eigentlich überhaupt nichts. Ich versuchte, die richtige Beschreibung zu finden, aber ich konnte sie nicht in Worte fassen. Er musste geglaubt haben, dass mein Schweigen bedeutete, ich würde irgendetwas verbergen. Er senkte die Stimme zu einem ganz leisen Flüstern.

»Schlägt deine Mutter dich ... manchmal?«

Ich setzte mich schlagartig im Bett auf, mir gefiel plötzlich nicht mehr, wohin sich dieses Gespräch bewegte. Die Frage war absurd. »Was? Nein!«

Es folgte ein unbehagliches Schweigen. Ich hatte ihm noch nichts von Moms Liste gesagt oder Grannys Brief, nicht weil ich sie versteckte, sondern weil ich sie wirklich vergessen hatte in dieser turbulenten Woche voller Spaß. Er kratzte sich wieder am Kopf und sagte, er freue sich, dass in Kalifornien alles okay zu sein schien.

»Aber du weißt, dass du mir immer alles sagen kannst, oder?«

Es schien ein gutes Stichwort, um ihm Moms Liste zu geben. Ich zog den Koffer unter dem Bett hervor, fand Grannys Brief und reichte ihn Dad.

»Von Granny. Sie will mehr Geld.«

Er zerknüllte den Umschlag, ohne ihn zu öffnen, zielte damit auf den Papierkorb neben seinem Schreibtisch und verfehlte ihn.

»Ihre Briefe sind so hässlich, ich kann sie nicht einmal mehr lesen.«

Ich zeigte ihm Moms Liste mit den Dingen, die sie haben wollte. Dad legte das Blatt Papier auf das Bett und räusperte sich.

»Würdest du lieber hier bei mir leben?«

Sein Angebot schimmerte in der Dunkelheit wie der Schweif eines Kometen. Schön, aber außer Reichweite. Nach einer Woche des Vergnügens schrie ich zuinnerst ja, aber heimlich mit Dad darüber zu reden, aus Carmel Valley wegzugehen, erschien mir irgendwie hinterhältig. Ich konnte Matthew nicht zurücklassen. Grandpa hätte keine Hilfe mit den Bienen. Töchter durften ihre

Mutter nicht verlassen, oder? Die Vorstellung erschien mir sündig. Dads Angebot war verlockend, aber ich hatte das Gefühl, dass ich nicht das Recht und auch nicht die Macht hatte, den Elternteil zu wechseln. Wenn Bienen eine Entscheidung treffen, wo sie leben wollen, entscheidet das Volk gemeinsam. Tagelang inspizieren sie mögliche Nester und stimmen darüber ab, indem sie tanzen, sie entscheiden gemeinsam, wann sie schwärmen und wohin sie ziehen. Sie diskutieren zuerst darüber und hören sich alle Argumente an. Ich bekäme Ärger, wenn ich diese Entscheidung allein traf, oder?

»Du musst nicht zurück«, sagte er.

Dad fummelte nervös am Armband seiner Uhr herum, während er auf meine Antwort wartete. Das Gewicht der Entscheidung erdrückte mich, als könnte ich nicht genug Luft einatmen. Ich wusste, dass ich nie jemandem von Dads Angebot würde erzählen können. Ich befürchtete, dass es eine heimtückische Idee war, aber wenn er mich noch einmal fragte, würde ich ja sagen. Ich hatte Angst davor, was Granny und Mom tun würden, sollte ich nicht nach Hause kommen. Ich kämpfte mit der Unmöglichkeit dessen, was ich wollte, aber nicht haben konnte – dass alle Erwachsenen in meinem Leben miteinander auskämen. Ich erstickte an Unentschlossenheit und wollte, dass Dad die Entscheidung für mich traf.

Als das Schweigen unerträglich wurde, flüsterte ich Dad zu, dass ich okay war.

Ich sagte, dass ich in Kalifornien bleiben wollte. Ich log und behauptete, dass zu Hause alles in Ordnung war, dass es Mom gutging. Es war das Beste, das mir möglich war, deswegen entschied ich mich dafür, auch wenn es hieß, zu Moms gebrochenem Herzen zurückzukehren. Doch kaum hatte ich mich entschieden, bereute ich den Entschluss.

»Wenn du es dir jemals anders überlegst, dann kannst du immer hier bei mir leben«, sagte Dad und küsste mich auf die Stirn.

Er schloss die Tür, und ich starrte auf die lila Muster der Insektenfalle an der Wand und fragte mich, ob ich einen schrecklichen Fehler gemacht hatte. Als ich endlich einschlief, träumte ich, dass eine hämisch lachende Hexe mit ihren langen dünnen Fingern meine Taille zusammendrückte und mich in zwei Stücke brach.

Es war noch dunkel, als Dad mich weckte. D'Ann winkte auf der Einfahrt, als wir von meinem einwöchigen Leben als anderes Mädchen wegfuhr. Dad hielt bei einem Donut-Geschäft, und ich verschlang drei glasierte Donuts nacheinander, ohne wirklich zu bemerken, wie sie schmeckten.

»Wir sehen uns nächsten Sommer. Und auch Matthew«, sagte er.

»Das ist noch lange hin«, sagte ich.

Mehr fiel uns während der restlichen Fahrt nicht ein, wir spürten die Trennung bereits, bevor sie da war. Als es Zeit war, dass ich ins Flugzeug steigen sollte, musste Dad meine Arme von seinem Hals lösen. Eine andere puppenhafte Stewardess tauchte aus dem Nirgendwo auf und nahm meine Hand. Ich kannte den Drill bereits und ließ sie den Aufkleber an meiner Bluse befestigen und mich wegführen, während ich meine ganze Willenskraft brauchte, um nicht zurückzublicken.

Sie ließ meine Hand erst los, als ich angeschnallt auf meinem Sitz saß, und kaum war sie gegangen, vergrub ich den Kopf in den Händen und weinte. Ich war auf eine Weise traurig, die sich nicht darum kümmerte, ob andere Leute es bemerkten. Ich sehnte mich heftiger nach meinem Vater, als ich für möglich gehalten hätte, weil ich jetzt wusste, was ich vermisste. Aber um bei ihm zu sein, hätte ich mein Leben zu Hause aufgeben müssen, und das wollte ich nicht. Ich wollte *sowohl* bei ihm bleiben *als auch* zurück nach Kalifornien. Ich wollte beides, doch beides war nicht möglich. Ich wusste nicht, ob ich mich richtig entschieden hatte, und ich wünschte, jemand, irgendjemand würde mir sagen, was ich tun sollte. Dieses Dilemma zu lösen fühlte sich an, als würde ich in der Mitte entzweigerissen, Dad zog an einem Arm und Mom am anderen. Ich versuchte, mich auf die glücklichen Teile der Reise zu konzentrieren – das Pianola und die Schüsseln voller Spaghetti bei meinen neuen italienischen Verwandten –, aber da ich wusste, dass sie nur geliehen waren, musste ich noch heftiger weinen.

Die Stewardess kam zurück, kniete sich im Gang neben mich und reichte mir ein Taschentuch. Sie tätschelte meinen Arm und sagte, dass alles gut werden würde. Ich schaute weg von ihrem dummen Versprechen. Sie kannte mich nicht, und sie wusste nicht, was los war, und sie sagte es nur, weil ich den anderen Passagieren unangenehm war. Ich weinte weiter mit voller Kraft und ignorierte die Malbücher, Buntstifte und Cracker Jacks, die sie mir in den Schoß legte. Ich weinte, bis meine Nase so verstopft war, dass ich nicht mehr weinen konnte. Ich lehnte den Kopf gegen das ovale Fenster, schloss die Augen und wünschte, der Himmel würde mich verschlucken.

Ich schlief unruhig während des Flugs, wachte immer wieder auf, wunderte mich, wo ich war, erinnerte mich und war wieder wie betäubt. Als das Flugzeug landete, war ich unleidlich, hungrig und skeptischer als früher gegenüber der Wir-gegen-ihn-Haltung, die Mom und Granny eingenommen hatten.

Granny wartete am Gate, und zu meiner Überraschung stand Mom neben ihr. Ich verstand es als Zeichen, dass Mom mich vermisst haben musste. Ich entspannte mich ein bisschen; vielleicht war Kalifornien die richtige Entscheidung. Auf dem Weg zum Auto machten wir Smalltalk, ich sagte, dass das Wetter gut und die Reise schön gewesen war. Ja, es war »schön« gewesen, meinen Vater zu sehen.

»Das ist schön«, sagte Granny.

Uns stand eine zweistündige Autofahrt bevor, und ich streckte mich auf dem Rücksitz aus, als Granny den Motor anließ. Mom schnallte sich auf dem Beifahrersitz an. Dann drehte sie sich zu mir um.

»Wie sieht sie aus?«

Ich brauchte einen Augenblick, bis ich wusste, wen sie meinte.

»Ich weiß nicht. Sie hat dunkle Haare.«

»Was soll das heißen, ›du weißt es nicht‹? Ist sie hübscher als ich?«

Ich zupfte an meinen Fingernägeln, statt die Wahrheit zu sagen.

»Wie alt ist sie?«

Ich hatte nicht danach gefragt.

»Also, würdest du sagen, dass sie älter oder jünger aussieht als ich?«

Ich wandte den Kopf ab und starrte auf die Decke.

»Meredith! Hast du mich gehört?«

Ich wollte sagen, dass ich müde war. Ich versuchte einzuschlafen. Granny fuhr schweigend, während Mom mich ausfragte. Ich hörte nicht mehr zu, bis ihre Worte verschwammen, und ich war wieder in Stellas Haus, die Marinara-Soße blubberte auf dem Herd, und Großvater Duke öffnete ein Bier und erzählte von einer Golfpartie, und Dad tat so, als würde er sich für den Sport interessieren. Onkel Roland stand in der Einfahrt und flickte ein Loch in seinem Kanu. Onkel Jeff schob mich in der Reifenschaukel an. Irgendwo im Hintergrund spielte jemand Football.

Mom wollte wissen, ob ich alles mitgebracht hatte, was auf der Liste stand.

Granny schaute auf die Straße. »Antworte deiner Mutter«, sagte sie.

Ich murmelte, dass ich nur die Babyfotos hatte. Mom verzog das Gesicht, als hätte sie gerade an einem Karton mit saurer Milch gerochen.

»Meredith, verdammt nochmal. Ich habe es dir gesagt! Eine einzige einfache Sache. Und nicht mal die kriegst du hin!«

Mom und Granny stritten darüber, ob ich Dad zu Hause anrufen und verlangen sollte, dass er die fehlenden Dinge schickte, oder ob Granny ihm einen weiteren

Brief schreiben sollte. Mom wollte, dass ich sofort anrief und sie mithören ließ. Granny redete es ihr aus, und schließlich kamen sie überein, es zuerst mit einem Brief zu versuchen. Ihre Unterhaltung gab mir fünfzehn Minuten Zeit. Dann wandte Mom ihre Aufmerksamkeit wieder mir zu.

Sie fragte mich nach Dads neuem Haus. Wie groß es war. Was für Autos sie hatten. Kochte D'Ann? Was kochte sie? Ich gab einsilbige Antworten, die sie noch mehr in Rage brachten. Sie warf die Hände in die Luft.

»Was hast du getan, die ganze Zeit geschlafen?«

Ich sagte, dass wir am Sonntag in der Kirche gewesen wären. Mom schnaubte angewidert.

»Sie ist katholisch, oder? Was denkt ihre Familie darüber? Geschiedene Katholiken dürfen nicht wieder heiraten.«

Ich verlor die Geduld und trat von hinten gegen Moms Sitz. »Ich weiß es nicht!«

Granny schaltete sich ein. »Meredith, so sprichst du NICHT mit deiner Mutter!«

Ich trat auch gegen Grannys Sitz. »Dad sagt, dass du seine Briefe weggeworfen hast!«

Jetzt kreischten wir alle wie Affen in einem Käfig.

»So etwas würde ich nie tun!«, sagte Granny. »Wie kann er es wagen, so etwas zu behaupten!«

Jemand log, aber mir war es mittlerweile gleichgültig. Ich war erschöpft von dem Versuch herauszufinden, was ich mit meinen Leben anfangen sollte, und ich wollte einfach nur schlafen. Mom fragte mich den ganzen Weg nach Carmel Valley aus, stellte die immer gleichen Fragen mit verschiedenen Formulierungen, versuchte, Antworten aus mir herauszukitzeln. Doch als wir vor dem Haus hielten, stellte sie die Frage, die sie wirklich interessierte. Ihre Stimme war plötzlich weich und klein wie die eines Kindes.

»Hat dein Vater nach mir gefragt?«

Ich zögerte und sagte schließlich: »Nein.«

Sie sank in ihren Sitz, besiegt.

Ich stieg aus und sah, dass die Tür zu Grandpas Büro, links vom Carport, offen stand. Er saß am Schreibtisch, die Papiere zur Seite geschoben, neigte sich über sein selbstgebasteltes Montagegestell aus Redwoodholz, setzte neue Rahmen für seine Stöcke zusammen und spannte Draht darin ein. Die horizontalen Drähte hielten eine papierdünne Wachsplatte, die mit Sechsecken

gestempelt war, um den Bienen eine Vorlage für eine neue Wabe zu geben. Er erhitzte die Drähte mit einer Vorrichtung, die er aus einer auseinandergenommenen Glühbirnenfassung zusammengebaut hatte, dann drückte er die dünne Wachsplatte auf die heißen Drähte.

»Du bist zurück!«, sagte er. »Gut. Hilf mir mal.« Er gab mir eine Drahtschere. »Kannst du den Draht da abschneiden?«

Grandpas Büro roch nach heißem Bienenwachs, Staub und Rasierwasser. Ich atmete tief ein und fühlte mich plötzlich wieder ruhig. Bis zu diesem Augenblick war mir nicht klar gewesen, wie sehr ich ihn vermisst hatte. Und die Bienen und unsere Ausflüge nach Big Sur.

Er gab mir einen fertigen Rahmen, und ich reichte ihm einen leeren, den er auf das Montagegestell legte und mit Drähten bespannte. Er fragte mich, ob ich eine schöne Zeit gehabt hätte, und ich erzählte ihm vom Strand, von meiner Stiefmutter, von dem vielen Eis, das ich gegessen hatte. Und ich richtete ihm die Grüße von Dad aus. Ich erzählte ihm alles, was ich während der Autofahrt für mich behalten hatte.

Es war eine Erleichterung, mit jemandem über meine Reise zu sprechen, der wirklich zuhörte. Ich erkundigte mich nach den Bienen, und er sagte, dass er neue Schwärme eingefangen hatte. Drei Stück.

»Einer war wirklich hoch oben im Gebälk eines Hauses«, sagte er. »Ich hätte dich brauchen können, um die Leiter zu halten.«

»Wohin hast du den Schwarm gebracht?«

»In den Garten zu den anderen Stöcken.«

Er blickte von der Arbeit auf und wusste, was ich fragen würde, bevor ich den Mund aufmachte. Er legte sein Werkzeug ab, stand auf und zog seine rutschende Hose hoch. Dann nahm er meine Hand.

»Okay, gehen wir nach ihnen schauen.«

Meine Hand verschwand in seiner, ich spürte den Druck seiner Schwielen auf der Handfläche und wusste, dass ich mich richtig entschieden hatte.

Faulbrut

1978

Eine Bienenlektion in Umweltschutz

Mom rief mich aus dem Schlafzimmer. Das tat sie manchmal, wenn sie Wasser oder Aspirin brauchte, deswegen glaubte ich auch jetzt, dass ich ihr etwas bringen sollte. Doch als ich ins Schlafzimmer kam, kramte sie im Schrank. Sie holte eine Spieleschachtel heraus und gab sie mir.

»Du musst mit mir spielen«, sagte sie, legte sich wieder ins Bett und griff nach der Schachtel. Sie nahm den Deckel ab und zog ein Brett heraus.

»Was ist das?«

»Ouija«, sagte sie und trank einen großen Schluck Fresca-Limonade aus der Dose, während sie gleichzeitig eine Zigarette zwischen den blassen Fingern derselben Hand hielt.

Sie klopfte auf die Bettdecke, und ich setzte mich neben sie. Sie legte das Brett vor uns, und ich sah einen Mond in einer oberen Ecke und eine Sonne in der anderen. In der Mitte stand über einer Reihe Zahlen das Alphabet in gotischer Schrift. Unten waren die Worte *Nein, Ja, Auf Wiedersehen* aufgeprägt.

Seltsamerweise gab es keine Karten, Würfel oder Spielfiguren. Das Spiel musste außerordentlich langweilig sein.

»Wie spielt man es?«

»Man benutzt es, um mit Geistern zu sprechen«, sagte Mom. »Zum Beispiel mit meiner toten Granny.«

Ich brauchte einen Augenblick, um zu verarbeiten, was sie gerade gesagt hatte. Sie wollte mit dem Geist ihrer toten Großmutter sprechen. Zusammen mit mir. Ich hatte kein Interesse daran, im Leben nach dem Tod herumzustochern, weil jeder wusste, dass Geister nicht gestört werden wollten, und sie hatten die Oberhand, wenn es um Rache ging. Aber Mom meinte es ernst. Ihre Anweisungen waren sachlich, als würde sie wirklich glauben, dass es möglich war. Während sie im Bett Sternenkarten studierte, war sie irgendwann von Astrologie zu Spiritismus übergegangen. Das hatte ich nicht kommen sehen. Ich fragte mich, ob sie vielleicht schon so lange in diesem Zimmer war, dass sie eingebildete Freunde erfand. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Weißt du, ich hatte auch eine Granny«, fuhr sie fort. »Ich habe meine Granny geliebt – sie war die einzige, die jemals nett zu mir war. Wirklich schade, dass du sie nicht mehr kennengelernt hast.« Sie blickte kurz wehmütig drein. »Sie ist kurz vor deiner Geburt gestorben.«

Sie stippte die Asche in den Aschenbecher und hielt ein dreieckiges weißes Stück Plastik mit einem kleinen runden Loch in der Mitte hoch.

»Wir müssen beide zwei Finger darauf legen, die Augen schließen und uns ganz still halten. Wenn die Geister etwas sagen wollen, wird es sich bewegen. Sie werden es buchstabieren.«

Das klang nicht sehr vernünftig. Doch Mom forderte mich auf, etwas mit ihr zu tun, und das war selten der Fall und vielleicht ein Zeichen für eine Besserung. Trotz meiner Beklommenheit legte ich zwei Finger neben ihre auf das Dreieck. Unsere Finger berührten sich, und es fühlte sich an wie eine kleine Umarmung, eine eindeutiger Geste der Liebe als ihre verschlafenen Umarmungen in der Nacht. Wir warteten reglos mehrere Minuten, zwei Hände auf dem Plastikzeiger, auf den wir starrten in der Hoffnung, dass er sich bewegen würde. Es war angenehm, so nah bei meiner Mutter zu sitzen, und es war mir wirklich gleichgültig, ob sich der Zeiger bewegte oder nicht. Sie wollte mich bei sich haben, und das genügte.

Schließlich spürte ich die winzigste Vibration unter meinen Fingerspitzen.

»Hast du ihn bewegt?«, fragte ich.

»Psst, ich stelle Kontakt her. Granny, bist du da?«

Der Zeiger bewegte sich schneller, schwang in einem Bogen aus und blieb über dem Wort *Ja* stehen.

Ich schauderte. Ich war sicher, dass ich ihn nicht bewegt hatte, und wenn Mom es auch nicht getan hatte, dann hieß das, dass wirklich eine unsichtbare Präsenz die Kontrolle über den Zeiger übernommen hatte. Ich machte mich schlaff, um ganz sicher zu sein, dass ich ihn nicht zufällig bewegt hatte. Ich hörte, dass Mom schneller atmete.

»Hast du eine Botschaft für mich?«, flüsterte sie.

Der Zeiger bewegte sich so rasch auf dem Brett hin und her, dass wir bei dem Versuch, mit ihm Schritt zu halten, ins Schwanken gerieten. Mom neigte sich über das Brett, um die Buchstaben durch das Loch im Zeiger zu sehen und sprach jeden laut aus, um die Botschaft zu entschlüsseln.

I-C-H V-E-R-M-I-S-S-E D-I-C-H.

Mir drehte sich der Magen um, und ich hatte plötzlich das Gefühl, ich müsste pinkeln. Irgendwie sprach Moms tote Großmutter tatsächlich mit uns. In weniger als fünf Minuten war das unschuldige Spiel ins Okkulte abgedriftet, und ich kam mir vor, als wäre ich in einem Gruselfilm gefangen. Ich hielt die Luft an und schaute mich im Zimmer nach übernatürlichen Zeichen um. Ich hatte solche Angst, dass ich ständig zusammenzuckte. Was bewegte sich da hinter dem Vorhang? Hatte ich neben der Tür einen Schritt gehört? War das ein kalter Windzug, oder war es die tote Granny, die durch das Schlafzimmer wehte? Ich wollte flüchten, war aber wie versteinert. Der Zeiger blieb stehen, während die Präsenz auf die nächste Frage wartete. Mom richtete sich auf und kniff vor Konzentration die Augen zusammen.

»Werde ich noch mal heiraten?«

Der weiße Zeiger regte sich nicht. Sie stellte die Frage noch sechs- oder siebenmal. Nichts. Was immer für ein Wesen noch Sekunden zuvor im Zimmer gewesen war, hatte sich eindeutig wieder auf die andere Seite zurückgezogen. So viel dazu. Ouija war eine Lusche, entschied ich.

Doch Mom wollte noch nicht aufgeben. Sie blieb über das Brett geneigt sitzen, mit der Entschlossenheit einer Person, die nicht aufhören würde, bis sie Antworten hätte.

Da bekam ich es wirklich mit der Angst. Schlimmer als ein Geist war die Erkenntnis, dass meine Mutter womöglich dabei war, den Verstand zu verlieren. Sie glaubte tatsächlich an Ouija. Sie brauchte dieses wertlose Orakel aus dem Billigladen, um sich zu vergewissern, dass sich das Blatt für sie wieder wenden würde.

Sie tat mir leid, als sie die Luft um einen Mann bat, der sie glücklich machen sollte. Sie flehte das Universum, Skelette, das Nichts um ein Quäntchen Hoffnung an. Seit meinem Besuch bei Dad war sie noch verzweifelter geworden, als hätte die Reise bei ihr das Gefühl verstärkt, dass sie an diesem Ort feststeckte, während das Leben woanders ohne sie weiterging.

Mom und ich warteten, doch der Plastikzeiger reagierte nicht. Mom fragte Ouija noch einmal, lauter diesmal, damit die Phantome sie auch hören konnten. Als keine Antwort kam, versuchte sie es mit Feilschen.

»Okay, wie wäre es mit einem Freund? Werde ich bald einen Freund haben?«

Wir warteten wieder. Mein Arm war eingeschlafen, und meine Schulter fühlte sich an, als wäre ein Ameisenhägel darauf geplatzt, und eine Armee Insekten

krabbelte bis zu meinen Fingern. Schließlich rutschten meine beiden Finger ab und stießen den Zeiger nach rechts.

»Warte! Er hat sich gerade bewegt, er hat sich auf *Ja* zubewegt.« Mom packte meine Hand und legte sie wieder auf den Zeiger. Als er sich nicht regte, war sie kompromissbereit.

»Ich nehme das als Ja. Er hat sich auf *Ja* zubewegt, das hast du doch gesehen, oder?«

»Klar«, sagte ich und massierte den Krampf aus meinem Unterarm. Ich hörte, wie Grandpa den Pick-up anließ, und stand auf, um zu gehen. Wir wollten nach den Bienen an der Küste sehen.

»Noch nicht!«, schrie Mom und zerrte mich am Handgelenk zurück aufs Bett. Ihr Griff war zu fest, zu dringlich, und sie zwickte mich in die Haut. Ihre Grobheit war beunruhigend.

»Au, Mom, du tust mir weh.«

»Entschuldige«, sagte sie geistesabwesend, ohne vom Brett aufzublicken.

»Nur noch ein bisschen. Fünf Minuten.«

Ich rieb über die Röte an meinem Handgelenk, wo ihre Finger mir kurz Handschellen angelegt hatten. Ich wusste, dass ich keine Wahl hatte; ich musste mitspielen, bis sie mich entließ. Ich war gefangen im zerfallenden Geist meiner Mutter. Ich hörte, wie Grandpa den Motor aufheulen ließ, und sorgte mich, dass er ohne mich würde fahren müssen.

»Dieser Freund ... wird er reich sein?«

Dieses Mal schummelte ich und stieß den Zeiger an. Fest und eindeutig auf das Wort *Ja*. Ich glaube, wir wussten beide, was ich getan hatte, doch sie sagte kein Wort. Ich musste raus aus dem Spiel, weil Mom die Geister zwingen würde, ihr zu sagen, was sie hören wollte, gleichgültig wie lange es dauerte. Deswegen suchte ich Zuflucht bei einer Notlösung, die wir beide akzeptieren konnten.

Moms Gesichtszüge entspannten sich, als sie das Spiel in die Schachtel zurücklegte. Sie reichte es mir, und ich verstaute es im Schrank, vergrub es unter Pullovern in der Hoffnung, dass sie es vergessen würde. Als ich mich umdrehte, schief sie mit einem Lächeln im Gesicht. Sie war zufrieden, weil sie wusste, dass ihr gute Zeiten bevorstanden.

Grandpa saß auf der Heckklappe und entfernte mit dem Bienenstockwerkzeug Schmutz von den Schuhsohlen.

»Ich dachte schon, du hättest es vergessen«, sagte er.

»Mom hat Hilfe beim Wahrsagen gebraucht.«

Grandpa legte den Kopf schräg. »Wie bitte?«

»Wie-tschi.«

»Nie gehört.«

»Es ist nicht so gut wie Cribbage«, sagte ich und bezog mich dabei auf Grandpas Lieblingsspiel. Er brachte mir bei, wie man es spielte. Er benutzte Streichhölzer als Stifte und hatte in ein Stück Holz Löcher dafür gebohrt. Er lächelte über meine Einschätzung, öffnete mir die Beifahrertür und forderte mich mit der dramatischen Verbeugung eines Chauffeurs zum Einsteigen auf.

Als wir in Big Sur ankamen, war der Himmel über dem morgendlichen Dunst an der Küste, der sich noch nicht aufgelöst hatte, tief rosa und orange. Die Erde unter unseren Füßen war feucht, als wir zu einem seiner kleineren Bienenstände auf der Grimes Ranch gingen. Grandpa bahnte einen Weg über die Wildblumenwiese, und ich folgte ihm mit dem Smoker und den Bienenschleiern. Diese Stöcke waren am leichtesten zugänglich und standen auf einer leeren Weide mit Blick auf den Highway 1 und den Pazifik. Vor langer Zeit hatte ein Cousin, der auf der Ranch lebte, angefangen, Bienen zu halten, doch sein Interesse überdauerte kein Jahr. Der Cousin fragte Grandpa ein paarmal um Rat, daraus wurde richtiger Unterricht, und schließlich kümmerte sich Grandpa um die Bienen und übernahm die Stöcke. Im Lauf der Jahre vermehrten sich wie üblich die Völker, und an diesem Tag gingen Grandpa und ich zu einer kleinen Lichtung mit achtundzwanzig Stöcken, die in den ersten Sonnenstrahlen gerade zu summen begannen.

Der sommerliche Nektarfluss nahm jetzt ab, und es wurde früher Nacht und kühl. Die Ernte im Spätherbst würde geringer ausfallen als die große Sommerernte, und Grandpa musste aufpassen, wie viel Honig er den Stöcken entnahm, damit die Bienen genug Futter hatten, bis im Frühjahr die Blumen wieder blühten. Wäre es erst einmal richtig kalt, würden die Völker in den Stöcken überwintern und mit ihren Flügelmuskeln zittern, um Wärme zu erzeugen. Die Königin säße an der wärmsten Stelle in der Traube, sie würde ihre Eierproduktion verlangsamen und Energie sparen. Wenn es den Bienen ganz außen zu kalt war, krochen sie weiter nach innen, um sich zu wärmen, dabei stießen sie andere Bienen nach außen, auf diese Weise rotierten die Bienen und hielten sich gegenseitig warm. Es war kein richtiger Winterschlaf, mehr ein Herunterfahren, die Bienen verließen den Stock nur, um sich zu erleichtern oder um Wasser zu holen. Das Volk plante dafür voraus, erklärte Grandpa, indem es große Mengen Pollen und Honig in den Rahmen lagerte, die den Stockwänden am nächsten

waren. Diese Vorratskammern für den Winter dienten sowohl der Ernährung als auch als Isolierung. Grandpa kannte die Persönlichkeit und Sammelgewohnheiten jedes Volkes, und er wusste, welche Stöcke Honig erübrigen konnten, welche er besser in Frieden ließ und welche verhungern würden, wenn er sie nicht fütterte.

Die hungrigsten Stöcke bekamen große klebrige Pollenplätzchen, die Grandpa aus einem Katalog bestellte. Sie bestanden aus Pollen und Bierhefe und kamen als flache Pfannkuchen von der Farbe von Erdnussbutter zwischen zwei Blättern Wachspapier. Er legte die Plätzchen oben auf die Brutraumzarge, so dass die Ammenbienen sie schnell verschlingen konnten, ohne einen langen Weg zurücklegen zu müssen. Manchmal mischte Grandpa zu gleichen Teilen weißen Zucker und Wasser, füllte den Zuckersirup in ein leeres Mayonnaiseglas, stach mit einer Ahle Löcher in den Deckel, steckte das Glas verkehrt herum in einen Holzblock, den er in den Stockeingang schob. In dem Block befand sich eine Öffnung, in der die Bienen die aus dem Glas laufenden Tropfen lecken konnten. Seine dritte Option war, Honigwaben aus gutbestückten Stöcken zu nehmen und sie in Stöcke mit dürrtig gefüllten Waben zu hängen.

Heute bestand unsere Aufgabe darin, alle Stöcke zu öffnen und die Honigwaben neu zu verteilen, von starken Stöcken in schwache, und wenn Honig übrig bliebe, würden wir ihn für uns mitnehmen.

Als wir uns dem Bienenstand näherten, flog eine Schar Vögel vom Boden auf, um unser Eindringen in ihrer Sprache mitzuteilen: Kohlmeisen, Buschmeisen, Grasmücken, Blauhäher. Die vielen Flügel machten ein Geräusch wie die Fahnen auf meiner Schule an einem windigen Tag, und ich blieb einen Augenblick stehen, beeindruckt von der akustischen Wucht ihres kollektiven Abflugs. Grandpa und ich schauten ihnen nach, als sie Richtung Garrapata Canyon flogen. Als sie außer Sichtweite waren, blickte ich zu Boden, um zu sehen, was sie so interessant gefunden hatten.

Ich spürte, wie etwas unter meinem Schuh knirschte, und stellte fest, dass ich mitten auf einem Bienenschlachtfeld stand, überall lagen tote Drohnen. Manche der männlichen Bienen waren noch nicht ganz tot und schleppten sich in ziellosen Kreisen durch das Gemetzel, fielen auf gebrochenen oder lahmen Beinen alle paar Schritte um. Ein bedauernswerter Drohn versuchte, in den Stock zurückzukehren, wurde jedoch von den Wächterbienen immer wieder zurückgestoßen. Zwei Bienen griffen ihn an, bissen zu und zerrten an einem Flügel, bis das Trio auf die Erde stürzte und dort weiterkämpfte. Ich sah entsetzt

zu, wie sie einen seiner Flügel ausrissen und eine Wächterbiene den schwachen Drohn hochhob, mit ihm ein paar Meter vom Stock wegflog und ihn umstandslos fallen ließ.

Grandpa musste die Drohnen gesehen haben, aber er trat einfach auf sie, zermalmte sie mit seinen Schuhen, während er den Smoker anzündete und den Bienenschleier überzog, als wäre alles in Ordnung. Ich zupfte ihn am Ärmel und deutete auf das Desaster am Boden. Er blickte hinunter, dann reichte er mir den Smoker. Ich nahm ihn vorsichtig am Handblasebalg, wo er nicht heiß war.

»Der Winter kommt«, sagte er. »Es gibt nicht genug Futter. Die Damen werfen die Herren raus.«

In diesem Augenblick schoss eine Wespe wie ein Kampfflugzeug heran und landete mit ihrem glatten stromlinienförmigen Körper auf dem Rücken eines pelzigen Drohns, der zu stehen versuchte. Mit zwei schnellen Bewegungen biss die Wespe den Kopf des Drohns ab und verschlang seine Augen, während der kopflose Körper zuckte. Ich verzog das Gesicht und fragte, warum die Bienen plötzlich so grausam waren.

Drohnen werden jedes Jahr aus jedem Stock geworfen, erklärte Grandpa.

»Weniger Mäuler, die Futter brauchen«, sagte er.

Die Drohnen wehren sich, aber in einem Stock sind Zehntausende Arbeiterinnen und nur ein paar hundert Drohnen, deswegen haben die Kerle keine Chance.

»Weißt du noch, ich habe dir doch erzählt, dass die Drohnen keine Arbeiten machen? Dass sie nur herumsitzen und um Futter betteln?«

Ich nickte.

»Und jetzt ist Zahltag. Wenn du hilfst, werden die Leute auch dir helfen. Wenn du nur an dich denkst, dann ... *zack!*« Er fuhr sich mit dem Zeigefinger langsam über die Kehle.

»Meine Güte«, sagte ich und zitierte einen von Grannys bevorzugten Ausdrücken.

»Kein Problem«, fuhr Grandpa fort, »wenn es wärmer ist, wird die Königin einfach mehr Drohnen machen.«

In diesem Augenblick war ich sehr erleichtert, dass ich ein Mädchen war. Ein Bienenstock ist ein Matriarchat, das auf dem Prinzip der Arbeitsteilung gründet, aber die Schwestern schienen ihre Machtbefugnisse sehr weit auszulegen. Ich fand es nicht richtig, den eigenen Bruder umzubringen. Auch wenn er faul war. Und ich hatte mit Grandpa genügend Tiersendungen gesehen, um zu wissen,

dass alle Geschöpfe männliche und weibliche brauchten, um Babys zu machen. Wenn ein Stock alle Drohnen hinauswarf, wie konnte die Königin dann weiter Eier legen?

Grandpa dachte einen Augenblick über die Frage nach. Er half mir, meinen Schleier festzubinden und senkte dann die Stimme: »Also gut, Naseweis, Drohnen haben eine Aufgabe. Sie müssen die Königin schwängern.«

Weil ich eine potentiell faszinierende Geschichte ahnte, stellte ich den Smoker auf einen Stock, wo er das Gras nicht entzünden konnte. Ich hörte aufmerksam zu, als Grandpa den mörderischen Wettbewerb um die Zuneigung der Königin erklärte. Es fängt alles damit an, sagte er, dass die Drohnen den Duft einer in der Nähe befindlichen jungfräulichen Königin riechen.

»Wie wenn eine Hündin läufig ist, und die anderen Hunde wissen es?«

»In etwa so.«

Er fuhr fort und unterstrich mit Gesten, dass die Drohnen losfliegen, sich in der Luft zu einer Wolke versammeln und sich darauf vorbereiten, dass die Königin durch die Wolke fliegt. Wenn sie den Stock für ihren Hochzeitsflug verlässt, paart sie sich nur mit den schnellsten und stärksten Verehrern, die mit ihr mithalten können. Sie lässt sich von einem Dutzend oder mehr Drohnen nacheinander begatten und kehrt mit dem Sperma im Körper in den Stock zurück. Für den Rest ihres Lebens legt sie Eier und befruchtet sie selbst.

Weil ein gesundes Volk bis zu fünf Jahren mit derselben Königin leben kann und jeden Monat Hunderte Drohnen schlüpfen und sterben, sprechen die Zahlen nicht zugunsten der Drohnen. Nur wenige haben die Chance, das zu tun, wofür sie geboren wurden. Meistens ist der Drohn nur eine Versicherungspolice in Wartestellung für den Fall, dass plötzlich eine jungfräuliche Königin vorbeifliegt. Aber auch wenn ein Drohn die Möglichkeit hat, sich zu paaren, überlebt er das Rendezvous nicht, erzählte Grandpa.

Es war so still, dass ich die Wellen hören konnte, die in der Ferne gegen die Felsen brandeten.

»Wie das?«

»Sein männliches Teil bricht ab, und er fällt auf den Boden, tot.«

»Ekelhaft!«

Grandpa schien erschrocken. Ich wusste, dass er von meiner Zimperlichkeit enttäuscht war, dass mich die vielen Stunden, die wir in Big Sur verbracht hatten, robuster machen oder zumindest in die Lage hätten versetzen sollen, die

Gesetze der Natur anzuerkennen. Meine Reaktion war die eines verweichelten Hauskindes.

»Ekelhaft? Was ist daran ekelhaft? Es ist Teil des Lebens. Wenn es ganz still ist, kann man ihn sogar abbrechen hören. Ein leiser Knall.«

Ich schauderte und hoffte, dass die Geschichte beendet war. Ich nahm den Smoker und pumpte Rauchwolken auf die Eingänge der Stöcke, um die Bienen zu beruhigen. Den Wächterbienen verpasste ich mehr Rauch als sonst, um die Drohnen zu rächen. Die Bienen hasteten zurück in den Stock, fort von dem Geruch nach brennendem Kuhdung, der sich über den Bananengeruch ihres Alarmpheromons legte. Grandpa wusste, dass ich das Interesse verloren hatte, und stemmte den Deckel von einem Stock auf, um den Honigvorrat darin zu überprüfen.

Wir hatten den Wagen absichtlich ein paar hundert Meter entfernt vom Bienenstand stehen lassen, und auf der Ladefläche standen leere Zargen. Man muss trickreich vorgehen, um Bienen Honig zu stehlen, deswegen hatten wir uns ein System ausgedacht, um sie zu überlisten. Als Erstes nahm Grandpa einen Rahmen mit einer Wabe voller versiegelten Honigs heraus, dann schüttelte er ihn einmal kräftig, damit die Bienen in den Stock zurücktaumelten. Das ärgerte sie, und viele kamen wieder, um nach dem gestohlenen Besitz zu suchen. Die Bienen schwirrten in einem erregten Kreis um Grandpas Kopf, während er die Rückkehrerinnen mit einer Krähenfeder hastig von der Wabe strich, um sie in einem Kampf der Willensstärke auszumanövrieren.

Wenn der Rahmen so bienenfrei wie möglich war, reichte er ihn mir, und ich lief damit zum Pick-up, verfolgt von einer Handvoll wütender Wächterbienen. Beim Wagen angekommen, schaute ich nach blinden Passagieren auf der Wabe, blies vorsichtig darauf, wie Grandpa es mir gezeigt hatte, um sie gerade so sehr zu irritieren, dass sie davonflogen. Waren keine Bienen mehr auf der Wabe, schob ich sie in eine leere Zarge und bedeckte sie mit einem Tuch. Die Bienen rochen den Honig, und sie würden dahin zurückkehren, wenn wir ihn nicht versteckten. Sie würden sich bis nach Carmel Valley daran klammern, und das wäre ihr Ende. Sie würden zwar die Fahrt überleben, aber unser Haus war zu weit von ihrem Stock entfernt, als dass sie hätten zurückfliegen können, und sie müssten sterben.

Die ersten beiden Stöcke konnten keinen Honig erübrigen. Grandpa hob die oberen Honigraumzargen vom dritten Stock und neigte sich dann über die Brutraumzarge, sein Schnurrbart berührte nahezu die oberen Rahmenleisten, als

wollte er hineintauchen. Ich ging näher zu ihm und roch, was er roch – einen widerwärtigen Gestank wie von verfaultem Fleisch. Grandpa richtete sich auf und schüttelte den Kopf.

»Nicht gut.«

Dieser Stock war anders als die anderen. Als ich die Hand auf die Seite legte, war das Holz kalt, verströmte nicht die übliche Wärme eines Bienenvolkes. Ich schaute zum Eingang des Stocks, an dem kaum Betriebsamkeit herrschte.

Grandpa holte einen Rahmen mit Honigwabe heraus, die ganz eindeutig die falsche Farbe hatte. Das Wachs war zu dunkel, wie Kaffee. Die Wabe hätte mit Ammenbienen bedeckt sein sollen, die sich um die Brut kümmern, aber es krochen nur ein paar schwerfällige Ammen über das faulende Brutnest und suchten verzweifelt nach gesunden Larven. Die Wachsversiegelung über den Geburtskammern war eingesunken und durchlöchert, obwohl sie glatt und gespannt wie Papier sein sollte.

Grandpa riss einen Fuchsschwanzstängel aus und stach mit dem harten Ende in eine der verwelkten Brutzellen. Als er ihn wieder herauszog, hing ein schleimig brauner Faden daran. Er betrachtete den Glibber an der Spitze des Stängels eine lange Weile, als könnte er nicht glauben, was er sah. Er überprüfte noch ein paar weitere Zellen, und alle enthielten statt einer weißen Bienenlarve den gleichen rotartigen Schleim. Die Maden hatten sich verflüssigt, bevor sie sich zu Bienen entwickeln konnten.

»Faulbrut«, sagte er. Ich hörte Niedergeschlagenheit in seiner Stimme und wusste, dass es sich um etwas Schlimmes handelte. Etwas Ernstes.

»Faul was?«

»Eine Krankheit. Hoch ansteckend. Die einzige Möglichkeit, sie zu bekämpfen, ist Feuer.«

Grandpa baute den Stock wieder zusammen, nahm einen Bleistift aus der Tasche und zeichnete ein großes X auf den Deckel. Mir wurde klar, dass er ihn mit den Bienen darin verbrennen würde. Grandpa rieb sich die Stirn, als hätte er Kopfschmerzen, dann fuhr er sich mit der Hand durchs Haar und blickte in die Ferne. Er dachte konzentriert nach, deswegen wartete ich, bis ich meine Frage stellte.

»Wie ist das möglich?«

»Die Ammen haben die Brut mit etwas gefüttert, in dem hässliche Bakterien waren. Das hat sie zerstört.«

Grandpa konnte nur vermuten, woher die Bakterien stammten. Kann von überall sein, sagte er. Eine Biene kann sich das Bakterium einfangen, wenn sie eine andere Biene berührt, wenn sie Honig aus einem erkrankten Stock stiehlt, sogar wenn sie auf einer Blüte landet, auf der zuvor eine infizierte Biene gewesen war. Bienenlarven erkranken an Faulbrut, wenn die Ammen sie mit Bienenbrot aus einer Mischung aus Nektar und Pollen füttern, in dem die Bakterien sind.

»Ich weiß nur, dass es schlimm ist. Kann bis zu fünfzig Jahre dauern.«

Ich sah zu, wie Grandpa einen Stock nach dem anderen auseinandernahm und mit einem trockenen Stängel in die Brutzellen stach. Er ging methodisch vor, fast wie eine Maschine und nicht wie ein Mensch. Als er fertig war, waren ein Dutzend Stöcke mit einem X für den Untergang gekennzeichnet. Er würde einen Scheiterhaufen bauen und sie alle zusammen verbrennen, damit die Krankheit nicht den ganzen Stand erfasste. Er holte eine Schaufel aus dem Pick-up und begann, in einiger Entfernung von den Stöcken ein Grab für die Bienen zu auszuheben.

Ich hatte nicht gewusst, dass Bienen krank werden können. Für mich waren sie nicht zu bremsende Energiebündel gewesen. Die meisten starben nach sechs Wochen an Erschöpfung, nachdem sie jede Minute gearbeitet hatten. Jeden Tag flogen sie zu Tausenden Blüten in einem Acht-Kilometer-Radius um ihren Stock und hörten erst auf, wenn ihre zerfledderten Flügel sie abstürzen ließen. Alte Bienen waren leicht zu erkennen; ihre Körper waren dünn und fast kahl, wodurch sie wie poliert wirkten. Jetzt, da mir klar war, wie verletzlich Bienen waren, fühlte ich mich dafür verantwortlich, dass ich sie nicht beschützt hatte. Ein guter Bienenhalter sollte Bienen behalten, nicht verlieren.

Grandpas Loch war dreißig Zentimeter tief, und er stand darin, als ich endlich zu ihm ging.

»Tust du es heute?«

»Ich muss morgen mit Benzin zurückkommen«, sagte er, als er auf den Spaten trat und ihn in die Erde trieb. Er lockerte den Boden, beugte sich vor und hob Erde zur Seite.

Nie zuvor hatte Grandpas Stimme so dünn geklungen, und ich wusste nicht recht, wie ich mich verhalten sollte. Ich setzte mich neben das Loch und wartete, bis er sich mit Graben erschöpft hatte. Er setzte sich neben mich und ließ den Kopf in die Hände sinken. Ich lehnte mich an ihn und spürte die Wärme seiner Verausgabung. Wie blieben eine Zeitlang so sitzen, leisteten einander schweigend Gesellschaft.

»Tja, das war's«, sagte er schließlich.

»Wirst du viel Geld verlieren?«

Grandpa schaute auf den Horizont, und ich war nicht sicher, ob er mich gehört hatte.

»Geld? Glaubst du, dass ich das für Geld tue?«

Auf seine Frage hin hatte ich das Gefühl, in Schwierigkeiten zu stecken, aber ich kam nicht darauf, was ich getan hatte. Ich hatte ihn mit meinem falschen Denken erneut enttäuscht, trotz seiner Anstrengung, mich richtig zu erziehen.

»Der Honig ist nicht das Wichtige«, sagte er.

Ich öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber ich brachte keinen Satz zusammen. Warum hatte er den Honigbus, wenn der Honig nicht wichtig war? Alle Welt wusste, dass Honig das absolut Allerwichtigste an den Bienen war. Deswegen hießen sie doch *Honigbienen*.

»Glaubst du, dass eine Biene nur Honig macht?«

Ich erkannte eine Fangfrage, wenn ich eine hörte. Deswegen antwortete ich vorsichtig mit einer Gegenfrage: »Ja?«

»Falsch. Bienen sorgen dafür, dass Nahrung wächst«, sagte er. »Alle Früchte und Nüsse an unseren Bäumen. Das Gemüse in unserem Garten.«

Grandpas Kummer musste ihn sentimental gemacht haben. Ich hatte gesehen, wie seine Artischockensträucher Stängel trieben, die höher waren als ich, und Artischocken produzierten mit Punkrock-Köpfen mit lila Haaren darauf – ohne Hilfe. Der Mandelbaum vor dem Haus trieb Blüten, die sich schließlich in grüne struppige Schoten verwandelten, und dann warf er die Schoten ab und hinterließ hölzerne Hülsen mit Nüssen darin. Der Baum machte die ganze Arbeit.

»Pflanzen machen Nahrung«, versuchte ich klarzustellen.

»Nicht ohne Bienen«, korrigierte mich Grandpa. »Blüten müssen mit anderen Blüten Pollen austauschen, damit sie zu Nahrung werden. Weil Blüten keine Beine haben, brauchen sie die Bienen, die den Blütenstaub für sie weitertragen. Pollen klebt an der Biene, wenn sie von Blüte zu Blüte fliegt, und da hast du es. Bestäubung.«

Wenn die Bienen keinen Blütenstaub lieferten, erklärte Grandpa, würden viele Dinge in der Obst- und Gemüseabteilung im Lebensmittelladen verschwinden. Ich würde meine geliebten Gurken und Brombeeren verlieren. Keine Kürbisse mehr an Halloween. Sommer ohne Wassermelonen. Die Kirschen in Grannys Manhattans – weg. Die Welt wäre fade und langweilig und blütenlos ohne Bienen, warnte er.

Jetzt ergab es einen Sinn, warum Grandpa so bestürzt war. Der Verlust der Stöcke war viel mehr als nur eine persönliche Katastrophe; es war ein Rückschlag für die Natur selbst. Nicht nur würden wir Obst und Gemüse verlieren, sagte Grandpa, auch andere Tiere steckten in Schwierigkeiten. Wir brauchten Bienen, damit sie das Alfalfa und andere Gräser bestäubten, die Kühe und Pferde fraßen. Mutter Natur hatte einen sorgfältigen Plan gestrickt, und wenn man auch nur einen Faden herauszog, könnte sich das gesamte Gewebe auflösen. Diese Insekten, vor denen die meisten Menschen voller Angst davonliefen, waren der unsichtbare Klebstoff der Erde, der uns alle zusammenhielt.

Grandpa hatte gerade eine verborgene Treppe in meinem Kopf enthüllt und mir gezeigt, dass es so viele Dinge zu lernen gab jenseits dessen, was ich mit den Augen sehen konnte. Wenn ich in einen Stock schaute, hatte ich bislang nur Bienen gesehen, die ihrer Arbeit nachgingen, und mir nie vorgestellt, dass sie etwas mit mir zu tun hatten. Die Erkenntnis, dass in einer verborgenen Struktur jedes noch so kleine Geschöpf dabei half, alle anderen am Leben zu erhalten, war erstaunlich. Wenn sich etwas scheinbar so Unbedeutendes wie eine Biene wortlos um uns kümmerte, was war dann mit einer Ameise oder einem Wurm oder einer Elritze? Was wusste ich sonst noch nicht über die unsichtbaren Beiträge, die die Natur um mich herum leistete? Mir kam der Gedanke, dass das Universum einen Plan für mich hatte, und auch wenn ich ihn nicht immer sehen oder spüren konnte, musste ich darauf vertrauen, dass es ihn gab. Vielleicht war mein Leben schließlich doch kein Zufall oder glücklos. Ich dachte einen Augenblick über diese Möglichkeit nach, und zum ersten Mal, seitdem ich mich erinnern konnte, merkte ich, wie ich um eine winzige Befürchtung leichter wurde.

Die ganze Zeit hatte ich geglaubt, dass Grandpa und ich uns um die Bienen kümmerten, während immer sie es gewesen waren, die sich um uns gekümmert hatten.

»Es tut mir leid, dass du die Bienen verloren hast«, sagte ich.

Grandpa stand auf, steckte zwei Finger in den Mund, und ein ohrenbetäubender Pfiff hallte im Palo Alto Canyon wider. Er setzte sich wieder, und innerhalb von Sekunden schoss Rita aus dem Nirgendwo heran, sprang auf seinen Schoß und leckte ihm das Kinn.

»Manchmal wird einem etwas genommen«, sagte er. »Aber man darf es sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen.«

Das Gute an den Bienen sei, fuhr er fort, dass sie sich rasch vermehrten. Wenn wir auf die verbliebenen Stöcke gut aufpassten, hätte er in ein, zwei Jahren wieder so viele Völker wie zuvor. Bienen könnten viele Schläge einstecken, sie kämen immer wieder zurück.

Ich stieg ins Auto, setzte Rita auf meinen Schoß und wartete auf Grandpa, der Zargen auf die Ladefläche stellte. Angesichts der Jahreszeit und des Faulbrutfiaskos war die Ausbeute dürftig, wir nahmen nur eine Handvoll Kästen mit nach Hause. Ich hörte, wie er die Heckklappe verriegelte, und als er sich neben mich setzte, erschrak ich, weil er so müde aussah. Seine Wangen waren eingefallen, und Sorgenfalten zogen tiefe Furchen auf seine Stirn. Er warf einen Blick über die Schulter auf den Bienenstand und die schreckliche Aufgabe, die ihn erwartete, und dann fuhren wir los.

Die Sonne stand jetzt direkt über dem Ozean, und es glitzerte, als würden Diamanten darauf treiben. An diesem Tag erzählte Grandpa auf der Heimfahrt keine Geschichte, er war in düsteren Gedanken versunken. Rita sprang aus meinem Schoß und auf seinen, als würde auch sie spüren, dass er Trost brauchte. Sie stieß mit der Schnauze ein paarmal gegen seinen Bauch, legte dann den Kopf darauf und gähnte.

»Ich werde dir helfen«, sagte ich.

»Was?«

»Ich werde dir helfen, dass du die Bienen zurückkriegst«, sagte ich.

Grandpa lächelte übers ganze Gesicht, und plötzlich war er mir wieder vertraut. Er langte zu mir und tätschelte mein Knie.

»Danke«, sagte er.

Ich schaltete das Radio ein, drehte am Knopf, bis ich auf einen Song von Johnny Cash stieß, den Granny auf dem Plattenspieler gespielt hatte.

Grandpa begann zu singen, neigte sich zu mir und fragte, wie hoch steht das Wasser, Momma. Ich wusste die Antwort: zwei Fuß und steigend.

Grandpa sang die Frage noch einmal und noch einmal, jedes Mal lauter, und ich antwortete und rief: Drei Fuß! Vier Fuß! Wir schrien mit Johnny Cash, als er sang, dass seine Stöcke fort waren und er die Bienen verloren hatte und die Hühner in den Weidenbäumen saßen.

Zum ersten Mal hörte ich die Traurigkeit in dem Lied, aber auf seltsame Weise heiterte es uns auf. Wir waren nicht die Einzigen, die der Gnade der Natur ausgeliefert waren.

Eltern ohne Partner

1980

Eine Bienenlektion in Geduld

Matthew und ich lagen in unseren Schlafanzügen auf dem Bauch vor dem Fernseher und riefen Preise. Unser Wochenendritual bestand darin, *The Price is Right* anzuschauen und normalen Menschen, wie wir sie waren, dabei zuzusehen, wie sie Gewinne einsteckten, die ihnen nie endendes Glück einbrachten. Wir lernten die Preise auswendig, so dass wir eines Tages, wenn wir alt genug wären, um Auto fahren zu dürfen, nach Hollywood rauschen, in der Gameshow mitmachen und GROSS RAUSKOMMEN würden – um uns ein riesiges Haus mit so vielen Zimmern kaufen zu können, dass wir nicht mehr wüssten, wie viele es waren. In jedem Zimmer stand zudem ein Wasserbett.

Nach mehreren Jahren hingebungsvoller Studien wusste ich den Preis bis auf Cents von fast allem, von einer Corvette bis zu einer Flasche Clorox. Auf dem Bildschirm versuchte eine Lehrerin den Gesamtpreis für eine Reise nach Hawaii und einen Jeep zu raten, und trotz meiner lautstarken Anweisungen von der Seitenlinie schoss sie weit übers Ziel hinaus. Ich war so konzentriert, dass ich nicht hörte, wie Mom ins Wohnzimmer kam.

»Wer möchte bowlen gehen?«

Wir lösten den Blick vom Showdown im Fernsehen. Mom nahm ungeduldig ihre weiße Kunstlederhandtasche von einer Schulter und hängte sie über die andere. Es war verwirrend, sie tagsüber außerhalb des Betts zu sehen.

»Was? Was schaut ihr mich so komisch an?«

Wir lebten jetzt im sechsten Jahr bei Granny und Grandpa, und Mom verhielt sich mehr wie eine ältere Schwester, sie tolerierte uns, wenn sie musste, doch meistens war sie ruhelos und ungeduldig und mied alle. Unser Vater hatte sein Versprechen gehalten, und mein Bruder und ich besuchten ihn jeden Sommer, doch Granny war jetzt unsere Vollzeitbetreuerin, und Mom hatte nichts mehr mit der alltäglichen Plackerei zu tun. Sie hatte noch immer keine Arbeit, keine Freunde, kein Motiv, aus dem Bett aufzustehen. Mein Bruder und ich waren es nicht gewohnt, Anweisungen von ihr entgegenzunehmen, und wir begriffen erst gar nicht, dass sie uns zu etwas einlud.

»Bowlen?«, wiederholte ich verständnislos.

Sie stieß einen verzweiferten Seufzer aus. Ihre Haut war so blass, dass die Adern an ihren Schläfen und Handgelenken durchschimmerten. Sie trug eine gelbe Polyesterhose mit Gummizug, um ihren Bauch unterzubringen, der seit unserem Einzug beträchtlich gewachsen war.

»Das habe ich doch gesagt. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit. Kommt ihr oder kommt ihr nicht?«

Die nächste Bowlingbahn war eine Stunde entfernt in Seaside, und während der Fahrt erklärte Mom, dass sie seit kurzem Mitglied war bei etwas, das sich Eltern ohne Partner nannte, und wir waren unterwegs zu einer Bowlingparty für Leute wie sie.

»Frauen ohne Männer?«, fragte Matthew.

Mom kurbelte ihr Fenster einen Spaltbreit herunter und ließ den Wind die Asche von ihrer Zigarette blasen. »Und auch Männer ohne Frauen«, erwiderte sie.

Ich schaute Matthew an und zog die Augenbrauen hoch, neigte mich zu ihm und flüsterte: »Partnersuche.« Ich tat so, als würde ich mit meiner Handfläche knutschen, küsste sie wild, bis er in krampfhaftes Kichern ausbrach.

»Was ist da hinten so lustig?«

Moms Augen herrschten uns im Rückspiegel an. Sie sah allerdings nur zwei Cherubim auf dem Rücksitz des Gremlin. Ich zwickte mich heimlich in die Nase, um zu verhindern, dass mir ein Lachen entkam. »Ihr müsst euch absolut tadellos benehmen. Tut nichts, was mir peinlich wäre.«

Wir versprachen, brav zu sein, obwohl ich nicht verstand, wie es ihr peinlich sein könnte, wenn wir eine Kugel auf Pins warfen. Ich schaute aus dem Fenster und sah Reihen mit Spinat und Erdbeeren vorbeiziehen und verschwimmen, als würde jemand ein grünes Kartenspiel mischen. Salinas war flach, und die Felder waren in militärischer Formation angeordnet, als hätte Gott die Stadt zuerst auf Millimeterpapier entworfen, bevor er sie erschuf.

Als wir aus dem Auto stiegen, roch die Luft nach Mist und Dünger und überwältigte Moms Charlie-Parfum. Ihre Kreolen hüpften, als sie Matthew und mich zum Eingang scheuchte, doch dann verlangsamte sie den Schritt. Sie blieb vor der Glastür stehen, als würde sie es sich anders überlegen. Mom zog ihren Lippenstift nach und schob sich ein paar Haarsträhnen hinter die Ohren. Sie zupfte am Bund ihrer Hose. Sie hatte vor kurzem eine Diät begonnen, die Scarsdale-Diät, und aß fast nur Grapefruits und Hüttenkäse.

»Schaue ich dick aus?«, fragte sie und drehte sich vor dem Fenster hin und her.

Ihr Bauch ragte heraus, doch ihre Arme und Beine waren normal, deshalb sah sie ein bisschen aus, als wäre sie schwanger. Das sagten Matthew und ich nicht, wir versicherten ihr, dass sie dünn war.

»Findet ihr wirklich?« Sie blickte über die Schulter in dem Versuch, ihre Rückseite im Glas zu sehen.

Wir nickten enthusiastisch.

Sie biss sich auf die Lippe und schaute zum Gremlin, als müsste sie sich zwischen Vorhang Nummer eins und Vorhang Nummer zwei entscheiden. Hinter einem Vorhang warteten Diamanten, hinter dem anderen ein Zonk. Sie zog den Bauch ein und hielt den Atem an. Dann entspannte sie sich wieder und runzelte die Stirn.

»Und ihr sagt das nicht einfach so? Findet ihr wirklich, dass ich okay aussehe?«

Andere Kinder liefen hinein, schwangen die Tür weit auf, und es trieb ein aufregender Geruch nach Pommes und fettiger Pizza mit Peperoni heraus. Sie nahm uns bei der Hand und drückte sie. »Jetzt hört zu, ihr beiden, bittet mich nicht, euch etwas zu kaufen, weil ihr wisst ja, dass ich es mir nicht leisten kann«, sagte sie.

Matthew und ich versprachen es. Sie stieß die Tür auf, und ich hörte das hohle Poltern von umfallenden Pins, gefolgt von Jubelschreien. Mir lief das Wasser im Mund zusammen, weil ich Zuckerwatte roch, und eine Reihe Flipper riefen mich mit blinkenden Lichtern und munteren Klängen. Nachdem uns ein Angestellter lederne Bowlingschuhe gegeben hatte, führte Mom Matthew und mich zu einer Bahn, vor der eine Gruppe schlechtgelaunter Kinder auf einer halbrunden Bank mit orangefarbenen Plastikpolstern saß. Es waren die Söhne und Töchter der Eltern ohne Partner, gezwungen zusammen zu spielen, obwohl sie sich unübersehbar wünschten, woanders zu sein.

»Ich bin dort drüben«, sagte Mom und deutete vier Bahnen weiter, wo Erwachsene standen. Ihre Tasche schlug gegen ihre Hüfte, als sie sich hastig von uns entfernte. Auf der nächsten Bahn dröhnte ein Strike, und eine Gruppe Männer jubelte und hob die Biergläser. Der Spieler, der die Kugel geworfen hatte, spielte kurz Luftgitarre und streckte die Zunge raus wie KISS.

Matthew und ich schauten zu unseren neuen Gefährten und sahen ein halbes Dutzend Augenpaare, die Löcher in uns bohrten. Einer spuckte

Sonnenblumenkerne neben meine Füße, eindeutig mit Absicht. Einer mit einem Ohrring sagte etwas auf Spanisch, und seine Freunde kicherten.

»Hallo«, sagte ich.

Niemand reagierte. Ich hatte das Gefühl, dass wir alle Kinder waren, die manchmal gern auf etwas eingeschlagen hätten. Alle zehn Pins krachten in der Nähe in einem Donnerschlag um, und ich zuckte zusammen. Ich versuchte, es zu überspielen, indem ich so tat, als würde es mich zwischen den Schulterblättern jucken, und mich dort kratzte, dann ging ich beiläufig zu den Kugeln und langte nach der roten, aber ein Mädchen schnappte sie mir weg.

»Das ist meine, *Putá*«, sagte sie und reckte das Kinn, wie es die Jungs in der Schule taten, wenn sie sich prügeln wollten. Ich wusste nicht, was das Wort bedeutete, nur dass es schlimm war, irgendwas mit Kacke. Resigniert setzte ich mich neben Matthew auf die Bank. Ich legte ihm die Hand auf den Rücken, seine Muskeln waren angespannt.

»Willst du werfen?«, fragte ich.

»Ja, genau«, sagte er und hielt sich die Ohren zu gegen den Lärm der umfallenden Pins. Er hasste es hier. Ich stand auf und wollte es noch einmal versuchen, achtete darauf, nicht die rote Kugel zu nehmen. Wenn Matthew mich spielen sähe, würde er es vielleicht auch versuchen. Doch als ich mich der Bahn näherte, blockierte ein Junge meinen Weg.

»Was glaubst du, das du da tust? Das ist *unser* Spiel.« Er deutete auf den Monitor mit der elektronischen Anzeige, der von der Decke hing. »Du musst erst zahlen.«

Ich ließ mich neben Matthew auf die Bank fallen, der anfang lautlos zu weinen. Ich versuchte leise, ihn zu beruhigen, aber die gemeinen Jungs rochen das Salzwasser seiner Tränen und stürzten sich auf ihn. Sie schluchzten spöttisch mit Heulsusenstimmen, und ich stellte mich vor Matthew, damit er sie nicht sah, und schoss unsichtbare Todesstrahlen aus meinen Augen ab. Unbeeindruckt schnieften und plapperten sie weiter auf Spanisch, hocherfreut, dass sie über die Macht verfügten, einem kleinen Kind Angst einzujagen. Matthew zog die Knie an die Brust und rollte sich zu einem Ball zusammen. Und das entfesselte meine innere Tigerin. Ich ging zu den Jungen.

»Jetzt habt ihr es geschafft«, sagte ich. »Ich hole meine Mutter.«

Die Tyrannen verstummten plötzlich, als ich kehrtmachte und zu Mom marschierte, unsicher, was ich ihr erzählen sollte. Sie saß vor einer Konsole mit leuchtenden Knöpfen, die die Anzeigetafel kontrollierte, und jubelte für jemanden

in ihrem Team. Sie glühte vor Glück, wie ich es nie zuvor gesehen hatte, und ich vergaß kurz, weswegen ich zu ihr gekommen war. Es war, als würde ich jemanden beobachten, den ich nicht kannte, eine Frau, die so viel Lachen in sich hatte, dass sie ihre Freunde damit anstecken konnte. Ich rief sie, und als sie sich umdrehte, erlosch alle Freude in ihrem Gesicht.

»Was ist los? Ich sehe dir an, dass etwas nicht stimmt.«

Ich erklärte ihr, dass die Jungs auf Bahn zwei Matthew drangsalierten, so sehr, dass er weinte.

»Was soll das heißen, Matthew weint?«

»Die Kinder sind gemein zu ihm«, sagte ich. »Und sie lassen uns nicht bowlen.«

Sie stipppte ihre Zigarette krampfartig in dem Aschenbecher aus, der in die Konsole eingebaut war.

»Und was soll ich dagegen tun?«

»Wir brauchen Geld, damit wir auch spielen können.«

Ihr Hand schoss vor, sie packte mich am Handgelenk und zog mich zu sich. Sie zischte: »Was habe ich wegen Geld gesagt?«

»Ich weiß, aber ...« Bevor ich den Satz beenden konnte, war sie auf den Beinen. Sie presste sich die Tasche unter den Arm und stürmte zur Bahn der Kinder. Ich sah, wie die Augen der gemeinen Kinder größer wurden, als sie sich näherte, doch sie ging direkt zu Matthew, neigte sich über ihn und schrie seinen Hinterkopf an.

»Warum weinst du?«

Ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde, als sowohl Angst als auch Verlegenheit in mir aufstiegen. Das lief nicht so, wie es sollte. Sie sollte Matthew davor beschützen, schikaniert zu werden. Jetzt fühlten sich seine Peiniger bestätigt, freuten sich insgeheim, dass der Zwerg in unserer Gruppe von der eigenen Mutter beschimpft wurde. Kaum wäre sie wieder gegangen, würde die Jagdsaison auf Matthew eröffnet. Er spürte es, brach unter der Niederlage zusammen und zog die Knie noch weiter an die Brust.

Mom wandte sich mir zu und deutete anklagend mit dem Finger auf mich.

»Ihr zwei werdet mir den Tag NICHT ruinieren! Wir sind die ganze Strecke gefahren, jetzt bleibt ihr hier, bis ich gehen will. Hast du mich gehört?«

Matthew hielt sich nicht länger zurück und schluchzte lauthals. Mom zerrte ihn am Arm von der Bank, und er schlug die Hände vors Gesicht in dem Versuch, sie und die Bowlingbahn verschwinden zu lassen. Die Männer in der nächsten Bahn

stellten ihre Biergläser ab und schauten zu uns. Der Krach der Pins hörte auf. Die spanisch sprechenden Kinder hielten den Atem an. In der Bowlingbahn wurde es so still wie in einer Bibliothek.

Ich rannte.

»Wo willst du hin, verdammt nochmal?«, brüllte Mom. Flipperspieler wandten sich von ihrem Spiel ab und schauten uns nach. Meine Beine trugen mich auf die Toilette, dem einzigen Ort, an dem ich mich vor den Ruinen unseres vorgetäuschten Familienausflugs verstecken konnte. Ich sperrte mich in eine Kabine ein, setzte mich auf den Toilettensitz und zog die Beine an in der vergeblichen Hoffnung, dass Mom meine Schuhe nicht sehen und mich nicht finden würde. Dann hörte ich ihre stampfenden Schritte und kniff die Augen zu, hielt den Atem an und duckte mich.

Mom brettete in die Toilette wie ein Bulle, stieß auf der Suche nach mir jede Kabinentür mit einem lauten Knall auf. Ich sah mehrere Paar Füße aus der Toilette hasten und zuckte zusammen: Ich hatte eine so furchterregende Mutter, dass Fremde vor ihr davonliefen. Ich wollte diesen Mädchen sagen, dass sie ihnen nichts tun würde, dass sie nicht flüchten mussten. Doch als Mom die Reihe entlangstürmte, kam mir ein anderer entsetzlicher Gedanke: Vielleicht hatten die Mädchen gute Instinkte. Ich war das dumme Tier, dass sich ohne Fluchtplan in die Enge hatte treiben lassen.

Ich sah den oberen Teil von Moms Kopf, als sie vor meiner Kabine stehen blieb. Eine Ader pulsierte auf ihrer Stirn. Sie hämmerte gegen die Tür aus Metall, und die Wände vibrierten ein bisschen.

»Meredith, ich weiß, dass du da drin bist! Komm sofort raus!«

Sie warf den Arm über die Tür und tastete verzweifelt mit kratzenden Fingern nach dem Riegel. Er war sicher außer Reichweite.

»Mach sofort AUF!«

Sie griff mit beiden Händen nach der oberen Türkante und rüttelte daran, versuchte sie aufzureißen, und ich sah, wie der schmale Riegel sich unter ihrer Kraftanstrengung bog. Meine Nerven flatterten, als ich daran dachte, was sie tun würde, wenn sie hereinkäme. Sie schlug gegen die Tür, und ich zuckte zusammen. Granny und Grandpa waren weit weg und konnten mich nicht retten. Ich zog meine Knie fester an mich und sagte mir, dass es nur ein Albtraum war.

»Antworte mir!«, brüllte Mom.

Ich öffnete den Mund, aber in meinem Hals steckten Wattebälle. Er war so trocken wie damals, als ich Mandelentzündung hatte und nur noch leise krächzen

konnte. Ich wollte nach Hilfe rufen, aber ich schämte mich zu sehr, um Fremde darum zu bitten, mich zu retten. Es war nur Mom; sie würde mir nicht wirklich weh tun, oder? Bis jetzt hatte ich nie Angst vor ihr gehabt, und ich wusste nicht, wie ich mit dieser neuen Empfindung umgehen sollte. Sie machte mir Angst, ja, aber das war eine persönliche Information, die nicht für die gesittete Gesellschaft bestimmt war. Ich war erstarrt in Unentschlossenheit und wimmerte hilflos.

Plötzlich hörte die Kabine auf zu beben. Ein paar Sekunden lang war es still, und dann warf sich Mom wie ein Footballspieler mit ihrem ganzen Körper gegen die Tür und versuchte, sie mit der Schulter aufzubrechen.

»Mom, hör auf«, flüsterte ich. »Bitte.«

»Was stimmt mit euch beiden nicht?«, schrie sie. »Weint ihr jetzt BEIDE? Ihr müsst erwachsen werden, das müsst ihr!«

Sie trat gegen die Tür.

»Ihr habt hier nicht das Sagen. Das habe *ich!*« Sie atmete schnell, als wäre sie gerade einen Kilometer gerannt. Dann hörte ich das Schnipsen ihres Feuerzeugs und, als sie inhalierte, das Knistern von verbrennendem Tabak. Auf der anderen Seite stieg eine Rauchwolke auf. In diesem wortlosen Patt verharrten wir, ich weiß nicht, wie lange. Dann hörte ich eine Männerstimme.

»Ma'am. Entschuldigen Sie, Ma'am.«

Mom sprach wieder mit ihrer normalen Stimme. »Sie dürfen nicht in die Damentoailette«, sagte sie.

»Korrekt, deswegen müssen Sie aus der Toilette rauskommen, oder ich muss die Polizei rufen.«

»Und wer sind Sie?«

»Der Geschäftsführer. Ist dort jemand drin?«

Ich sah, wie die Zigarettenkippe auf dem Boden auftraf und von ihrem Bowlingschuh platt getreten wurde. Sie seufzte laut und ließ mich allein. Ich wartete ein paar Minuten, bis es mir sicher schien, dann hob ich den Riegel an und schlich aus der Toilette. Matthew saß auf einer Bank vor einem Büro mit Fenstern und winkte mich zu sich. Er deutete in den Raum, wo Mom wild gestikulierte und dem Geschäftsführer etwas erklärte, der mit verschränkten Armen vor ihr stand. Ich setzte mich neben Matthew und wartete, bis der Geschäftsführer die Tür öffnete, weit mit dem Arm ausholte und auf den Ausgang deutete.

»Kommt, wir gehen«, sagte Mom und nahm uns bei der Hand. Wir mussten laufen, um mit ihr mitzuhalten.

»Seid ihr jetzt zufrieden?«, sagte sie, als sie wütend den Gang einlegte, aufs Gas trat und losraste.

Wir wussten, dass es eine rhetorische Frage war, und antworteten nicht.

»Ich hätte heute jemand kennenlernen können, aber das habt ihr gründlich vermässelt! Das war das letzte Mal, dass ich euch irgendwohin mitgenommen habe.«

Ich wollte einfach nur, dass der ganze Tag vorbei war. Ich bedauerte, dass ich ich war; ich bedauerte, dass sie keinen Mann hatte und zu blöden Bowlingpartys gehen musste. Ich bedauerte, dass auf meinem Bruder immer herumgehackt wurde, weil er sich weigerte, handgreiflich zu werden. Aber am meisten bedauerte ich, dass im Augenblick nichts stimmte. Mom war als andere Person aus dem Schlafzimmer gekommen als die Person, die hineingegangen war. Sie hatte sich von einer Maus zu einer Berglöwin verwandelt.

Ich schloss die Augen und versuchte, mich daran zu erinnern, wie Mom vor Kalifornien gewesen war. Es war nicht einfach, weil ich damals noch so klein gewesen war, und jetzt ging ich fast schon in die Mittelschule, und es war so viel Zeit vergangen, dass ich Dinge aus Rhode Island wie Schnee und das Laufen durch Laubhaufen und die Texte von Beatles-Songs vergaß. Nur ein paar Erinnerungen an Mom waren noch klar – der häschenförmige Blechkuchen, den wir einmal an Ostern gebacken hatten, mit weißen Kokosstreuseln und dünnen Lakritzstangen als Barthaare. Ich erinnerte mich, dass wir einmal zusammen im Bett den Film *Charade* gesehen und uns überlegt hatten, wo der Schatz versteckt war. Ich kann ihre Hände auf dem Rücken spüren, als sie mich auf der Schaukel anstieß. Es muss noch mehr sein.

Mom war noch immer wütend, als wir zu Hause ankamen. Sie ging ins Schlafzimmer und legte sich ins Bett, und wir wussten, ohne dass es uns gesagt werden musste, dass wir uns nicht blicken lassen sollten. Matthew und ich wollten Brombeeren pflücken, und als wir nach hinten in den Garten gingen, fiel uns auf, dass die Tür zum Honigbus einen Spaltbreit offen stand. Wir zogen sie ganz auf und fanden Grandpa, der mit einem Zwanzig-Liter-Ölkanister zwischen den Füßen dasaß.

»Bringt mir zwei kleine Steine«, sagte er, als hätte er uns erwartet.

Als wir zurückkehrten, band er die Steine an ungefähr dreißig Zentimeter lange dünne Schnüre. Er tauchte einen Stein und die Hälfte der Schnur in den Kanister mit heißem Bienenwachs. Dann zog er ihn schnell wieder heraus, hielt ihn, bis das Wachs getrocknet war, und tauchte ihn wieder ein. Mit jedem Eintauchen

wurde die Kerze dicker. Er reichte uns die Schnüre, und wir taten es ihm nach. Wir saßen schweigend zusammen, während das Sonnenlicht schräg in den Bus fiel, machten langsam Kerzen und legten hin und wieder eine Pause ein, wenn Grandpa das Wachs draußen auf dem Propankocher neu erhitzte. Matthews Kerze wurde krumm. Grandpa nahm sie ihm ab und rollte sie zwischen den Handflächen, bis sie wieder gerade war, dann gab er sie zurück. Mir kam der Gedanke, dass ich Grandpa nie gefragt hatte, wie Bienen Wachs herstellten.

»Kleine Plättchen kommen unter ihrem Hinterleib raus«, sagte er.

»Waaas?«, sagte Matthew.

Bienen produzieren auf natürliche Weise Wachsplättchen mit ihrem Körper, erklärte Grandpa.

»Dann nehmen sie die Plättchen in den Mund, kauen und formen sie zu Wachswaben«, sagte er.

Manche Bienen machten Wachs, andere verbauten es. Wenn die Bienen in einem leeren Holzrahmen eine Wachswabe bauen, hängen sie sich wie eine Traube an die obere Leiste, um Hitze zu erzeugen. Wenn die Temperatur hoch genug ist, kommen acht schneeweiße Plättchen aus Taschen auf der Unterseite ihres Hinterleibs. Eine Biene löst sich aus der Traube, kriecht über die anderen zur oberen Rahmenleiste, wo sie in die Plättchen beißt, sie formt und kaut, sie mit Speichel vermischt, bis sie mit der Konsistenz zufrieden ist. Die Biene klebt den winzigen Tropfen an die Leiste und geht wieder. Eine Biene nach der anderen tut das, bis ein kleiner Block Wachs von der richtigen Dicke daran hängt, der sich zu einer Honigwabe formen lässt.

Als Nächstes kommen die Baubienen, sagte Grandpa. Sie zerren und ziehen an dem Wachs, wechseln sich dabei ab und bauen sechseckige Zellen. Die erste Zelle gibt das mathematische Muster für die ganze Wabe vor.

»Cool«, sagte Matthew und hielt seine Kerze hoch, um zuzusehen, wie das heiße Wachs daran herunterlief und zurück in den Kanister tropfte. Mit den langsamen, immer gleichen Bewegungen hatten sich meine Nerven beruhigt, aber ich konnte die Bowlingbahn nicht ganz vergessen.

»Grandpa?«

»Mmmmm.«

»Wir sind aus der Bowlingbahn geworfen worden.«

»Mom hat Ärger gekriegt«, sagte Matthew.

Wir erzählten Grandpa alles, was vorgefallen war. Er hielt seine Kerze in der Hand und vergaß, sie einzutauchen, und während sie abkühlte, veränderte sich

ihre Farbe von Weiß zu Senfgelb. Er biss die Kiefer zusammen, während er zuhörte. Dann legte er die Kerze auf eine leere Zarge und neigte sich zu uns.

»Eure Mutter wird sich nicht ändern, deswegen ist es am besten, sie nicht aufzuregen. Geht ihr aus dem Weg und habt Geduld. Eines Tages, wenn ihr älter seid, könnt ihr allein leben.«

Ich sagte, dass es schwierig sei, ihr aus dem Weg zu gehen, weil ich mit ihr in einem Bett schlafen musste.

»Tut einfach, was sie sagt, und gebt keine Widerworte. Habt ihr mich gehört?« Er wartete auf unsere Antwort, um sich zu vergewissern, dass wir ihm zugehört hatten. Wir versprachen es ihm.

Aber ich sagte ihm nicht, dass ich jetzt Angst vor ihr hatte. Es schien durchaus möglich, dass Mom uns etwas antun würde.

Als die Kerzen fertig waren, schnitt Grandpa die Eintauchschnüre ab, gab Matthew und mir jeweils zwei Stück und sagte, dass wir sie Granny für den Esstisch bringen sollten. Die schmalen gelben Bienenwachskerzen waren noch warm und rochen wie Honigbutter auf frischen Keksen. Granny atmete ihren Duft ein, und ihre Lider flatterten. Sie bat mich, die silbernen Kerzenständer aus der Kredenz zu holen, und zeigte mir dann, wie man die Erbstücke gewissenhaft mit einer lila Paste polierte, bis sie glänzten.

An diesem Abend stellte sie eine Kerze auf Moms Tablett und drei auf den Esstisch. Mom aß allein, wir vier aßen bei Kerzenlicht, die Flammen warfen ein festliches Licht in den Raum, während Granny über Politik dozierte und erklärte, dass Grandpa und jeder Amerikaner, der alle Tassen im Schrank hatte, Jimmy Carter wählen sollte.

Ich verdrehte verstohlen die Augen für Matthew, der mir gegenüber saß, und er kicherte verschwörerisch. Dann streckte er unter dem Tisch sein rechtes Bein und traf auf mein linkes. Wir pressten die Sohlen unserer Turnschuhe aneinander und schoben in einer sägenden Bewegung unsere Beine vor und zurück. Es war unsere Version eines geheimen Händeschüttelns.

Wir grinsten uns zwischen den hübschen Kerzen an, die wir gemacht hatten, und für einen kurzen Augenblick war der Tag vergessen.

Das soziale Insekt

1982

Eine Bienenlektion in Freundschaft

Mom aus dem Weg zu gehen wurde wesentlich einfacher, als ich in die Mittelschule kam. Ich stand jetzt eine Stunde früher auf und ging zu meiner alten Grundschule, um von dort in einem gelben Schulbus nach Carmel zu fahren. Die Sitze im Bus wurden gemäß einer Hackordnung vergeben, die seit Generationen Bestand hatte: Die Achtklässler saßen ganz hinten mit ausgestreckten Beinen und forderten zwei Sitze pro Person, die Siebtklässler verteilten sich in der Mitte und agitierten ständig für ein Sitz-Upgrade, und die Sechstklässler waren gezwungen in der Nähe des griesgrämigen Fahrers zu sitzen, der uns im Rückspiegel böse anstarrte, wenn wir uns danebenbenahmen.

Doch die Hierarchie löste sich auf, wenn wir vor dem Gelände der Mittelschule von Carmel vorfuhren, auf dem es von mehreren Hundert Schülern aus ganz Monterey Peninsula wimmelte. Plötzlich musste ich jeden Tag in fünf verschiedene Klassenzimmer, in jedem befand sich eine andere Mischung von jungen Leuten aus Carmel, Pebble Beach und Big Sur. Das machte mich wunderbar anonym. Niemand wusste, dass ich das Mädchen war, dass die Beatles nicht hören konnte, ohne zu weinen, oder dessen Familie so komisch war, dass sie kein anständiges Halloweenkostüm zustande brachte. Ich passte mich in das Mosaik aus allen ein und war vollkommen zufrieden, ein winziges Teilchen im großen Ganzen zu sein.

Granny bestimmte meine Wahlfächer und meldete mich für Schreibmaschine, Deutsch und zu meiner großen Freude für Hauswirtschaft an, wo ich kochen und den Umgang mit einer Nähmaschine lernte. In dem Kurs waren nur Mädchen, aber ich sah ihn nicht als Ausbildung zur Haus- und Ehefrau; ich sah ihn als Ausbildung für das Erwachsenenalter, das Grandpa mir vorhergesagt hatte, wenn ich endlich mein eigenes Essen kochen würde, ohne es zu verbrennen, und nie wieder die abgelegten Kleider von anderen Leuten würde tragen müssen.

Als nach dem Unterricht ein Computerkurs angeboten wurde, kaufte Granny eine dünne Floppy Disc von der Größe eines Topflappens, damit ich lernen konnte, eine Maschine namens IBM zu programmieren. Als der Herausgeber des

Jahrbuchs der Schule Freiwillige suchte, die ihm am Wochenende dabei halfen, alle Schülerfotos auszuschneiden und auf Druckseiten einzufügen, meldete ich mich sofort. Was immer meine neue Schule anbot, ich war dabei. Ich war überrascht und erfreut, dass außerhalb unseres Hauses so viel passierte, und ich wollte alles ausprobieren.

Die Mittelschule war eine Runderneuerung meines Lebens, das auf dem falschen Fuß begonnen hatte, und während der ersten Wochen beobachtete ich meine Mitschüler und hielt Ausschau nach potentiellen neuen Freundinnen. In meinem Englischkurs war ein Mädchen, das meine Aufmerksamkeit erregte. Sophia war von der Art Schönheit, die einen Raum zum Verstummen bringt; sie bewegte sich geschmeidig und anmutig und sah in ihren Jeans von Calvin Klein ein bisschen aus wie Brooke Shields. Sie strahlte die kühle Indifferenz einer europäischen Austauschschülerin aus, die mehr von der Welt gesehen hatte als ihre Lehrer.

Sie lernte schneller Deutsch als alle anderen im Kurs, und wenn sie in Englisch neben mir saß, knisterte ihr langes dunkles Haar, wenn sie es sich aus dem Gesicht schüttelte. Sie grinste oft, und ich wollte unbedingt wissen, was sie dachte, was für Musik sie hörte, und wohin sie nach der Schule ging. Sie erzählte mir, dass sie zum Abendessen Rotwein trinken durfte, und dass sich ihre Mutter manchmal auf den Beifahrersitz setzte und sie den Renault 5 mit manueller Gangschaltung zur Schule fahren ließ. Ich zweifelte nicht daran. Sophia war so betörend, dass Jungen aus der Highschool ihr bereits Liebeslieder auf KSPB widmeten, dem Radiosender der Privatschule in Pebble Beach. Wenn wir Tests schrieben und sie sich zu mir neigte, um mir zuzuflüstern, dass sie die Antwort nicht wusste, drehte ich mein Blatt so, dass sie es lesen konnte. Es war mir gleichgültig, ob ich erwischt würde.

Eines Tages brachte ich den Mut auf und fragte sie, was für ein Shampoo sie benutzte, weil ihr Haar so gut roch.

»Eins aus dem Salon meiner Mutter«, sagte sie.

Das Wort »Salon« leuchtete in meinem Kopf auf wie das Hollywood-Schild. Ich ging noch immer zum Dorffriseur und bekam einen Lutscher geschenkt, nachdem er mir den immergleichen Helmschnitt verpasst hatte. Ich murmelte etwas in der Art, wie toll es sein musste, ein teures Shampoo umsonst zu bekommen, und bereute sofort, etwas so Dummes gesagt zu haben.

»Ich kann dir eins besorgen«, sagte sie. »Komm mit mir nach der Schule zu Moms Salon. Es wird ihr nichts ausmachen.«

Imaginärer Gameshow-Glitter rieselte auf mich herab.

»Wirklich?«, fragte ich und bemühte mich, unentschlossen zu wirken.

Der Rest des Schultags konnte gar nicht schnell genug vorbeigehen, und nach dem letzten Läuten der Glocke traf ich Sophia hinter der Turnhalle. Sie führte mich auf einer Abkürzung über eine offene Wiese, die fünfzehn Minuten später auf The Barnyard stieß, ein Shoppingcenter aus Boutiquen, die wie eine Ansammlung von Scheunen um eine große Windmühle standen. Es war ein touristischer Ort, wo Besucher Kaschmirpullover oder Ölbilder von der Küste kauften, doch der Flagship-Store war mehr für die Ortsansässigen gedacht: eine riesengroße Buchhandlung mit einem Ökocafé auf der Rückseite. Sophia dirigierte mich über die Backsteinwege im Garten, eine Treppe hinauf und eine Galerie entlang. Ich hörte das Geräusch von Trockenhauben und wusste, dass wir fast da waren. Sophia drückte eine Tür auf, und der Dance-Song von Adam Ant dröhnte heraus, Trompeten und Schlagzeug.

»Schatz, bist du das?«, rief eine Stimme hinter einer Trennwand. »Ich komme gleich.«

Sophia setzte sich auf einen der Designerstühle aus Leder und Chrom im Wartebereich, hängte ein Bein über die Armlehne und blätterte in einer *Vogue*. Sie betrachtete jedes Modell mit Laserblick, benetzte geistesabwesend die Fingerspitzen, bevor sie umblätterte. Jetzt war klar, warum Sophia auf ihrem eigenen unsichtbaren Laufsteg über das Schulgelände schwebte, sie hatte Privatunterricht in Mode. Ein Wasserhahn wurde zuge dreht, und Adam Ant war nicht mehr in Konzertlautstärke zu hören, sondern nur noch als Hintergrundmusik. Sophias Mutter kam auf uns zu, und plötzlich hatte ich das Gefühl, ich wäre in ein MTV-Musikvideo gestolpert. Sie war das Ebenbild von Pat Benetar, eine elfenhafte Schönheit mit kurzem schwarzen Haar, hohen Wangenknochen und Bühnen-Make-up. Sie schimmerte in einem goldfarbenen Overall mit Schulterpolstern, ein Unterarm war mit glitzernden Armreifen bedeckt, ihr Feenkörper stand auf Stiefeln mit Stiletto-Absätzen. Ihre Augen waren dunkel umrandet, und ihre Wimpern waren stärker getuscht, als ich für möglich gehalten hätte. Ihre Augenlider waren metallisch lila und unterhalb der Augenbrauen neonblau geschminkt, das einzige fehlende Accessoire war eine elektrische Gitarre. Sie nahm Sophia in die Arme und küsste sie auf beide Wangen, als hätten sie sich nicht seit Stunden, sondern seit Jahren nicht mehr gesehen.

Dann stellte Sophia mich vor, und Dominique neigte sich zu mir und hinterließ auch auf meinem Gesicht einen Lippenstiftabdruck. Wie eine halbverwelkte

Pflanze, die endlich in die Sonne gestellt wird, kam ich ihr auf halber Strecke entgegen.

»*Enchantez*«, gurrte sie.

»Das heißt, schön dich kennenzulernen«, sagte Sophia.

»On schon tee«, wiederholte ich zu fasziniert, um eigene Worte zu finden.

Dominique und Sophia plauderten und kicherten wie zwei beste Freundinnen in einem Café, erzählten sich Geschichten vom Tag und beendeten gegenseitig ihre Sätze. Dominique machte Witze über eine unhöfliche Kundin, und Sophia informierte ihre Mom davon, dass unsere Englischlehrerin wieder auf ihrem Don-Quixote-Trip war und uns den Text des Stücks auswendig lernen ließ, obwohl nicht geplant war, es in der Schule aufzuführen. Ich betrachtete sie mit einer Mischung aus Verwunderung und Sehnsucht.

Dominique fragte mich, wie mir die Schule gefiel, und ich sagte, dass ich alles mochte außer Dodgeball. Wann immer es regnete, saßen wir im Sportunterricht in der Turnhalle fest, wo uns der Lehrer in zwei Mannschaften einteilte, einen Gummiball gab und uns anwies, jemanden in der gegnerischen Mannschaft damit abzuwerfen. Ich hielt mich immer in den hinteren Reihen in der Hoffnung, dass ich die Prüfung ohne zu viele blaue Flecken überstehen würde. Die einzigen Kinder, denen das Spiel gefiel, waren Fieslinge.

»Das ist barbarisch«, sagte Dominique und fuhr mir mit den Fingern durchs Haar. »Die brauchen Feuchtigkeit«, sagte sie und ging mit mir zum Regal mit den Flaschen. Dominique nahm drei Flaschen heraus, öffnete sie und ließ mich daran riechen. Ich entschied mich für den Mandarinengeruch.

»Gute Wahl«, sagte Dominique. Sie legte die Flasche in eine kleine Tüte mit Henkel, und es sah aus wie ein Geburtstagsgeschenk.

Sophia und ich breiteten unsere Hausaufgaben auf dem Beistelltisch im Wartebereich aus. Dominique stellte eine Flasche Pellegrino vor uns, gab Sophia ein bisschen Geld und sagte, wir sollten uns Sandwiches holen. Ich schwebte praktisch über den Backsteinweg zum Café der Buchhandlung. Sophia hatte meine Phantasie-Mutter.

Nach der letzten Kundin fuhr Dominique uns in ihrem gelben Renault 5 nach Hause. Ich saß hinten, Sophia auf dem Beifahrersitz. Jedes Mal, wenn ihre Mutter auf die Kupplung trat und eine Zahl sagte, langte Sophia zu Schaltung und legte den entsprechenden Gang ein. Sie war so geübt, dass sie nicht einmal auf das Schema auf dem Schaltknüppel schauen musste, wenn ihre Mutter beschleunigte. Das war der Beweis, dass sie die Wahrheit gesagt hatte, als sie

behauptete, sie könne bereits Auto fahren. Auf dem Heimweg erfuhr ich, dass sie nur ein paar Meilen entfernt von mir wohnten und Sophia eine ältere Schwester hatte. Die drei lebten zusammen, ebenfalls ohne Vater. Doch was auch immer ihre Familie auseinandergebracht hatte, sie waren nicht in der Tragödie erstarrt. Dominique war ganz und gar und immer noch Sophias Mutter.

Als Dominique nach meiner Familie fragte, kürzte ich ab und sagte, dass ich bei meinen Großeltern lebte. Ich entspannte mich, als weder Dominique noch Sophia nach einer Erklärung verlangten. Ich dirigierte Dominique zu unserer Einfahrt, und als ich aussteigen wollte, deutete sie auf den Honigbus.

»Was ist das?«

»Grandpas Honigbus.«

»Honigbus?«

»Er macht Honig da drin.«

»Er hat Bienen?«

Sie hatten zahllose weitere Fragen. Sie wollten wissen, wo die Bienenstöcke waren, wie Bienen Honig machten, wie wir ihn aus dem Stock holten und wie oft ich schon gestochen worden war. Ich hielt einen spontanen Einführungskurs und beschrieb den Stock als Superorganismus mit einem kollektiven Gehirn.

Es gibt eine Königin, aber keinen König, erklärte ich, aber die Königin herrscht nicht. Alle Bienen teilen sich die Arbeit und entscheiden gemeinsam. Bienen sind loyal und großzügig, doch sie haben auch eine grausame Seite und werfen die Schwachen, die Kranken und die Männer raus, sobald sie für die Gemeinschaft ihren Nutzen verlieren. Bienen haben ihre eigene Sprache und summen vor Freude, kreischen in Not, sind still, wenn sie trauern, und brummen warnend, wenn sie bedroht werden. Die Königin hat sogar einen eigenen Schlachtruf, wenn Rivalinnen ihren Thron bedrohen.

Ich sonnte mich in der Aufmerksamkeit meines Publikums und wurde selbstsicherer, als ich versuchte, mit ihnen zu sprechen, wie Grandpa mit mir sprach, und die Geschichten etwas aufzupeppen. Ich ließ sie raten, wie viele Augen Bienen haben (fünf), und fügte an, dass ihre haarigen Augäpfel ultraviolettes Licht sehen können und psychedelische Blumenfarben und Muster wahrnehmen, die wir nicht sehen können. Dominique fragte, ob es gefährlich sei, einen Bienenstock zu öffnen. Bienenhalter dürfen keine Angst haben, sagte ich ominös, weil Bienen Angst riechen können.

Dominique und Sophia wechselten einen Blick.

»Das sagt jedenfalls Grandpa«, fügte ich hinzu.

Bienen mögen auch keinen Mundgeruch, fuhr ich fort. Oder dunkle Farben, deswegen putzen sich Bienenhalter die Zähne und tragen weiße Anzüge, damit die Bienen sie nicht mit Bären verwechseln. Dominique und Sophia hingen an meinen Lippen, weswegen ich ihnen auch die krassen Dinge erzählte – dass Bienen in der Luft Sex haben und die männlichen Bienen nach der Paarung sterben, weil ihr *Ding* in der Königin abbricht. Ich erzählte, dass Honig eigentlich Nektar ist, den Bienen erbrechen und mit ihren Flügeln fächeln, bis er eindickt. Der Versuch, sie zu beeindrucken, funktionierte.

Als ich geendet hatte, war es im Wagen einen Augenblick still. Ich glaube, sie überlegten, ob ich eine überbordende Phantasie hatte.

»Das ist so ... *cool*«, sagte Sophia.

Es kam mir verkehrt vor, dass sie mich bewunderte, aber noch nie hatte sich etwas Falsches so gut angefühlt. Ich wusste jetzt zweifelsfrei, dass wir Freundinnen werden würden. Wir hatten beide eine Währung, die die andere wollte.

»Vergiss das nicht«, sagte Dominique und reichte mir das Shampoo vom Rücksitz, das ich liegen gelassen hatte. »Und komm bald wieder.«

»Morgen?«, fragte Sophia.

Ja, unbedingt.

Von da an entwickelten wir eine Routine und gingen mehrmals in der Woche in den Salon. Ich aß so oft mit Sophias Familie zu Abend, dass ich mir vorkam, als wäre ich ihre Austauschschülerin, und ich wurde so sehr Teil ihres Alltags, dass Dominique mir eine Zahnbürste ins Bad stellte und Sophia mir ihre alten Gloria-Vanderbilt-Jeans und Lacoste-Pullover schenkte.

Granny erlaubte mir, Zeit bei Sophia zu verbringen, und ich führte dank meiner schicken neuen Freundin ein zweites Leben. Sie und ihre Mutter gingen mit mir in ein französisches Restaurant, und mit ihnen aß ich zum ersten Mal Spargel und trank Rotwein, und sie nahmen mich mit in *Ich glaub', ich steh' im Wald*, der in den USA erst ab siebzehn freigegeben war. Obwohl wir gleich alt waren, wirkte Sophia in meinen Augen erwachsener. In ihrem Schlafzimmer standen kubistische skandinavische Möbel, die man zu immer neuen Konfigurationen zusammenstellen konnte. Wir drehten ihre Stereoanlage auf und dekorierten stundenlang um, unterbrachen nur, wenn ein Junge auf ihrer privaten Leitung anrief. Ich saß neben ihr und tat so, als würde ich ihr nicht beim Flirten zuhören, während ich mir in Wahrheit alles peinlich genau merkte, damit ich wusste, was ich sagen musste, sollte sich jemals irgendjemand in mich verlieben. Sophia blieb

gern lange auf und sah Filme, und wenn ich bei ihr schlief, brachte uns ihre Mutter am nächsten Morgen beide zur Schule.

Ich konnte Sophia nicht beneiden, weil sie mich wie eine Schwester behandelte. Aber je mehr Zeit ich bei ihr verbrachte, umso schwerer fiel es mir, zu meiner Familie zurückzukehren. Moms Abwesenheit war jetzt noch auffälliger, da ich Zeit in einem Haus verbrachte, das mit Gelächter, gemeinsamen Abendessen und Musik erfüllt war. In Sophias Fall bedeutete eine alleinerziehende Mutter keine Niederlage. Dominique war stärker als meine Mutter, und ich wurde zunehmend ungeduldiger mit Mom, weil mir schien, dass sie es nicht wirklich versuchte. Wie lange war die Verjährungsfrist für Traurigkeit?

Während mich Sophia und ihre Mutter mehr und mehr an ihrem Glück teilhaben ließen, kam ich mir immer egoistischer vor, weil ich nichts zurückgeben konnte. Ein paarmal fragte Sophia, ob sie zu mir kommen könnte, aber ich wendete es immer ab und sagte, meine Mutter sei krank. Ich schämte mich für die Schwäche meiner Mutter und wusste nicht, wie ich erklären sollte, dass sie sich hinter eine geschlossene Tür zurückgezogen hatte. Verglichen mit Sophias Leben erschien mir meins so leer, und ich hatte Angst davor, sie sehen zu lassen, wie viel wir teilen mussten: Betten, Bad, Schmerz. Ich glaubte nicht, dass Sophia es verstehen würde, und ich war nicht sicher, dass ich es ihr auf eine Weise erklären könnte, die einen Sinn ergeben hätte.

Ich schlief weniger oft in Moms Bett, und ich glaube, es war uns beiden recht. Sie fragte nicht, wo ich war, und ich erwähnte Sophia nicht, weil ich annahm, dass Granny sie informiert hatte. Mehr und mehr hatte ich das Gefühl, ein Doppelleben zu führen.

Eines Samstagmorgens wachte ich früh auf, roch Haselnusskaffee und fand Mom am Küchentisch, die sich die Hände an einem dampfenden Becher wärmte, der *Monterey Herald* ausgebreitet vor ihr. Sie interessierte sich nicht für Nachrichten, deswegen schaute ich ihr über die Schulter, um zu sehen, was sie las. Sie hatte Garagenflohmärkte eingekreist und zwar die in den noblen Gegenden. Sie blies Rauch aus und blickte zu mir.

»Wenn wir gleich losfahren, sind wir dort, bevor die guten Sachen weg sind«, sagte sie.

»Wir?«

»Hast du was Besseres vor?«

Ich war mir nicht sicher, ob es eine gute Idee war. Mein letzter Ausflug mit Mom hatte mit einer Beinahe-Festnahme in einer Bowlingbahn geendet. Sie holte

die Schlüssel aus ihrer Tasche.

»Komm schon. Du kannst dir eine Sache aussuchen.«

Überredet. Einem Geschenk konnte ich nicht widerstehen.

Der Gremlin beschwerte sich, als Mom ihn in einem zu hohen Gang den kurvenreichen zweispurigen Los Laureles Grade hinaufzwang. Sie verlangsamte vor Briefkästen, um die Hausnummern zu lesen, bis sie die in der Zeitung genannte fand, und lenkte den Wagen durch ein von Säulen gefasstes Tor zu einem Haus, das so groß war wie ein Hotel und das ganze Tal überblickte. Durch einen Lattenzaun sah ich einen Tennisplatz und das Türkis eines Swimmingpools. Wir hielten neben einem Springbrunnen, in dem ein Fisch Wasser spie, und gingen zur Garage, in der eine Frau Bücher aus einer Kiste nahm und sie auf einen Klapptisch legte. Wir waren eine Stunde zu früh.

»Oh, Sie ... sind die Ersten«, sagte sie und zog ihren Ärmel zurück, um auf die Uhr zu blicken.

»Das ist super!«, sagte Mom. »Dann können Sie mir die guten Sachen zeigen.«

Die Frau zwang sich zu einem Lächeln und führte Mom zu einem Tisch mit Kristallvasen und Porzellantellern.

»Es war das Hochzeitsservice meiner Tante«, sagte die Frau.

Mom betrachtete gemächlich die Waren, drehte jedes Ding um, um auf das Preisschild zu schauen, und stellte es dann vorsichtig wieder ab.

»Was für ein Wucher!«, flüsterte Mom mir zu laut zu, und ich wand mich und hoffte, dass die Frau es nicht gehört hatte. Mom schlenderte durch die Garage, behandelte alles, als würde sie nach Hinweisen suchen. Sie hielt sich Pullover an und überprüfte die Ärmellänge. Sie blätterte in Büchern. Sie begutachtete sogar Dinge, von denen ich wusste, dass sie sie nie kaufen würde wie eine Bohrmaschine und ein Paar Ski.

Ich versuchte, mit der Mauer zu verschmelzen, und sah zu, wie die Frau sie beobachtete. Wir hätten beide gern gewusst, was genau sie tat. Dann dämmerte es mir. Sie wollte überhaupt nichts kaufen; sie war nur hier, weil es ihr Spaß machte, im Leben anderer Leute zu kramen. Im Leben reicher Leute.

Ich zupfte an ihrem Ärmel. »Können wir gehen?«

»Wir gehen, wenn *ich* es sage«, zischte sie leise. Dann wandte sie sich von mir ab und der Frau zu, ihre Miene freundlich und weich.

»Entschuldigen Sie, dürfte ich wohl Ihre Toilette benutzen? Es tut mir leid, dass ich Sie darum bitten muss.« Sie senkte die Stimme und flüsterte vertraulich.

»Es hat medizinische Gründe.«

Die Frau erschrak. Sie zögerte und bat Mom dann, sich zu beeilen – sie könne ihre Sachen nicht lange unbeaufsichtigt lassen. Die Frau führte uns ins Haus und einen Flur entlang mit Fenstern in der Decke, die hereinfallenden Lichtsäulen bildeten hellgelbe Quadrate auf dem Terracotta-Boden. Mom folgte ihr langsam, um die Umgebung in sich aufzunehmen. Sie fuhr mit dem Finger über die glänzende Abstellfläche, registrierte den Kühlschrank, dessen Tür Eiswürfel und kaltes Wasser spendete, und warf rasch Blicke in die Zimmer. Ich ging hinterher, es war mir unermesslich peinlich, dass Mom so eine Show abzog, nur um ins Haus zu kommen. Die Frau zeigte ihr die Toilette, und Mom verschloss die Tür hinter sich. Ich hörte, wie sie Schubläden und Medizinschränke öffnete auf der Suche nach Hinweisen, wie ihr Leben hätte sein können, wäre es verlaufen, wie es hätte verlaufen sollen. Die Frau und ich standen nebeneinander, räusperten uns verlegen und hörten zu, wie Mom herumschnüffelte.

»Alles in Ordnung da drin?«, fragte die Frau und klopfte an die Tür. Ich hörte Schritte, dann die Toilettenspülung, schließlich lief kurz Wasser aus einem Hahn, und Mom riss die Tür auf.

»Oh, hallo!«, Mom lächelte gutgelaunt. »Ich liebe den Whirlpool, den Sie da im Bad haben.«

Die Frau lächelte matt, es folgte ein unbehagliches Schweigen. »Wir sollten jetzt wirklich wieder nach draußen gehen.«

Wir gingen hinter ihr her, doch Mom war nicht bereit, so schnell aufzugeben. Sie plapperte hinter dem Rücken der Frau.

»Wer sind Ihre Handwerker? Es ist so schwer, heutzutage gute Handwerker zu finden. Mein Mann will einen Whirlpool in unser Bad einbauen, und zuerst war ich dagegen, weil wir im Freien schon einen Jacuzzi haben. Einen aus Redwood, Sie wissen schon. Aber jetzt, wo ich Ihnen gesehen habe, werde ich noch mal darüber nachdenken. Benutzen Sie ihn oft?«

Die Frau antwortete nicht, und kaum waren wir wieder draußen, entfernte sie sich von uns und ging hastig zu einem Mann, der vermutlich ihr Ehemann war und uns sofort finster anstarrte. Ich schämte mich, dass Mom eine Grenze überschritten hatte, erwischt worden war und es nicht einmal bemerkte. Sie hatte diesen Leuten etwas gestohlen, auch wenn es nichts war, das man in Händen halten konnte. Sie hatte ihnen ein Stückchen Privatsphäre genommen. Ich schämte mich und musste Mom zum Auto dirigieren, bevor sie noch mehr Schaden anrichten konnte.

»Mom, wir sollten gehen.«

Sie öffnete den Mund, um zu protestieren, dann bemerkte sie den Mann, der uns anstarrte. Sie hakte sich bei mir unter und neigte sich zu mir, als wollte sie mir etwas Vertrauliches zuflüstern, doch dann sagte sie laut: »Nichts als überteuerter Mist hier.«

Ich ging schneller und zog sie zum Auto.

»Was ist los mit dir?«, fragte sie.

»Mir ist kalt.«

Mom hatte noch mehr Flohmärkte auf der Liste, aber ich überredete sie, mich nach Hause zu bringen, und behauptete, Grandpa würde auf mich warten, um nach den Bienen zu sehen. Es entsprach nicht wirklich der Wahrheit, aber ich könnte es mühelos zur Wahrheit werden lassen, wenn ich ihn im Garten sah. Ich musste nur sagen, dass ich gern nach den Bienen schauen würde, und er ließ fallen, was immer er in der Hand hatte, und holte die Schleier. Ich musste einfach dafür sorgen, dass Mom nach Hause fuhr in die Sicherheit ihrer vier Wände, wo sie mich nicht in Verlegenheit bringen konnte oder mit irgendjemandem einen Streit anfang.

Seit unserer Ankunft in Kalifornien hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie in die Gesellschaft zurückkehren würde. Doch die wenigen Male, als sie das Haus verlassen hatte, verlief es nie gut für sie. Sie hatte ein Talent dafür, von jedem Ort vertrieben zu werden, an den wir gingen, und ihre anschließende Selbstgerechtigkeit war mir immer peinlich. Ihr Zorn war unberechenbar, aber unausweichlich; sie tobte wegen Kleinigkeiten – einem Fahrer, der vergaß, den Blinker zu setzen, einer Kassiererin, die sich weigerte, einen abgelaufenen Gutschein einzulösen.

Als sich mein Bewegungsradius über die Via Contenta ausweitete, begann sich in mir zunehmend der Verdacht zu regen, dass Moms unvorhersehbare Stimmungsschwankungen Teil ihrer Persönlichkeit waren und nicht nur temporärer Trübsinn wegen des Verlusts von Dad oder ihres schweren Schicksals. Die viele Bettruhe hatte ihre Aussichten im Leben nicht verbessert. Sie bewegte sich voller Abwehr durch die Welt, unterstellte jedem das Schlimmste, und sie war jetzt überzeugter denn je, dass die Leute sie nur drankriegen wollten. Ich sorgte mich, dass sie sich gegen mich wenden würde, wenn ich sie aufbrachte. Manchmal glaubte ich sogar, dass es am sichersten war, wenn sie auf Dauer im Bett blieb.

Ich suchte Zuflucht bei den Bienen, und je mehr Zeit ich mit Grandpa verbrachte, umso mehr wusste ich zu schätzen, wie leicht es war, mit ihm zusammen zu sein. Wir konnten uns unterhalten oder auch nicht; es spielte keine Rolle. Wir waren gern zusammen, und diese schlichte Leichtigkeit gab mir das Gefühl, dass vielleicht doch nicht alles so schlimm war. Ich fragte mich, was Grandpa von Natur aus an sich hatte, das mir und Mom fehlte. Als mich diese Frage immer neugieriger machte, begann ich mich dafür zu interessieren, wer er gewesen war, bevor ich vor seiner Tür gestanden hatte. Wer hatte ihm die Dinge beigebracht, die er mir beibrachte? Mir dämmerte, dass Grandpa jemand anders gewesen sein musste, bevor er mein Großvater wurde. Aber ich wusste nur sehr wenig über diesen Mann, der zu einer der wichtigsten Personen in meinem Leben geworden war.

Auf einer Fahrt nach Big Sur fragte ich ihn schließlich, warum er Bienen hielt.

»Mein Vater hielt Bienen, und sein Vater hielt auch Bienen, und meine Cousins hielten Bienen. Es standen Bienenstöcke auf der Post Ranch, auf der meine Mutter geboren wurde. Ihr Vater und ihr Großvater hielten Bienen. Ich glaube, deshalb habe ich auch damit angefangen.«

»Aber warum gefällt es dir so gut?«

Wir verlangsamten auf dem Highway 1, als vor uns ein Wohnmobil auf eine Parkbucht mit Blick auf den Pazifik fuhr, wo Touristen Fotos von der Bixby Bridge, einer Bogenbrücke, machten, die zwei Küstenabschnitte miteinander verband. Grandpa wartete geduldig.

»Na ja ... man kann allein arbeiten. Es geht dir niemand auf den Wecker. Man bewegt sich langsam, wenn man mit Bienen arbeitet, es ist eine ruhige Arbeit. Und die Leute mögen es, wenn ich ihnen Honig gebe.«

Das Wohnmobil versperrte uns nicht mehr den Weg, und Grandpa und der Fahrer winkten sich kurz zu, als wir Richtung Süden an ihm vorbeifuhren.

»Und Big Sur ist ein guter Ort für Bienen«, fuhr Grandpa fort.

»Warum?«

»Ich kann mich gut um sie kümmern, und sie sind an einem Ort, wo sie frei herumfliegen können.«

Ich war verwirrt. Konnten Bienen nicht grundsätzlich herumfliegen, wo immer sie wollten?

Er schraubte die Thermoskanne auf, während er mit der anderen lenkte, und reichte mir die Tasse, damit ich Kaffee einschenkte. Er trank, dann kurbelte er

das Fenster herunter und legte den Ellbogen auf dem Rahmen ab. Er machte es sich bequem, um mir etwas zu erklären.

»Es gibt drei Arten von Bienenhaltern«, begann er.

Hobbybienenhalter haben eine Handvoll Stöcke, um etwas über Bienen zu lernen und ein bisschen Honig zu ernten; andere, wie er selbst, halten Bienen zum Nebenerwerb, machen ein kleines Geschäft mit über hundert Stöcken an festen Orten; und dann gibt es die großen Profis mit Tausenden von Stöcken, die ihre Bienen durch das Land fahren, damit sie große landwirtschaftliche Flächen bestäuben.

»Diesen Bienenhaltern ist der Honig egal. Sie verdienen ihr Geld, indem sie Bienen an Farmer vermieten«, sagte er.

Ich hätte nie gedacht, dass man Bienen anders halten konnte als Grandpa. Er arbeitete in Harmonie mit den Bienen, stellte sich auf ihre Bedürfnisse ein. Es war schwer vorstellbar, dass es außerhalb von Big Sur anders lief. Doch Bienen wurden auf Autobahnen transportiert und waren gezwungen, für Menschen zu arbeiten.

»Wohin fahren sie mit den Bienen?«

Vor allem zu den Mandelplantagen im Central Valley, sagte er. Es gibt in ganz Kalifornien nicht genügend Bienen, um alle Mandelblüten zu bestäuben, und die Bäume sind von den Bienen abhängig, weil ihr Pollen zu schwer ist und der Wind ihn nicht weitertragen kann. Bienenhalter aus anderen Bundesstaaten bringen im Frühjahr ihre Bienen und laden die Stöcke mit Gabelstaplern in den Plantagen ab. Mehrere Wochen lang müssen sie Reihen über Reihen, so weit das Auge reicht, Mandelbäume bestäuben. Um gesund zu bleiben, müssen sich Bienen allerdings von mehr als nur einer Sorte Pollen ernähren, aber diese Wanderbienen sind gezwungen, Tag für Tag das Gleiche zu essen.

»Stell dir vor, du isst einen ganzen Monat lang jeden Tag nur Hotdogs. Und den nächsten Monat nur Hamburger«, sagte Grandpa. »Was glaubst du, würde mit dir passieren?«

»Wahrscheinlich müsste ich mich übergeben«, sagte ich.

»Genau.«

Wenn die Bienen eine Plantage bestäubt haben, holen die Bienenhalter sie wieder ab und transportieren sie zu den nächsten blühenden Bäumen, lassen ihre Bienen auf Kirschbäume in Stockton oder Apfelbäume in Washington los. Bienen zum Mieten rackern von Februar bis August, und das bedeutet, dass eine

typische Honigbiene in Amerika mehr Zeit auf einer Autobahn verbringt als in der Wildnis.

»Deswegen lasse ich meine Bienen an Ort und Stelle«, sagte Grandpa. »Ich glaube, dass die kommerziellen Bienen gestresst sind. Es ist nicht natürlich, Bienen aus ihrer gewohnten Umgebung herauszureißen. Sie werden desorientiert, und sie brauchen eine Weile, um sich neu zurechtzufinden. Das ist anstrengend.«

Nicht nur der Transport schadet den Bienen, fuhr Grandpa fort. Es sind auch die Pestizide, die die Bienen aufnehmen und in ihre Stöcke tragen. Es ist, als würde man in einem Haus leben, das mit bleihaltiger Farbe gestrichen ist. Zuerst merkt man keine negativen Folgen, aber im Lauf der Zeit entwickeln die Bienen nervöse Störungen, können nicht mehr fliegen und sterben.

»Deswegen stelle ich meine Stöcke weit weg von Menschen auf, wo es keine Chemikalien gibt. Auf diese Weise kann ich sie schützen.«

Grandpas Bienen waren in Sicherheit, aber jetzt machte ich mir Sorgen um die Wanderbienen. Würden sie alle krank werden und sterben?

»Sind die Bienen in Gefahr?«

»Noch nicht«, sagte Grandpa. »Aber wenn wir sie weiterhin wie Sklaven behandeln, könnten wir die Bienen ein für alle Mal verlieren.«

»Und was dann?«

»Dann haben wir nichts mehr zu essen.«

Das war die Antwort auf meine Frage. Grandpa hielt Bienen, weil er verstand, was wirklich wichtig war.

Er wusste, dass es ein Gleichgewicht geben sollte zwischen den Dingen, die ein Mensch im Leben nahm und gab. Dass eine gute Beziehung zwischen Bienen und Menschen oder zwischen zwei Mittelschülerinnen oder zwischen Mutter und Tochter von der beiderseitigen Einsicht abhängt, dass der andere kostbar ist.

Heißes Wasser

1982

Eine Bienenlektion im Umgang mit Gefahr

Kurz nachdem ich mit der Mittelschule angefangen hatte, fand eine abrupte Veränderung unserer Wohnsituation statt. Das Nachbarhaus war plötzlich zu mieten, und Granny packte die Gelegenheit beim Schopf. Kaum hatte die Frau von nebenan, die Korbwiegen machte, ihre letzten Sachen gepackt, verkündete Granny, dass Mom, ich und Matthew umziehen würden und sie für die Miete aufkäme. Teil der Abmachung war, dass Mom einen Job finden müsste, um die Nebenkosten und Lebensmittel zu bezahlen. Das Zuckerbrot zeigte Wirkung. Mom fand eine Teilzeitstelle als Darlehensberaterin in einer Bank. Endlich, sieben Jahre nach unserer Ankunft, bekam Granny ihr Haus zurück.

Unser neues Zuhause war noch kleiner als das unserer Großeltern, es gab keine extra Dusche und keine Heizung, die Dielen waren an manchen Stellen verzogen, aber es gehörte uns. Das Linoleum in der Küche und im Bad hatte Löcher und Risse, die Fliegengittertür hing nach einer Seite, und im moosgrünen Teppich waren Brandlöcher von Zigaretten, aber nichts davon war wichtig, weil ich glaubte, dass wir in diesem kleinen heruntergekommenen Haus endlich wieder eine Familie sein könnten. Nicht länger unter Grannys Fittichen, würde Mom wieder zu unserer Mutter. Das Haus wäre unser Neuanfang, und vielleicht, nur vielleicht, wenn alles wieder besser wäre, könnte ich eines Tages Sophia zu mir einladen.

Es gab zwei Schlafzimmer an entgegengesetzten Enden des Hauses. Eins für Mom, und das andere, eine umgebaute Garage, sollten Matthew und ich miteinander teilen. Nachdem wir die Schlafzimmertür geöffnet hatten, mussten wir drei Stufen hinuntergehen; auf dem Boden, der aus Beton war, lag kein Teppich, sondern nur eine dünne rutschfeste Teppichunterlage. Auf Hüfthöhe gab es zwei Fenster an entgegengesetzten Wänden. Das Zimmer war kalt, die Wände aus rauen knorrigen Kiefernstämmen waren nicht isoliert, doch die Rettung waren zwei Schränke, so dass Matthew und ich zum ersten Mal wieder einen privaten Bereich hatten.

Granny fuhr zum Auktionshaus in Monterey, um Möbel zu ersteigern. Sie kaufte ein Stockbett und eine alte Kommode im Westernstil mit einem fleckigen Spiegel für meinen Bruder und mich. Für Moms Zimmer lieferte das Auktionshaus ein Doppelbett, eine furnierte Holzkommode und einen kleinen Tisch mit einer Schublade. Eine richtige Couch war zu kostspielig, deswegen kaufte Granny ein Zweiersofa mit einem kratzigen Überzug mit Blumenmuster und hölzernen Armlehnen. Es war die einzige Sitzgelegenheit in unserem Wohnzimmer und eine unpraktische Lösung, weil nur zwei Personen darauf sitzen konnten. Wir wurden die neuen Besitzer eines instabilen Bücherregals, das wackelte, wenn man ein Buch herausnahm, und eines winzigen Schwarzweißfernsehers mit Zimmerantenne, den Mom auf das Sims über dem Kamin stellte, so dass man vom Sofa aus nichts mehr erkennen konnte. Die Einrichtung vollendete ein tragbarer Plattenspieler, den sie auf den gefliesten Beistelltisch stellte. Sie spielte abwechselnd ihre drei Alben: *Saturday Night Fever*, *Grease* und *The Bee Gees*. Mom dekorierte das Wohnzimmer mit Blumenampeln aus Makramee und Grünlilien, die sie auf Garagenflohmärkten erstand.

Am Tag des Einzugs arrangierten Matthew und ich gewissenhaft unsere Kleidung und Schuhe immer wieder neu in unseren Schränken.

»He«, sagte Matthew und steckte den Kopf aus seinem Schrank, in dem er seine Legokästen in ein Fach räumte.

»Was?«

»Gibt es in der Küche was zu essen?«

»Geh nachschauen.«

»Nein, du gehst.«

»Du bist wirklich ein Baby«, fuhr ich ihn an.

Der Kühlschrank war avocadofarben, passend zum Herd. Ich zog die Tür auf und fand ein mickriges Angebot: einen Sechserpack Fresca-Limonade, einen Riesenbehälter mit magerem Hüttenkäse, Stangensellerie, eine halbe verkümmerte Grapefruit und eine Packung mit Milchbrötchen. Mom war wieder auf Diät. Ich öffnete alle Schränke, bis ich eine Schale fand, und löffelte Hüttenkäse hinein.

»Was glaubst du, was du da tust?«

Ich zuckte zusammen und fühlte mich schuldig.

Mom nahm die Schale und schob den Hüttenkäse zurück in den Behälter, schloss ihn mit dem Deckel und stellte ihn wieder in den Kühlschrank. Sie knallte die Tür zu.

»Erstens, die Sachen da drin habe ich für mich gekauft. Du kannst hier nicht einfach irgendwas nehmen«, sagte sie. »Zweitens, lass die Kühlschrankschranktür nicht offen stehen. Die ganze kalte Luft geht raus.«

Und so wurde die neue Ordnung etabliert: Das Haus gehörte ihr, und Matthew und ich lebten zufälligerweise in einer kleinen Ecke darin. Ich wusch die leere Schale und versuchte, mich an Grandpas Rat zu halten, mich nicht über Mom zu ärgern. Ich hätte gern protestiert, wusste jedoch, dass es vergeblich gewesen wäre. Wenn Mom wütend wurde, war sie wie ein Zug, den man nicht aufhalten konnte. Sie war wütend auf eine stachelige Weise, die sich an alle in ihrer Umgebung anhaften wollte, als wüsste sie, dass sie ihr ganzes Leben lang wütend sein würde und Gesellschaft wollte. Ich schwieg, während ich die Schale trocknete und sie in den Schrank zurückstellte. Sie wartete auf eine Entschuldigung, doch ich ging zurück in mein neues Zimmer. Es war naiv gewesen zu glauben, dass Mom Matthew und mich weniger irritierend finden würde, nur weil wir in einem anderen Haus wohnten. Eine Person verändert sich nicht mit ihrer Umgebung. Ich gab meine Hoffnung ebenso schnell wieder auf, wie ich sie geschöpft hatte, ein hübsches Band, das aus meiner Hand flatterte. Matthew machte ein langes Gesicht, als er mich mit leeren Händen zurückkommen sah.

»Schauen wir in Grannys Kühlschrank nach«, sagte ich.

Während der nächsten Wochen erfuhren wir, wie Moms Hausordnung aussah. Das Essen wurde sorgfältig getrennt nach Diätlimonaden und Snacks mit wenig Zucker für sie und Sachen für uns, die wir in der Mikrowelle erhitzen: gefrorene Burritos, Hamburger, Fertiggerichte. Doch Moms Besitzansprüche reichten weit über das Essen hinaus. Mein Bruder und ich mussten um Erlaubnis fragen, wenn wir den Fernseher einschalten, das Telefon benutzen oder den Heizlüfter einstecken wollten. Da sie jetzt mit Rechnungen konfrontiert war, berechnete Mom jedes Watt und jeden Wassertropfen, den wir verbrauchten. Wenn einer von uns badete, horchte Mom vor der Tür und hämmerte dagegen, wenn wir an ihr vermeintliches Wasserlimit gestoßen waren. Mein Bruder und ich gewöhnten uns an, die Geräte zu benutzen, bevor sie von der Arbeit nach Hause kam, und den Fernseher mindestens eine Stunde vor ihrer Ankunft auszuschalten, damit er abkühlte und uns nicht verriet. Sie rächte sich, indem sie den Fernseher in ihr Schlafzimmer schleppte, zu dem wir keinen Zugang hatten. Als Nächstes brachte sie das Telefon in ihr Schlafzimmer. Dann das Radio, bis wir sie schließlich seltener sahen, als im alten Haus. Matthew und ich brauchten nicht lange, bis wir

zum Essen, ungestörten Duschen und Fernsehen wieder ins Haus unserer Großeltern gingen.

Als sie die Rechnungen nicht mehr bezahlen konnte, zog es auch Mom nach nebenan. Um Geld zu sparen, kündigte sie als Erstes der Müllabfuhr und warf ihren Abfall in Grannys und Grandpas Tonnen. Sie wusch bei Granny, um Wasser zu sparen. Dann kam sie, um Milch oder Butter zu leihen oder Holz von Grandpas Stapel zu nehmen. Granny gab ihr ein monatliches Taschengeld, damit sie in ihrem eigenen Haus blieb.

Mein Lieblingsort im neuen Haus war das Bad, weil ich nur dort wirklich allein sein konnte. Ich badete gern eine gute Stunde und las einen Hardy-Boys-Krimi, bis das Wasser zu kalt war. Genau das tat ich eines Nachmittags, als mir die Idee kam, dass ich mein Bad ausdehnen und noch länger lesen könnte, wenn ich etwas von dem lauwarmen Wasser aus- und frisches heißes Wasser nachlaufen ließ. Ich wusste, dass es riskant war, weil Mom vielleicht hörte, dass ich mehr als eine Wanne voll Wasser verbrauchte, aber wenn ich mit den Zehen den Stöpsel nur einen Millimeter anheb und das Wasser langsam und geräuschlos auslief, würde sie es vielleicht nicht hören. Es dauerte ewig, aber schließlich war die Hälfte des Wassers ausgelaufen. Ich drehte den Heißwasserhahn ein wenig auf und hielt den Waschlappen darunter, um das Geräusch zu dämpfen. Die Wärme meines glorreichen Aufstands umspülte meine Beine, und als das Wasser erneut dampfte, wandte ich mich wieder meinem Buch zu.

Ich hatte gerade zwei Sätze gelesen, als ich schnelle Schritte hörte und die Badezimmertür aufgerissen wurde und gegen die Wand knallte. Mom drehte den Heißwasserhahn zu, nahm mir das Buch aus der Hand und schleuderte es gegen die Wand. Dann packte sie den Rand der Badewanne mit beiden Händen und beugte sich zu mir herunter, so dass sich ihr heißer Atem mit meinem mischte. Sie hatte etwas von einer Wildkatze, als neigte sie sich vor, um meine Angst zu riechen.

»Was, *verdammt nochmal*, glaubst du, das du da tust?«

Ich versuchte, mich nicht zu regen. Wir wussten beide ganz genau, was ich getan hatte. Ich hatte Wasser gestohlen. Mom packte mich am Oberarm und zerrte mich so heftig aus der Wanne, dass ich mich an ihr festhalten musste, um nicht umzufallen. Ich fand mein Gleichgewicht und stand tropfnass da, während sie die Tür blockierte. Sie kochte vor Wut, ihr Gesicht war so rot, wie ich es nie zuvor gesehen hatte.

»Glaub bloß nicht, dass du schlauer bist als ich«, sagte sie und stieß mich mit dem Finger.

»Das tue ich nicht.«

Ich begann zu zittern. Ich musste um sie herum und aus der Tür. Vielleicht wenn ich mich entschuldigte.

»Ich habe es satt, dass ihr Kinder Wasser verschwendet. Ihr scheint zu glauben, dass ich im Geld schwimme. Sperr die Ohren auf und hör gut zu – tue ich nicht.«

»Tut mir leid«, murmelte ich.

Es tat mir überhaupt nicht leid. Ich schäumte vor Wut. Der Wasserverbrauch war kein Thema in Sophias Haus. Wenn wir Geschirr spülten oder duschten oder die Toilette betätigten, verschwendeten wir keinen Gedanken daran. Doch zu Hause machte ich mir ständig Sorgen wegen des Wassers, schon bei seinem Anblick hatte ich einen Knoten im Bauch, weil es so kostbar war. Ich wusste, dass ich nicht mehr als meinen Anteil hätte verbrauchen dürfen. Ich überlegte verzweifelt, wie ich sie beruhigen und an ein Handtuch kommen könnte.

»Du klingst nicht so, als ob es dir leidtäte.«

»Kann ich ein Handtuch haben?«

Mom kniff die Augen zusammen. »Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

Ich wusste nicht, ob sie mir gerade eine Gnadenfrist eingeräumt oder mir gedroht hatte. Aber ich wartete nicht, um es herauszufinden. Ich stürzte mich auf den Handtuchständer, riss ein Handtuch herunter, flitzte an ihr vorbei und zur Tür hinaus, bevor sie Zeit hatte zu reagieren. Ich rannte zum Schlafzimmer in der Hoffnung, dass Matthew da war, weil wir zu zweit eine bessere Chance gegen sie hatten.

Bevor ich wusste, wie mir geschah, spürte ich, wie ihr Gewicht auf meinem Rücken landete wie eine Matratze. Ich fiel nach vorn und stürzte mit solcher Wucht auf den Teppich, dass ich keine Luft mehr bekam. Die Zeit blieb stehen, während ich um Luft rang, dann drehte Mom mich wie eine Stoffpuppe auf den Rücken und setzte sich auf mich wie eine Ringerin. Ich Körper war schwer wie ein Sandsack, und ich schnappte nach Luft.

»Ihr Kinder nehmt ständig und nehmt und nehmt! Nach allem, was ich für euch getan habe! Ich musste es ganz allein schaffen, aber höre ich jemals ein Dankeschön? Neiiiiin!«

Mein Herz pochte gegen die Innenseite ihres Oberschenkels, als ich versuchte ihre Arme abzuwehren und mich aufzubäumen, aber ich saß in der Falle.

Adrenalin strömte durch meine Adern, und ich schlug so heftig um mich, wie ich konnte. Wir waren wie zwei Katzen ineinander verkrallt. Sie versuchte, meine Arme festzuhalten. Schließlich bekam sie meine Handgelenke zu fassen und presste mir die Arme auf die Brust. Sie verzerrte vor Wut den Mund und schrie über mich hinweg einen Punkt an der Wand an.

»Du hast keine Ahnung, in welcher Hölle ich gelebt habe!« Ich erschrak über ihren unsinnigen Ausbruch und wehrte mich nicht länger, unsicher, was hier vor sich ging. Sie schien mit jemandem zu sprechen, den ich nicht sehen konnte.

»Niemand hat mich gemocht. Niemand hat mich JEMALS gemocht!«

Ein stilles Entsetzen ergriff von mir Besitz. In ihrem Kopf war Mom wo ganz anders, in einem Zustand, in dem ich sie nicht erreichen konnte. Ihre Stimme war vertraut, aber viel jünger, so wie ich mir vorstellte, dass sie als kleines Mädchen geklungen hatte. Möglicherweise war ihr gar nicht klar, was sie gerade tat. Und das war furchterregender als alles andere, denn was wäre, wenn sie mir noch Schlimmeres antun würde? Ich bat sie, mich loszulassen, aber sie hörte mich nicht. Ihre Qual komprimierte sich in Trommelschlägen aus einem Wort.

»Niemand! Niemand! Niemand!«

Sie fuhr mit den Händen in mein Haar, wand die Finger um zwei Strähnen und zog. Augenblicklich zuckte ein weißer Schmerz aus tausend Nadelstichen über meine Kopfhaut. Sie zerrte meinen Kopf von einer Seite zur anderen, und wir kreischten beide, unverständliches Geheul wie von gefangenen Tieren, die um Rettung flehten. Ich spürte wie meine Haarfollikel ausrissen, und aus dem Augenwinkel sah ich meine Haare aus ihren Fingern fallen und zu Boden schweben. Ich wand mich, um mich zu befreien, und sie verlagerte das Gewicht, um es zu verhindern. Es gab keinen Ausweg für mich.

Ich wehrte mich nicht länger, ließ auf mich zukommen, was immer es sein sollte. Ich schloss die Augen und sah mich selbst in einen dunklen Ozean hinuntersinken, weiter und weiter weg von ihr. Während ich tiefer hinabsank, wurde es immer stiller, bis sich ihr Geheul auflöste. Ohne etwas zu sehen oder zu hören trieb ich langsam auf den Grund hinunter. Als ich auf dem weichen Sand auftraf, schlossen sich Stahltüren um mein Herz und sicherten es, so dass sie es nie wieder erreichen konnte.

In diesem Augenblick beschloss ich, dass ich nicht mehr zu ihr gehörte. Kaum hatte ich diesen Entschluss gefasst, brach ein warmes Licht durch die Dunkelheit bis auf den Grund des Ozeans und wärmte meine Haut. Ich war frei. Sie konnte mir jetzt antun, was immer sie wollte, es spielte keine Rolle mehr. Ich gehörte

jetzt mir und würde nie wieder ihr gehören. Erleichterung schloss mich ein wie ein Kokon, weil ich wusste, dass ich sie nicht lieben musste, nur weil sie meine Mutter war. Ich musste sie nur überleben, und dann könnte ich sie eines Tages endgültig verlassen. Grandpa hatte recht. Wenn ich ihr gehorchte und aus dem Weg ging, würde ich überleben. Mein Körper war unter ihrem Gewicht gefangen, aber meine Gedanken nicht. Ich musste lächeln.

»Ach, du findest das wohl komisch?«

Ich hob die Hand, und ihr Schlag kam schnell und heftig, wie ein Stromstoß auf meiner Wange. Ich schlug die Hände vors Gesicht und wandte den Kopf ab, und durch meine Finger sah ich, wie Matthew aus dem Schlafzimmer kam, als Mom einen zweiten Schlag auf der anderen Wange landete.

»Mom!«, schrie er. »Hör auf, sie zu schlagen!«

Seine Stimme traf sie wie ein Lasso, und sie hielt sofort inne. Sie blickte mich verständnislos an, als würde sie mich nicht erkennen. Sie keuchte, rollte von mir herunter und blieb mit bebenden Schultern auf dem Teppich liegen. Ich krabbelte wie ein Krebs in die entgegengesetzte Richtung, lehnte mich an die Wand, damit ich sie im Blick hatte. Sie schluchzte jetzt, wiegte sich vor und zurück, die Arme um die Knie geschlungen. Ich langte auf meinen Kopf und drückte die Hand auf die kahle Stelle, damit sie zu pochen aufhörte. Ich stand auf, ging auf wackligen Beinen die Wand entlang in mein Schlafzimmer und zog mich rasch an. Ich hörte, wie die Tür in den Angeln quietschte und erstarrte.

»Ich bin's«, sagte Matthew und steckte den Kopf ins Zimmer.

Er kam herein, griff nach meiner Hand, und wir rannten an unserer zusammengesunkenen Mutter vorbei, aus dem Haus, durch die Öffnung im Zaun und ins Haus unserer Großeltern. Granny und Grandpa sahen fern, als wir ins Wohnzimmer stürmten und gleichzeitig wie hysterisch zu erzählen anfangen.

»Jetzt mal langsam«, sagte Granny. »Einer nach dem anderen.«

Ich versuchte zu erklären, brach jedoch bald in Schluchzer aus, und Matthew erzählte Granny, was er gesehen hatte. Grandpa griff an den Hebel seines Fernsehsessels und stellte ihn aufrecht. Granny blickte finster drein und schaltete den Fernseher aus. »Was hast du getan, dass sie sich so geärgert hat?«

»Ruth, Schatz!«, sagte Grandpa und warf ihr einen flehenden Blick zu, der absolut nichts Gutes bewirkte. Er hatte sich eingemischt, und sie konnte es nicht fassen.

»Wie bitte?«, sagte sie zu Grandpa, als würde sie einen unverschämten Schüler maßregeln.

Grandpa wandte sich mir zu. »Bist du verletzt?«

»So verletzt sieht sie nicht aus«, sagte Granny und blinzelte mich durchs Zimmer an. Sie wandte sich ab, um ins Schlafzimmer zu gehen, und beschwerte sich dabei bei einem unsichtbaren Publikum. »Wenn es das eine nicht ist, ist es das andere. Ich schwöre beim allmächtigen Gott, ich werde noch einen friedlichen Tag erleben, bevor ich meinem Schöpfer gegenüberetrete.«

Ich hörte, wie sie wählte und Mom anrief, gefolgt von tröstlichem Murmeln. Moms Wort würde gegen meines stehen.

Grandpa schüttelte angewidert den Kopf, und ich dachte, er würde etwas sagen, aber er behielt für sich, was immer er dachte. Er stand auf und atmete aus, als hätte er eine Weile die Luft angehalten.

»Gehen wir nach draußen«, sagte er.

Ohne darüber sprechen zu müssen, gingen wir zu dritt zu Grandpas Bienenstöcken. Es herrschte mehr Aktivität davor als gewöhnlich, und zuerst dachte ich, dass ein Volk vielleicht schwärmte. Doch als wir näher kamen, sah ich, dass nur eine Gruppe Bienen vor einem Stock kreiste. Sie flogen auf, drehten eine kurze Schleife vor dem Stock und landeten auf dem Anflugbrett. Dieses Muster wiederholten sie immer wieder, als hätten sie nicht den Mut, weiter weg zu fliegen.

»Was machen sie?«, fragte Matthew.

»Sie üben«, sagte Grandpa, reichte mir das Bienenstockwerkzeug und Matthew den Smoker. Grandpa und ich entfernten den Deckel vom ersten Stock, während Matthew Rauch auf den Eingang blies.

»Was üben sie?«, fragte ich.

Wenn eine Stockbiene erwachsen und bereit ist, Nektar zu sammeln, fliegt sie nicht eines Tages einfach aus dem Stock, erklärte Grandpa. Sie muss erst fliegen lernen.

»Jeden Tag ungefähr um diese Uhrzeit haben die Bienen Flugunterricht. Sie fliegen Achter vor dem Stock, prägen sich Orientierungspunkte und den Winkel des Sonneneinfalls ein, damit sie wieder nach Hause finden. Jeden Tag werden ihre Kreise größer, sie folgen den älteren Bienen, bis sie sich sicher fühlen. Erst dann fliegen sie zu den Blumen.«

»Wie lange dauert es, bis sie es gelernt haben?«, fragte ich.

»Weiß ich nicht. Wahrscheinlich hängt es von der einzelnen Biene ab, oder?«

Das erschien mir einsichtig. Ich war auch nicht eines Tages aus dem Haus gerannt und konnte lesen und rechnen. Ich musste in die Grundschule im Ort

gehen und üben. Dann wurde ich älter und sicherer und fuhr mit dem Bus in die Mittelschule und lernte weiter. Wenn ich in die Highschool käme, würde sich mein Kreis noch einmal erweitern. Wie die Bienen lernte ich durch Versuch und Irrtum und probierte etwas immer wieder, bis ich es konnte.

Er nahm einen Rahmen heraus und hielt ihn schräg ins Sonnenlicht, schaute in der Wabe nach Eiern. Ich sah zu, wie die Bienen Risse im Wachs reparierten, einander mit dem vorderen Beinpaar und den Kiefern pflegten und die Köpfe in die Brutzellen steckten, um die Larven zu füttern. Im Stock war alles, wie es sein sollte. Es war Verlass darauf, dass die Bienen immer arbeiteten, jede Biene hatte eine Aufgabe und einen Rhythmus, der mich beruhigte. Ich spürte, wie sich der Angstknoten in meinem Bauch löste und meine Schultern sich entspannten.

Grandpa hielt sich den Rahmen vors Gesicht und sprach mit uns von der anderen Seite.

»Wollt ihr über eure Mom reden?«, fragte er.

Mein Bruder und ich schauten uns an, jeder wartete, dass der andere anfing.

»Ich will nicht mehr zurück«, sagte ich.

»Ihr könnt heute Nacht bei uns bleiben«, sagte Grandpa. »Macht euch keine Sorgen, wir überlegen uns was.«

Mein Bruder riss grünes Gras aus, stopfte es in die Tülle des Smokers und gab ihn dann Grandpa zurück.

»Was hat sie so aufgebracht?«, fragte Grandpa.

Matthew schaute zum Nachbargarten, als wollte er nicht mehr daran denken.

»Ich habe heimlich heißes Wasser verbraucht.«

Grandpa schüttelte den Kopf. »Diese Frau«, murmelte er.

Dann hörten wir Grannys Stimme. Sie stand in der Tür, den Telefonhörer in der Hand, den sie an der Schnur durch die ganze Küche gezogen hatte.

»Meredith! Komm und entschuldige dich bei deiner Mutter.«

Ich zuckte zusammen. Was ich getan hatte, war falsch gewesen, aber wie Mom reagiert hatte, war noch falscher. Ich würde mich nicht entschuldigen.

Als ich unter ihr gelegen hatte, war sie in einem Wahnzustand gewesen, und ein schreckliches Leid war aus ihr herausgebrochen und hatte eine Störung aufgedeckt, die mir Angst einjagte. Sie hatte jemanden in ihrer Vergangenheit angeschrien, aber mich geschlagen. Das war nicht etwas, das eine Entschuldigung auch nur ansatzweise hätte wiedergutmachen können. Mom steckte in ernststen Schwierigkeiten, die jedoch niemand ernst nehmen wollte.

Sieben Jahre zuvor hatten wir Rhode Island verlassen, und Mom war immer noch so verzweifelt wie am Tag unserer Ankunft, wenn nicht verzweifelter. Jedes Jahr, in dem sich ihr Glück nicht wendete, ging es ein wenig schneller mit ihr bergab, und es wurde zunehmend schwierig, sie aus ihrer Verstimmung herauszuholen. Ich hatte gehofft, dass die Arbeit sie ablenken würde, doch sie klammerte sich jetzt noch fester an ihre Opferrolle. Sie kam von der Arbeit nach Hause, wütend über die Unhöflichkeit der Kunden, wenn sie ein Darlehen ablehnte. Ihr Chef war inkompetent, und ihr Rücken schmerzte, weil sie den ganzen Tag stehen musste. Ihre Mitarbeiter waren faule Schwachköpfe, und sie musste ständig ihre Schichten übernehmen. Nichts war jemals gut. Die Wut baute sich in ihr auf, in Schichten, jeden Tag ein bisschen mehr, bis sie sie schließlich auffressen würde.

Da sie mich heute ohne Vorwarnung angegriffen hatte, war es wahrscheinlich, dass sie mich morgen oder im nächsten Monat oder nächstes Jahr wieder angreifen würde. Wenn ich mich entschuldigte, würde ich stillschweigend zustimmen, dass Moms Aggression kein Grund zur Sorge war und ich sie irgendwie durch eigene Schuld heraufbeschworen hätte. Ich wusste es jetzt besser. Für die Zukunft schwor ich mir, mich so weit wie möglich von Mom fernzuhalten.

Granny wiederholte ihre Forderung, diesmal etwas lauter. Ich schaute zu Grandpa. Er musste für mich eintreten.

»Warte hier«, flüsterte er. »Ich werde ihr sagen, dass du jetzt zu durcheinander bist.«

Grandpa konnte die Entschuldigung hinausschieben, und Matthew und ich gingen früh ins Bett, um den Salven von Moms Anrufen zu entgehen, die mit mir sprechen wollte. Als ich unter der Decke lag und auf den Schlaf wartete, erinnerte ich mich an den Abend, als Dad mich gefragt hatte, ob ich lieber bei ihm leben wollte. Er hatte auch gefragt, ob Mom mich jemals geschlagen hatte, und ich war von dieser Vorstellung schockiert gewesen. Hatte er versucht, mich zu warnen? Was wusste er über Mom, das ihn zu dieser Vermutung veranlasste?

»Bist du wach?«, flüsterte ich.

»Ja«, sagte Matthew.

»Danke.«

Matthew schniefte. Ich wusste nicht, ob er weinte. »Du würdest das Gleiche für mich tun.«

»Klar.«

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Meine Wange war noch heiß, wo sie mich gekratzt hatte.

Ich schlief unruhig, wachte immer wieder auf und machte mir Sorgen, dass ich mich für den falschen Elternteil entschieden hatte.

Am nächsten Morgen schaute ich im Bad in den Spiegel und sah den Beweis für die Handgreiflichkeiten vom Vortag: vier lange Striemen auf der Wange, wo Mom mich mit den Fingernägeln vom Auge bis zum Kinn gekratzt hatte. Wund und entzündet krochen sie über mein Gesicht wie dicke rote Würmer. Ich sah schrecklich aus, aber ich würde auf keinen Fall die Schule ausfallen lassen. Dort war es sicherer als zu Hause. Wenn jemand fragte, würde ich sagen, dass Matthew und ich gerauft hatten. Ich blieb bei meiner Geschichte, aber ein paar Lehrer zögerten kurz, bevor sie sich entschieden, meine Lüge zu glauben.

Matthew und ich blieben während der nächsten Tage in dem kleinen roten Haus, und Granny telefonierte jeden Abend mit Mom. Ich verstand nie, warum sie auf diese Weise kommunizierten, statt einfach die zwanzig Schritte zu gehen und von Angesicht zu Angesicht miteinander zu sprechen. Ich spürte, dass etwas Ernstes verhandelt wurde und irgendwann Entschuldigungen von Mom und mir verlangt würden. Ich nahm an, dass es Konsequenzen geben würde, aber dem war nicht so.

Stattdessen bestiegen Matthew und ich ein Flugzeug für unseren jährlichen Besuch in Rhode Island. Wir erzählten Dad nichts, weil wir Angst hatten, er würde uns aus Kalifornien wegholen in ein Leben, das wir nicht kannten. Moms Ausbruch wurde zu einem weiteren Thema, das nicht erwähnt werden durfte, und hinter dem dicken Vorhang der Familiengeschichte versteckt wurde.

Während wir weg waren, kaufte Granny einen gebrauchten Wohnwagen, ließ ihn von Grandpa zum Haus abschleppen und in der Nähe des Honigbusses aufstellen. Es war eine weiße Aluminiumschachtel auf zwei Rädern, knapp fünf Meter lang und mit Platz für gerade mal zwei Personen. Er hatte Fenster, die in der Mitte horizontal geteilt waren, der untere Teil konnte nach außen aufgeklappt werden, ein Doppelbett auf einer Seite und eine Essnische auf der anderen mit einer Spüle, einem kleinen Kühlschrank und einem Schrank dazwischen. Er roch leicht modrig, hatte keine Heizung und ergab absolut keinen Sinn, weil unsere Familie nicht campen ging.

Als wir von der Ostküste zurückkehrten, verkündete Granny, dass der Wohnwagen Matthews neues Schlafzimmer sei. Wir seien zu alt, um noch in einem Zimmer zu schlafen, erklärte sie. Mein Bruder und ich nahmen diese

Erklärung für bare Münze, weil sie von Granny stammte, aber mit zwölf und zehn hatte es uns nicht belastet, uns ein Zimmer zu teilen. Ich schämte mich, weil sie implizierte, dass mein Bruder und ich etwas Falsches getan hatten, und ich verstand nicht, warum Älterwerden etwas Schlechtes sein konnte. Statt mit der Dankbarkeit, die sie erwartete, bedachten wir Granny mit ausdruckslosen Blicken, weil wir beide vage einen Verlust empfanden.

Matthew und ich schauten uns in dem Wohnwagen um, testeten die Härte der Matratze und öffneten Schubladen. Er drehte den Wasserhahn auf, aber es kam kein Wasser heraus, weil Grandpa noch keinen Schlauch angeschlossen hatte. Ich war sofort neidisch. Mom hatte mit mir gestritten, warum wurde ich nicht gerettet? Jetzt wäre ich allein im Haus mit ihr. Was, wenn Matthew mich nicht hören konnte, wenn ich das nächste Mal schrie? Mein Bruder bemerkte mein langes Gesicht und versuchte mich aufzuheitern und sagte, dass ich kommen könnte, wann immer ich wollte. Das war tröstlich, irgendwie.

Granny steckte den Kopf herein und gab Matthew die Schlüssel.

»Warte«, rief ich, als sie wieder gehen wollte. »Warum kriegt er den Wohnwagen?«

Sie drehte sich um, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Er ist der Junge«, sagte Granny, als wäre die Sache damit erledigt.

»Aber ich bin älter.«

»Mädchen sollten nicht allein draußen schlafen.«

In dem Schweigen, das folgte, wurde so viel gesagt. Sie musste wissen, dass dieses neue Arrangement mich angreifbar für Mom machte, doch sie schwieg, damit ich mich nur ja nicht unterstand, in unserem Familiengeheimnis herumzustochern.

»Aber was ist mit mir?«

»Du hast jetzt dein eigenes Zimmer.«

»Aber was ist, wenn –«

Granny unterbrach mich. »Du kannst in unserem Gästezimmer schlafen, wenn es sein muss«, sagte sie. »Aber lass es nicht zur Gewohnheit werden.«

Statt Mom zu ermahnen, ein Familientreffen einzuberufen oder professionellen Rat zu suchen, statt irgendetwas zu unternehmen, das Mom geholfen hätte, übertünchte Granny das Problem, indem sie Matthew und mir Panikräume zur Verfügung stellte. Ihre Lösung verstärkte stillschweigend Moms Verhalten, indem sie forderte, dass Matthew und ich uns Moms unkontrollierten Stimmungsschwankungen anpassten. Mom wurde mit ihrem eigenen Leben nicht

fertig, deswegen sprang Granny für sie ein. Mein Bruder und ich waren Überbleibsel aus einem früheren Leben, das Mom aus ihrem Gedächtnis tilgen wollte. Wir waren eine ständige Erinnerung an eine Zukunft, die ihr genommen worden war, unsere schiere Existenz gab ihr das Gefühl, auf unerklärliche Weise versagt zu haben. Grannys Loyalität galt ihrem Kind; sie tat, was immer sie konnte, um unsere Mutter zu beschwichtigen und unangenehme Realitäten von ihr fernzuhalten, auch wenn es bedeutete, die ungewollte Last, die wir waren, aus dem Weg zu räumen.

Ich ging wieder in den Wohnwagen und schloss die Tür. Ich setzte mich in der Essnische Matthew gegenüber. Er wirkte benommen, als hätte er etwas verloren, das er gerade noch in Händen gehalten hatte.

»Du hast so ein Glück«, sagte ich.

»Vermutlich«, sagte er.

»Hast du um ein eigenes Zimmer gebeten?«

»Nein.«

»Willst du hierbleiben?«

Matthew zuckte die Achseln. Er war so verwirrt wie ich und ebenso machtlos, um etwas daran zu ändern. Er deutete auf ein Brett über der Essnische.

»Da kann ich eine Stereoanlage aufstellen«, sagte er.

Ich wollte ihn fragen, woher er eine Stereoanlage bekommen wollte, als es an der Tür klopfte. Matthew machte auf, und Mom schob ihn beiseite und kam herein. Zu dritt war es im Wohnwagen so eng wie in einem Aufzug.

»Schönes Zimmer hast du da«, sagte sie und drehte sich einmal im Kreis. Dann streckte sie die Hand nach mir aus. »Komm her«, sagte sie.

Sie schloss mich in die Arme. Trotz meiner großen Angst vor ihr, entspannte ich mich instinktiv in ihrer Umarmung. Ihre warmen Tränen tropften mir auf die Schulter. »Ich habe nicht schlafen können«, schniefte sie.

Sie ließ mich los, schob mein Kinn zur Seite und betrachtete meine verblassenden Kratzspuren.

»Tut es weh?«

»Jetzt nicht mehr.«

Sie schaute zur offenen Tür hinaus und sprach, ohne mich anzusehen.

»Ich habe dich lieb, das weißt du doch. Aber manchmal bringst du mich einfach auf die Palme.« Ich hörte, wie sie heftig ihre verstopfte Nase rieb. »Ich mag nicht mit dir streiten. Wir streiten nie mehr, okay?«

Die Veränderung ihrer Persönlichkeit war verwirrend, aber ich spielte mit, um Ärger zu vermeiden. »Okay«, sagte ich.

Sie umarmte mich noch einmal und ging. Matthew und ich sahen ihr nach, um sicher zu sein, dass sie wirklich ging. Sie machte ein paar Schritte und drehte sich dann um. Sie lächelte schelmisch.

»He«, rief Mom. »Hast du mich lieb?«

Ich stand in der Tür und nickte.

»Ja?«, sagte sie mit Babystimme. »Wie sehr?«

Das war eins der Spiele, die wir in meiner Kindheit in Rhode Island gespielt hatten. Sie hatte mich mehrmals gefragt, wie sehr ich sie liebte, und ich hatte »So sehr« geantwortet und meine Hände mit jeder Antwort weiter auseinander gehalten, bis ich die Arme ganz zur Seite gestreckt hatte, mein Körper ein T, das meine Liebe verkündete.

Ich hielt meine Hände dreißig Zentimeter auseinander. So sehr.

»Wie *se-ehr*?«, gurrte sie und zog das zweite Wort zu zwei Silben in die Länge.

»So sehr!«, rief ich und streckte die Arme zur Seite. Ich kam mir vor wie eine Schauspielerin, die mich in einem Film spielte.

»Ich dich auch!«, erwiderte Mom und strahlte. Und so beschloss Mom, dass alles wieder beim Alten war. Als ich ihr nachsah, wie sie zu ihrem Haus ging, wusste ich, dass ich mich mit Mom nie wieder wohl fühlen würde. Ihr Haus war nicht mein Zuhause; es war ein gefährlicher Ort, wo ich auf der Hut sein musste und eine Überlebensstrategie brauchte. Von jetzt an würde ich einfach warten, bis ich die Highschool abgeschlossen hatte und flüchten konnte. In der Zwischenzeit würde ich die Tochter spielen und so wenig Zeit wie möglich in ihrem Haus verbringen. Und wenn wir zusammen waren, würde ich lächeln und freundlich sein. Wenn niemand in der Familie mich vor ihr beschützte, müsste ich mich selbst schützen.

»Das war unheimlich«, sagte Matthew.

»Allerdings.«

Bienentanz

1984–1986

Eine Bienenlektion im Fliegenlernen

Der Wohnwagen meines Bruders markierte unseren endgültigen Rückzug von unserer Mutter, den Wendepunkt, von dem an wir willentlich getrennte Wege gingen. Mit vierzehn war meine Hoffnung endgültig erloschen, dass Mom in dem neuen Haus wiederaufleben würde, und ich akzeptierte, dass es lediglich ein unreifer Wunsch gewesen war, der sich mit der gleichen Wahrscheinlichkeit erfüllte wie der Wunsch eines Kindes nach einem Pony. Ihre zunehmenden Stimmungsschwankungen wurden nie erwähnt, aber sie waren der unausgesprochene Anlass für unsere Großeltern, unsere Wohnverhältnisse zu ändern, damit mein Bruder und ich ihr tunlichst aus dem Weg gehen konnten.

Matthew und ich kehrten in das kleine rote Haus zurück, um fernzusehen und unsere Hausaufgaben zu machen, wir aßen mit unseren Großeltern zu Abend, und danach schlich Matthew in seinen Wohnwagen, während ich noch blieb und mit Grandpa Dame oder Cribbage spielte. Ich wartete, bis es dunkel und ich sicher war, dass Mom schon im Bett lag, dann stahl ich mich in mein Zimmer am entgegengesetzten Ende des gemieteten Hauses.

Mom stellte weder Fragen zu unserem Rückzug noch beschwerte sie sich darüber, und wir sahen sie immer seltener, wir mieden uns gegenseitig und waren erleichtert, weil wir nicht mehr versuchten, uns zu einer verkrampften Beziehung zu zwingen.

Als Matthew mit der Mittelschule anfang und ich mit der Highschool, standen wir drei uns physisch und emotional so nahe wie Nachbarn. Es war ein gesichtswahrender Kompromiss, der das Problem unserer Sicherheit löste, wenn auch nicht das grundlegende Problem, dass unsere Mutter uns verlassen hatte. Aber er funktionierte, weil wir Konfrontationen vermieden und die Illusion aufrechterhielten, dass Mom immer noch unsere Mutter war. Dank Grannys kreativer Problemlösungsstrategie und Grandpas wortlosem Einverständnis waren Matthew und ich gezwungen, ein Glaubenssystem anzunehmen, dass uns unserer Mutter beraubte. Es war, als würden wir mit einer Alkoholikerin leben,

und statt die Wahrheit auszusprechen, goss ihre Familie ihr Glas immer wieder voll, damit sie sich nicht gegen uns wandte.

Matthew, der jetzt zwölf war, hatte sich daran gewöhnt, in dem frei stehenden Wohnwagen zu leben. Anfänglich hatte er Angst gehabt, allein zu schlafen. Er hatte fast sein ganzes Leben lang in einem Zimmer mit mir und Mom geschlafen, und eine Woche lang lief er nachts weinend in das kleine rote Haus, bis er es in den Griff bekam. Mit Licht und fließendem Wasser dank eines Schlauchs und eines Verlängerungskabels fühlte sich Matthew besser und verbrachte jetzt die meiste Zeit im Wohnwagen. Im Sommer ließ er Tür und Fenster offen, damit die Luft zirkulierte, und im Winter, wenn es so kalt wurde, dass er seinen eigenen Atem sah, vergrub er sich unter mehreren Heizdecken. Die Wände hatte er mit Postern von der Rockband Rush dekoriert; Granny hatte ihm in einem Elektronikladen eine billige Stereoanlage gekauft, die seine Höhle in eine donnernde, vibrierende Geräuschkapsel verwandelte. Mit ein paar Freunden hatte er eine Schulrockband gegründet und schlug ständig mit seinen Trommelstöcken auf irgendetwas herum, außer Reichweite von Moms Ausbrüchen und versunken in einem Rhythmus, den nur er hören konnte.

Moms Haus betrat er nur, um das Bad zu benutzen und sich morgens vor dem Heizlüfter den Schlafanzug aus- und die Schulkleidung anzuziehen. Ich machte mich ebenfalls rar, kam nur zum Schlafen oder gelegentlich, um Matthew heimlich Makkaroni mit Käse oder Tacos in der Mikrowelle zu machen, wenn Mom nicht zu Hause war. Danach putzten wir und räumten alles wieder auf, um sie nicht zu provozieren.

Wenn wir Mom begegneten, waren wir so gezwungen höflich wie Menschen, die sich aufgrund der finanziellen Umstände eine Wohnung teilen müssen, und beließen es meist bei einem kurzen Hallo. Sie fragte uns nicht nach unserem Leben, und wir erkundigten uns nicht nach ihrem. Mom erwartete nur gelegentlich Updates von uns, und unsere Großeltern kümmerten sich um alles, was wir brauchten. Was Mom betraf, waren wir mit zwölf und vierzehn alt genug, um selbständig zu sein.

Granny füllte die Leere mit Betriebsamkeit, stopfte unseren Stundenplan voll mit Baseball und Pfadfinderunternehmungen, Schwimmunterricht und Kunstkursen, und während diese vielen Aktivitäten uns vor Einsamkeit retteten, drängten sie unsere Gefühle an einen fernen Ort, wo sie uns nicht zugänglich waren, und wir vergaßen, dass wir sie eigentlich haben sollten. Wir lernten, immer weiterzumachen und still zu sein.

Grandpa nahm Matthew und mich so oft wie möglich mit nach Big Sur und ließ uns beide während der Ernte in den Honigbus. Als ich älter wurde, hörte ich einen ernsteren Unterton in seinen Lektionen – einen leisen Anstoß, über die Via Contenta hinauszudenken und uns zu überlegen, was wir wollten, und außer Acht zu lassen, was Mom brauchte. Er sprach in Metaphern und benutzte die Bienen als Beispiel für richtiges Verhalten. Was er gut und bewundernswert im Leben der Bienen fand, übersetzte er in einen Moralkodex für Menschen, und auf seine subtile Weise ermunterte er uns, das Leben anzunehmen, und nicht zurückzuweisen. Er erinnerte uns daran, dass Bienen für ein Ziel leben, das viel größer ist als sie selbst, und alle winzigen Beiträge zusammengenommen kollektive Stärke ergeben. Statt sich wie unsere Mutter von der angsteinflößenden Aufgabe zu leben zurückzuziehen, machen sich die Honigbienen durch ihre Großzügigkeit unerlässlich. Indem sie mehr geben, als sie nehmen, sichern sie ihr Überleben und erreichen, was man einen Zustand der Gnade nennen könnte.

Eines Sommermorgens fuhren Grandpa und ich auf Seitenstraßen zu seinen Stöcken in Big Sur, schwappten durch den Garrapata Creek und rumpelten über eine aufgegebene Holzfällerstraße, weil er den einfachen Weg durch die Eukalyptus- und Redwoodwälder der Palo Colorado Canyon Road satt hatte. Diese Strecke war aufregender, weil es gut möglich war, dass wir mit dem Pickup in einem Graben hängen blieben.

Zweige von Lorbeerbäumen und Gifteichen streiften unsere Fenster, als er mit Vierradantrieb durch das Dickicht brach, und die arme Rita schoss aus ihrem Bett unter seinem Sitz hervor und sprang auf meinen Schoß. Ich schlang die Arme um ihren bebenden Körper und zog sie an mich. Unsere Reifen rutschten über die nassen Stellen auf dem unbefestigten Weg, wo Quellwasser aus den Felsen trat, und wir hüpfen über einen kleinen Erdrutsch und die verstreuten Steine. Wir schafften es, ohne hängen zu bleiben und einen der Trotter-Brüder anrufen zu müssen, damit er uns mit der Winde befreite.

Während Grandpa seine Ausrüstung auslud, liefen Rita und ich zum Fluss, um nach Spuren und Gerüchen zu suchen, die Tiere hinterlassen hatten. Ich hoffte, dass ich Glück hätte und ein Andenken finden würde wie damals, als ich eine Schlangenhaut gefunden hatte.

Als Grandpa so weit war, stieß er einen Pfiff aus, der im Canyon widerhallte. Ich ließ die Waschbärspuren, die ich gerade inspizierte, allein und lief zum Bienenstand. Ich zog mir den Schleier über, und Grandpa gab mir den Smoker.

Ich räucherte den Eingang des ersten Stocks, und die Wächterbienen eilten in den Stock. Grandpa lockerte den Deckel, und ich hörte, wie die Propolis-Versiegelung mit einem klebrigen Knacken aufbrach und den Blick auf die zehn hängenden Honigwabenrahmen in der Zarge freigab.

Die Bienen formierten sich zu Reihen in den Zwischenräumen zwischen den Waben – jeder schmale Spalt war knapp einen Zentimeter breit, so dass die Bienen hindurchpassten, aber keine Wachsbrücken zwischen den Waben bauen konnten. Sie steckten die Köpfe über die oberen Rahmenleisten, um nachzusehen, wer in ihr Haus einbrach. Die nebeneinander aufgereihten schwarzen Köpfe sahen ein bisschen aus wie glänzende kleine Bohnen.

Wir warteten einen Augenblick, bis sich die Bienen an den plötzlichen Verlust ihres Daches gewöhnt hatten. Sie starrten uns misstrauisch an, dann lösten sich ein paar Mutige aus den Reihen und krabbelten auf die obere Rahmenleiste, ließen die Fühler kreisen und eruierten die Lage. Nach ein paar Sekunden entschieden sie, dass die Gefahr vorbei war, übermittelten die Information an die anderen Bienen, und alle setzten sich wieder in Bewegung, nahmen erneut ihre Arbeit auf und ignorierten Grandpa und mich. Grandpa zog die erste Honigwabe heraus, die auf beiden Seiten mit Bienen bedeckt war, und gab sie mir, damit ich sie hielt, während er den nächsten Rahmen herausholte.

Mittlerweile konnte ich einen vollständig mit Bienen bedeckten Rahmen halten und ihre verschiedenen Tätigkeiten unterscheiden, indem ich ihr Verhalten beobachtete. Ich sah Arbeiterinnen, die winzige Stückchen kristallisierten Honig aus den sechseckigen Zellen putzten, und andere, die Nektar in Zellen lagerten, Baubienen, die Risse in der Wabe reparierten. Doch eine Ecke der Wabe zog meine Aufmerksamkeit auf sich, auf der sich eine Biene heftig schüttelte, als würde sie unter Strom stehen. Ihre Flügel schlugen so schnell, dass ich sie nicht mehr sehen konnte, und ihr Körper verschwamm zu einem schwarzen Fleck. Dann hörte sie plötzlich auf, als wollte sie Atem schöpfen, machte ein paar Schritte, und fing wieder an zu vibrieren. Ein paar Bienen hatten sich eingefunden und schauten ihr zu. Ich hielt Grandpa den Rahmen hin und zeigte es ihm.

»Was stimmt nicht mit der Biene?«

»Nichts. Die Biene tanzt.«

Grandpa ging auf die Knie, um besser sehen zu können, und interpretierte den Tanz für mich.

»Es ist eine Feldbiene, und sie hat eine richtig gute Futterquelle gefunden und teilt den anderen mit, wo sie ist«, sagte er.

Die Tänzerin ging in einer geraden Linie und gab ein Geräusch von sich, wie ich es nie zuvor von einer Biene gehört hatte, wie das leise Brummen eines beschleunigenden Rennautos. Sie wackelte mit dem Hinterleib, hörte abrupt auf, wandte sich scharf nach rechts und ging in einer Kurve zurück zu ihrem Ausgangspunkt. Sie hatte den Großbuchstaben *D* geformt. Dann wiederholte sie ihren Tanz. Und noch einmal. Manchmal bog sie nach links ab und ging das *D* rückwärts, aber sie kam immer wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Manche Bienen machten ihr Platz, andere versuchten, ihr zu folgen. Sie schien besessen.

So hatte ich mir eine tanzende Biene nicht vorgestellt. Ich hatte geglaubt, Bienen würden anmutig in der Gruppe tanzen, vielleicht in der Luft auf und ab oder hin und her schweben. Diese Biene raste über die Wabe, offenbar im Griff eines ausgewachsenen Tremors oder einer krampfhaften Panikattacke.

»Was sagt sie?«

Grandpa hatte eine kleine Bibliothek von Büchern über Bienen, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichten, und er hatte das Werk von Karl von Frisch gelesen, einem Professor für Zoologie, der 1923 in Deutschland die Tanzsprache der Bienen als Erster entziffert und 1973 dafür den Nobelpreis bekommen hatte. Grandpa wusste, dass die Tanzschritte vorsätzlich waren und drei Informationen enthielten – die Richtung und die Entfernung der Trachtquelle und die Qualität von Nektar und Pollen. Der Winkel, den die Gerade zur Senkrechten der Wabe bildet, ist wie ein Pfeil, der in die Richtung deutet, in der die Bienen fliegen sollen. Die Dauer des Tanzes informiert über die Flugzeit vom Stock aus und die Begeisterung ihres Auftritts über die Qualität des Futters. Ein leidenschaftlicher Tanz bedeutet eine richtig gute Entdeckung, in diesem Fall vielleicht noch nicht angezapfter Salbei, der gerade zu blühen begann.

Andere Feldbienen fliegen los, um die Informationen der Tänzerin zu verifizieren. Wenn ihnen gefällt, was sie finden, kehren sie in den Stock zurück und geben die gute Nachricht an ihre Kolleginnen weiter, indem sie ebenfalls tanzen.

Während Grandpa mir all das erzählte, hatten sich mehr Bienen zu ihrem Auftritt eingefunden, und bald hatte sich eine kleine Schar versammelt. Als sie ihren Schwänzeltanz endlich beendete, bewegte sich ihr Publikum auf sie zu, um sie zu berühren.

»Während sie tanzt, spüren die anderen Bienen ihre Vibrationen mit den Beinen und wissen, wohin sie fliegen müssen«, sagte Grandpa.

Eine nach der anderen schlangen sich die Bienen in die Luft und flogen nach Westen, tief in den Canyon, um den Schatz zu bergen. Ich hob den Kopf und schaute Grandpa in die Augen. Er grinste. Ich lachte laut, glücklich über diese neue wortlose Sprache, die er mir beibrachte.

Ich gab ihm den Rahmen zurück, und er hängte ihn wieder in die Zarge.

»Kannst du dir denken, welche anderen Bienen noch tanzen?«, fragte er.

Die faulen Drohnen schloss ich sofort aus. Ebenso die Königin, die zu sehr damit beschäftigt war, Eier zu legen, um auch noch zu tanzen. Ammenbienen verlassen den Stock nicht, sie waren unwahrscheinliche Kandidatinnen.

»Gibst du auf?«

Ich nickte.

»Pfadfinderbienen.«

Grandpa hatte erzählt, dass Pfadfinderbienen nach einem Zuhause suchen. Wenn sich ein wachsendes Volk teilen will, sind es die Pfadfinderbienen, die ein neues Heim wählen und den Schwarm hinführen.

»Pfadfinderbienen tanzen, um den Bienen zu sagen, wo sie sich ansiedeln sollen«, sagte er.

Jedes Frühjahr machte Grandpa Überstunden als Schwarmfänger, er wusste also eine Menge über Bienen. Wenn ein Bienenvolk zu groß für seinen Stock wird, teilt es sich auf natürliche Weise, indem ein Teil des Volks mit der Königin davonfliegt, um woanders ein neues Volk zu bilden. Die andere Hälfte bleibt zurück und zieht eine neue Königin heran.

Obwohl ein Bienenschwarm wie ein desorganisiertes Chaos in der Luft aussieht, wird das Schwärmen im Voraus geplant, erklärte Großvater. Die Bienen diskutieren über mögliche Routen und bringen der Königin nichts mehr zu essen, damit sie für den Flug abnimmt. Die Gruppe muss einen warmen Tag abwarten und zuerst viel Honig essen, damit sie in der Kälte draußen nicht stirbt.

Zunächst entfernt sich ein Schwarm nicht weit von seinem Stock; typischerweise lässt er sich in einem nahen Baum oder Busch nieder und bildet dort für ein paar Stunden oder Tage eine Traube, bis die Bienen gemeinsam entscheiden, wo sie dauerhaft ein Nest bauen wollen. Währenddessen schickt der Schwarm Hunderte von Kundschafterinnen auf Wohnungssuche, die mit Optionen zur Gruppe zurückkehren. So wie eine Feldbiene im Stock auf der Wabe tanzt, um für Blüten zu werben, tanzen die Pfadfinderbienen oben auf der Traube, um Adressen von hohlen Baumstämmen, Felsspalten und bisweilen

auch Löchern in den Mauern von Holzhäusern als potentielle Wohnstätte weiterzugeben.

Wie Menschen, die eine Liste freier Häuser abarbeiten, sammeln die Bienen Adressen von mehreren Pfadfinderbienen; weitere Bienen fliegen los, um ihre Vorschläge zu inspizieren. Sie fliegen zu den angegebenen Orten, nehmen Maß, überprüfen die Sicherheit des Eingangs und spüren mögliche Zugluft auf. Sie fällen eine Entscheidung und kehren zur Traube zurück und tanzen mit der Pfadfinderbiene, deren Option sie bevorzugen. Während sich Energie und Aufregung aufbauen, nimmt die Unterstützung für eine Pfadfinderbiene zu, ein Konsens wird erreicht, und der ganze Schwarm fliegt mit der Königin zum Ort dieser spezifischen Pfadfinderbiene.

Je mehr ich über Bienen lernte, umso mehr staunte ich über ihre soziale Intelligenz. Nicht nur verfügen Bienen über eine Sprache, sie sind noch dazu Demokraten. Sie beschaffen Informationen, teilen sie mit, diskutieren Optionen und treffen kollektiv eine Entscheidung für das Wohl aller.

»Du hast recht«, sagte ich.

»Womit?«

»Bienen sind wirklich schlau.«

»Das hast du doch schon gewusst«, sagte Grandpa.

»Ich wusste nicht, dass sie über die Zukunft nachdenken.«

Ein Bienenvolk überlässt nichts dem Zufall; Bienen sehen ein Problem voraus und verändern etwas, bevor es ernst wird und sie untergehen. Wenn ihr Stock zu dicht bevölkert oder unsicher wird, ergreifen sie die Initiative, um woanders hinzuziehen, verlassen ihr Zuhause, in dem es zu sehr zieht oder zu feucht ist, das zu nah am Boden ist, wo Raubtiere es gefährden können, oder zu klein für eine wachsende Familie. Bienen haben genügend Einsicht, um sich ein besseres Leben vorstellen zu können, und dann werden sie aktiv und verwirklichen es. Auch wenn es das Risiko beinhaltet, eine Weile im Freien zu sein, wehrlos, bis sie entscheiden, wo sie sich neu ansiedeln wollen. Bienen sind mutig.

»Was ist mit dir?«, fragte er.

Grandpa holte weiterhin einen Rahmen nach dem anderen aus dem Stock, schaute auf beiden Seiten nach Eiern und Larven, dann hängte er sie wieder zurück.

»Wie, was ist mit mir?«

»Wie siehst du deine Zukunft?«

Das hörte sich wie eine Fangfrage an. »Highschool-Abschluss«, sagte ich. Er war noch drei Jahre entfernt.

Grandpa steckte sein Bienenstockwerkzeug in die Tasche, führte mich ein Stück weg von den Stöcken und löste meinen Schleier. Er zog ihn mir vom Kopf, damit er mir in die Augen schauen konnte. Ich sah, dass ihn etwas Ernstes beschäftigte.

»Das meine ich nicht«, sagte er. »Hast du schon mal darüber nachgedacht, was du eines Tages sein willst?«

Mir wurde mit plötzlicher Panik klar, dass ich bislang keinen Gedanken daran verschwendet hatte. Grandpa ermunterte mich, mir ein Beispiel an den Pfadfinderbienen zu nehmen und anzufangen, für meine Zukunft zu planen. Das Zuhause meiner Großeltern hätte nie mehr sein sollen als eine vorübergehende Notlösung, doch jetzt lebten wir schon fast zehn Jahre bei ihnen. Ich konnte nicht ewig bei ihnen bleiben. Und ich konnte nicht mit Mom leben, nie. Ich hatte keinen Plan, und das war riskant.

Grandpa versuchte, mir klarzumachen, dass ich in die Welt hinausgehen und herausfinden musste, was ich wollte, und dann wie verrückt dafür tanzen.

»Ich werde aufs College gehen?«, sagte ich.

»Jetzt fängst du an zu denken«, sagte er.

Nach diesem Gespräch stürzte ich mich in die Highschool. Jeder Test, jeder Aufsatz, jedes naturwissenschaftliche Experiment war eine Gelegenheit, eine gute Note zu bekommen, und je mehr Einser ich sammelte, umso größer war die Chance, dass ein College mir ein Stipendium anbieten würde. Es war mir weniger wichtig, welches College mich nehmen würde und was ich studieren wollte; ich betrachtete das College vor allem als Fluchtweg aus meiner Lebenssituation. Allein der bedrohliche Gedanke, den Rest meines Lebens in der Via Contenta verbringen zu müssen, ließ mich unerbittlich Hausaufgaben machen.

Ich lernte wie eine Weltmeisterin, lieferte meine Referate früh ab, um bei meinen Lehrern einen guten Eindruck zu hinterlassen. Als ich Granny erzählte, dass Colleges Schüler bevorzugten, die viele Aktivitäten außerhalb des Lehrplans vorweisen konnten, tat sie so, als wäre sie ich, und schrieb einen Brief an den *Carmel Pinecone*, in dem sie anbot, umsonst eine Jugendkolumne zu verfassen. Kein Wunder, dass ich den Job bekam. Alle zwei Wochen tippte ich auf Grannys Schreibmaschine einen Artikel über Ereignisse in der Highschool, und sie redigierte und überprüfte ihn, und dann brachte ich die Seiten persönlich zum Chefredakteur in Carmel. Ein Schulberater meinte, dass Sport auf den

Bewerbungsunterlagen für das College gut aussehen würde, deswegen schloss ich mich je nach Jahreszeit anderen Aktivitäten an: Tauchen, Softball und Hockey. Ich lebte in einem von mir heraufbeschworenen Wirbelwind.

Ich träumte davon, aufs College zu gehen, machte mir jedoch Sorgen wegen der Gebühren, deswegen suchte ich mir einen Job an dem einzigen Ort in Carmel Valley, wo Teenager ein anständiges Trinkgeld bekamen – im Steakhouse. Will's Fargo war ein altes Adobe-Gasthaus, in dem Granny und ihre Mutter anfänglich gewohnt hatten, als sie in den Zwanzigerjahren in Carmel Valley gelandet waren. Es war das Lieblingsrestaurant der Einheimischen und noch im originalen Western-Stil eingerichtet, mit einem dämmrig beleuchteten Saloon mit roten Samtvorhängen, einem Kamin und grinsenden Wildschweinköpfen an den Wänden. Bevor sie sich setzten, bestellten die Gäste an der Fleischtheke und deuteten auf das Stück Fleisch, das sie haben wollten, und der Metzger schnitt das Steak ab, wog es und steckte ein hölzernes Schildchen mit dem Namen des Gastes hinein. Dann schob er das Fleisch durch ein Türchen in der Wand, wo es auf der anderen Seite der Koch am Grill übernahm.

Ich spülte das Geschirr. Ich spritzte die schmutzigen Teller mit einem Schlauch ab, der von der Decke hing, reihte sie in einem Plastikkorb auf, den ich in einen dampfenden Industriegeschirrspüler schob. Es waren acht Stunden wie in einer Sauna; abgesehen davon schleppte ich mehrmals den Abfall zu den Containern hinter dem Haus. Aber ich war begeistert. Ich war ein williger Sisypheos – gleichgültig, wie viele Teller ich wusch, die Kellner in ihren Westernwesten und Fliegen kamen durch die Schwingtür in die Küche und stellten mehr Teller in meine Spüle. Es war anstrengende Arbeit, an meinen Fingern pellte sich die Haut, aber der Gedanke ans College betäubte den Schmerz.

Die Kellner gaben mir einen Teil ihres Trinkgelds und ergänzten meinen Mindestlohn. Es war nicht viel Geld, doch der Job hatte einen Riesenvorteil. Vor jeder Schicht machte der Koch Essen für das Personal, und wir konnten wählen zwischen Steak, Abalone und Huhn, und es gab immer eine Suppe und Salat. Ich fühlte mich erwachsen, weil ich mir einen Job besorgt hatte, bei dem ich etwas zu essen bekam und fürs College sparen konnte. Die Arbeitszeit war ideal. Ich fing um vier Uhr nachmittags an und arbeitete bis Mitternacht – Mom schlief fest, wenn ich nach Hause kam. Ich übernahm so viele Schichten, wie mir angetragen wurden.

Was mich betraf, ich brauchte nichts mehr von meiner Mutter.

Bis ich meine Periode bekam.

Ich war fast fünfzehn, und Menstruation war mir noch nicht erklärt worden. Ich hatte irgendwie jedweden Sexualkundeunterricht versäumt, zu Hause wie in der Schule. Ich hatte bei Freundinnen etwas über Krämpfe und Kopfschmerzen aufgeschnappt, aber niemand hatte mir gesagt, was ich tun sollte, wenn es so weit war. Obwohl ich es nie zugegeben hätte, verstand ich nicht, woher in meinem Körper das Blut kam oder warum. Vage wusste ich, dass ich dann eine Frau war und Babys bekommen konnte, aber das war auch schon alles. Ich brauchte irgendeine Sache für Frauen, aber mir war nicht klar, was es für Produkte gab und welches ich brauchte. Granny schien mir viel zu alt, als dass sie mir damit hätte helfen können.

Ich fand Mom im Wohnzimmer, sie stand mit Candies-Sandalen mit zehn Zentimeter hohen Absätzen – die Gleichen wie sie Olivia Newton-John in *Grease* trug – auf einem Stuhl und besprühte die hängenden Grünstängel. Sie war dabei, sich das Haar zu färben, hatte eine Plastiktüte auf dem Kopf und ein Handtuch mit braunen Flecken über den Schultern. Sie erschrak bei meinem Anblick und hörte auf zu sprühen.

»Was ist los?«

»Ich glaube, ich habe meine Periode.«

»Was soll das heißen, *du glaubst*?«

»Ich bin ziemlich sicher.«

»Blutest du?«

Ich nickte.

»Hm.«

Wir standen da und blickten einander an, ohne uns zu regen.

»Warte«, sagte sie.

Sie stieg vorsichtig vom Stuhl herunter, ging in ihr Zimmer und kehrte einen Augenblick später mit ihrer Geldbörse zurück. Sie kramte darin und gab mir einen zusammengeknüllten Fünf-Dollar-Schein.

»Geh zu Jim, und kauf dir was.«

Sie stieg wieder auf den Stuhl und sprühte weiter.

So sollte es nicht laufen. Sie sollte mit mir zum Laden fahren, mir zeigen, was ich brauchte, und mir dann vertraulich von ihrer ersten Periode erzählen. Ich weiß nicht ... hätten wir jetzt nicht *das Gespräch* führen sollen?

Ich schämte mich zu sehr, um Hygieneartikel bei dem alten Mann Jim zu kaufen, eine feste Einrichtung hinter der einzigen Kasse, der mich seit meiner Kindheit kannte. Er tippte immer alles ganz langsam ein, damit er sich nach

neuen Jobs, Hochzeiten und Geburten erkundigen oder Neuigkeiten über neue Jobs, Hochzeiten und Geburten weitergeben konnte. Jim kannte das Ergebnis aller Little-League-Spiele, wusste, wer von einem College angenommen worden war, wer kürzlich gestorben war, und verteilte Zigarren, wenn in Carmel Valley ein Baby geboren wurde. Er war de facto unser Stadtschreier, und es war mir unermesslich peinlich, Produkte für Frauen bei dem Mann zu kaufen, der mich noch immer Kind nannte und einen Schokoriegel in Grannys Einkaufstasche steckte, wenn sie nicht hinschaute.

Ich sagte zu Mom, dass es zu peinlich wäre. Ich würde schlichtweg *sterben*, wenn Jim sähe, was ich kaufte.

»Das schert keinen«, sagte sie und winkte ab. »Geh einfach.«

Mom senkte die Nadel auf die Platte von den Bee Gees, und ich sah ihr einen Augenblick zu, wie sie zu »Night Fever« summte und ihre Pflanzen besprühte, und wünschte, sie würde es sich anders überlegen. Warum konnte sie mir nicht helfen, nur dieses eine Mal? Der Laden war nur ein paar Blocks entfernt, aber ich hatte Angst, dass ich bis dorthin durch meine Jeans bluten würde.

»Kannst du mich nicht fahren?«

Sie deutete auf die Plastiktüte auf ihrem Kopf und zuckte die Schultern. Sie färbte sich die Haare und konnte nicht aus dem Haus. Ich steckte das Geld in die Tasche und ging in mein Zimmer, wo ich mir ein Sweatshirt um die Hüfte band. Ich öffnete mein Sparschwein und nahm ein paar Scheine von meinem College-Geld heraus. Auf dem Weg hinaus knallte ich die Fliegengittertür so fest hinter mir zu wie möglich.

»Was ist *dein* Problem?«, rief sie mir nach.

Im Laden schaute ich auf den Boden, während ich zu dem Regal mit den Frauensachen schlenderte. Der Puls der Teenager-Peinlichkeit rauschte in meinen Ohren; sollte mich jemand sehen und bemerken, dass mein Körper sexuell gereift war, würde ich in Grund und Boden versinken. Ich war körperlich bereit dafür, eine Frau zu sein, aber nicht mental, und bis ich das auf die Reihe gebracht hatte, ging es niemanden etwas an, nur mich selbst. Ich verfluchte Mom, weil sie zu Hause geblieben war, dann wartete ich, bis sich der Gang geleert hatte, und legte rasch eine Packung Damenbinden in meinen Einkaufskorb. Ich nahm die gleiche Marke, die ich in Moms Bad gesehen hatte, und vergrub sie sofort unter einer Schachtel Cheerios, einem Karton Milch und einem Laib Brot. Ein Kind, das für seine Mutter einkaufte.

Jim schaute von seinem Kreuzworträtsel auf und lächelte, als ich meinen Korb vor ihn stellte. Er tippte langsam alles in die Kasse und fragte mich, was die Bienen machten. Er nahm automatisch eine Schachtel Zigaretten für Mom aus dem Ständer hinter sich und fragte, ob sie welche bräuchte. Matthew und ich holten oft Zigaretten für sie, aber ich war nicht sicher, ob ich genügend Geld dabei hatte, deshalb schüttelte ich den Kopf.

»Okay«, sagte er und legte sie zurück. »Nimm dafür einen Schokoriegel.«

Als ich zurückkam, war Mom in ihrem Zimmer, die Tür war geschlossen. Ich stellte die Einkaufstasche auf den Küchentisch, nahm die anstößigen Binden und lief ins Bad. Ich las die Gebrauchsanweisung auf der Verpackung und übte, mit einer Binde zwischen den Beinen zu gehen. Meine Wandlung zur Frau erfolgte so leise wie ein Seufzer. Ich fühlte mich nicht verändert, als ich mit meinem neuen Frauen-Selbst in mein Zimmer ging. Als ich an der Küche vorbeikam, nahm Mom verwirrt die von mir gekauften Lebensmittel aus der Tasche.

»Hast du das alles gekauft?«

Ich schluckte. Ich hatte vergessen, meine Sondereinkäufe in den Schränken zu verstecken, damit Mom sie nicht sah.

»Ich dachte, wenn ich schon bei Jim bin, kann ich noch ein paar Sachen mitnehmen«, sagte ich.

Ich hatte nie zuvor Lebensmittel gekauft, und Mom starrte mich lange an, bevor sie antwortete.

»Das war aufmerksam«, sagte sie. »Aber vermutlich hast du recht, jetzt, wo du älter wirst, solltest du anfangen für ein paar Lebensmittel zu zahlen.«

Ich war geplättet. Ich hätte wissen sollen, dass ich nicht zu meiner Mutter gehen durfte. Jetzt betrachtete sie mich als erwachsenes Haushaltsmitglied, das die Hälfte der Lebensmittelrechnung zahlen und ihr nicht mit persönlichen Problemen kommen sollte. In einer Situation, in der sie ihre Bedürfnisse zugunsten einer anderen Person zurückstellen sollte, überlastete ihr System, und sie schaltete ab. So sehr ich es auch immer wieder hoffte, ihr unersättliches Bedürfnis, sich selbst zu schützen, würde nie nachlassen.

Ich sagte nichts davon. Ich lächelte und sagte, es sei eine gute Idee, dass ich anfinde, mein eigenes Essen zu kaufen.

Dann ging ich zu meinen Großeltern, wo ich für mein Recht auf eine Existenz nicht zahlen musste.

In meinem dritten Jahr an der Schule meldete sich Granny freiwillig für die Mitarbeit in der Berufsberatung meiner Highschool, damit sie jedes College-

Stipendium in die Hände bekam, das angeboten wurde, und mich darüber informieren konnte, bevor andere Schüler eine Chance hatten, sich dafür zu bewerben.

»Das ist kein Schummeln, das ist schlau«, sagte sie. »Außerdem brauchst du das Geld mehr als die reichen Kinder.«

Mom beteiligte sich nicht an Grannys Anstrengung, mir den College-Besuch zu ermöglichen, und während ich dankbar war, dass mir überhaupt jemand half, schien der Eifer meiner Großmutter manchmal dem Wunsch zu entspringen, mich loszuwerden. Fast jede Woche erinnerte sie mich daran, Einer nach Hause zu bringen, denn wir könnten uns das College nur leisten, wenn ich ein volles Stipendium bekäme. Zu meinem Geburtstag schenkte sie mir einen Koffer. Sie wählte eine Handvoll Colleges in der Bay Area aus, korrigierte die Grammatik meiner Bewerbungsschreiben und rief an, um den Status meiner Bewerbung zu überprüfen.

Unser Postfach füllte sich mit College-Broschüren; die meisten Aufforderungen, mich zu bewerben, kamen vom Mills College, ein privates liberales kulturwissenschaftliches College nur für Frauen in Oakland. Ich hatte nicht vor, mich dort zu bewerben, weil es klang wie etwas aus *Stolz und Vorurteil*, doch Granny verkündete, dass sie uns für eine Besichtigungstour angemeldet hatte.

Wir betraten den Campus durch ein beeindruckendes gusseisernes Tor und über einen von alten Eukalyptusbäumen gesäumten Weg. Wir kamen an gepflegten Rasenflächen und Wohnheimen im Spanish-Colonial-Revival-Stil mit stuckverzierten Mauern, Terracotta-Dächern und Balkonen vorbei. Auf dem Gelände plätscherte ein Bach, sprudelten Springbrunnen, es gab eine enorme Bibliothek, und ich erfuhr, dass Köche drei Mahlzeiten am Tag für die Studentinnen kochten und sogar das Brot selbst backten. Es wirkte mehr wie ein Kurort als ein College.

Doch am meisten beeindruckten mich die Studentinnen. Ich traf eine Geigerin, eine Ruderin, eine Erdhörnchenforscherin, eine Programmiererin und ein Model – alle an einem Tag. Sie studierten so rätselhafte Fächer wie Politische, Juristische und Ökonomische Analyse oder Klangtheorie. Es waren Frauen, die sich nicht selbst leidtaten, und ich wollte bei ihnen sein, um etwas von ihrer Selbstsicherheit aufzusaugen. Als wir wieder aufbrachen, war mir gleichgültig, dass Mills ein College nur für Frauen war. Es war meine erste Wahl. Und ich konnte mich zudem sofort bewerben.

Ein paar Monate nach unserem Besuch kam ein Schüler, der im Büro des Direktors aushalf, in eine Unterrichtsstunde und gab meinem Geometrielehrer einen Zettel. Er hielt an der Tafel inne und schaute mich an.

»Meredith, kannst du bitte herkommen?«

Ich ging zum Pult des Lehrers und entfaltete den rosa Zettel. »Ruf deine Großmutter an«, stand darauf. Ich warf ein Zehn-Cent-Stück in das Telefon neben der Treppe. Granny war außer Atem, als sie nach dem ersten Klingeln abhob.

»Du hast es geschafft!«, keuchte sie.

»Was habe ich geschafft?«

»Mills nimmt dich an. Du bist drin!«

Ich öffnete den Mund, aber kein Ton kam heraus. Meine Knie wurden weich, und ich hielt mich am Metallgehäuse neben dem Telefon fest. Um mich herum verschmolzen und verschwammen die Farben. Ich hörte, wie Granny am anderen Ende der Leitung Luft holte. Die Situation war für uns beide positiv, Granny bekam ihr Leben zurück, und meins konnte endlich beginnen.

»Wir haben's geschafft!«, freute sie sich.

Dann fiel mir das Preisschild ein. Dreizehntausend Dollar im Jahr. Gebühren für ein privates College waren in unserem Haushalt nicht vorgesehen.

»Aber wir können es uns nicht leisten«, sagte ich.

»Mach dir keine Sorgen, du kriegst finanzielle Hilfe. Wir müssen nur dreitausend aufbringen. Dein Großvater und ich übernehmen die Hälfte davon, du und deine Mutter zahlt jeweils zweihundertfünfzig, und du musst deinen Vater anrufen, damit er die letzten Tausend zahlt.«

Granny hatte offensichtlich gründlich darüber nachgedacht. Indem wir Stipendien und Darlehen vom College, dem Staat Kalifornien und der US-Regierung zusammenlegten und zusammenkratzten, was unsere Familie vom Honiggeschäft, Unterrichten und Tellerwaschen übrig hatte, konnte ich aufs College gehen.

Als ich in der Stille des leeren Flurs zurückging, atmete ich zum ersten Mal seit Monaten erleichtert aus, überwältigt von dem Gedanken, dass es jetzt einen Ort gab, an den ich gehen konnte. Die Erleichterung fühlte sich an, als würde ich eine schmutzige Brille abnehmen; das Banale wurde plötzlich schön, und ich entdeckte neue Farben, wo ich sie nie zuvor gesehen hatte: in den Reihen der zerkratzten braunen Garderobenschränke, in der niedergetretenen Fingerhirse, wo wir immer zu Mittag aßen, in den bröckelnden Adobeziegeln im Zement der Schulmauern. Alles war genau so, wie es sein sollte.

Obwohl ich noch nicht von den anderen Colleges, an denen ich mich in Berkeley, San José und Santa Cruz beworben hatte, gehört hatte, wollte ich nicht warten. Mills war das erste College, das ja sagte, deswegen sagte auch ich ja und griff nach der ersten Rettungsleine, die mir zugeworfen wurde. Wie die Bienen musste ich ein Risiko auf mich nehmen, losziehen und mir ein neues Zuhause suchen.

Später am Nachmittag klopfte ich an Matthews Wohnwagentür, laut genug, dass er mich über dem dröhnenden Bass hören konnte.

»Sie haben geläutet?«, sagte er mit tiefer Baritonstimme wie der Butler Lurch aus der *Addams Family*.

»Bitte um Erlaubnis, eintreten zu dürfen, Sir.«

Er machte die Tür ganz auf und trat einen Schritt zurück, damit ich hineingehen konnte. Er schob einen Stapel CDs auf seinem Bett beiseite, und ich setzte mich im Schneidersitz. Die frohe Botschaft brach aus mir heraus wie ein Wasserfall.

Matthew schaltete die Stereoanlage aus und setzte sich neben mich.

»Wow.«

Ich hatte eine etwas erbaulichere Reaktion erwartet.

»Das ist alles? Wow?«

Er stützte die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände. »Das heißt, dass du weggehst.«

Ich war so egozentrisch. Ich war so auf meine Flucht konzentriert gewesen, dass ich nicht bedacht hatte, wie es wäre, zurückgelassen zu werden. Die ganzen Jahre war ich der natürliche Puffer zwischen Mom und Matthew gewesen, hatte ihre Feindseligkeiten auf mich genommen, damit er es nicht tun musste. Jetzt brach ich das unausgesprochene Versprechen, ihn zu beschützen.

Mom hatte ihre Bedürftigkeit immer auf mich projiziert, nicht auf ihn. Vielleicht weil ich das erste Kind war oder weil ich ein Mädchen war oder weil ich meinem Vater so ähnlich sah; ich wusste nicht, warum sie auf mich fixiert war und meinen Bruder weitgehend ignorierte. Sie klammerte sich an mich, als sie nach der Scheidung Trost brauchte und wir in einem Bett schliefen, während Matthew in ein kleines Kinderbett verbannt wurde. In der Bowlingbahn jagte und trieb sie mich in die Enge, nicht Matthew. Und obwohl wir beide Wasser und Elektrizität verbrauchten, wurde ich für uns beide bestraft.

Mit einem miesen Gefühl hatte ich jetzt Angst, dass sich Mom auf ihn stürzen würde, wenn ich nicht mehr da wäre.

»Geh ihr aus dem Weg«, sagte ich. »Dir wird nichts passieren. Sie kommt nicht zum Wohnwagen.«

»Ich weiß«, sagte er.

Er lächelte wieder. »Mann, ich bin wirklich stolz auf dich. Jetzt wirst du vermutlich superschlau und so.« Er öffnete den kleinen Kühlschrank und holte eine Dose mit Traubenlimonade heraus.

»Willst du eine?«

Ich verneinte. Er zog die Dose am Ring auf, trank einen großen Schluck und stellte sie in die Spüle.

»Sie hat einmal versucht, mich zu schlagen«, sagte er.

Schmerz schoss von meinem Bauch in meine Schläfe, und ich zuckte zusammen. »Was?«, flüsterte ich.

Ich hatte nie gesehen, dass sie die Hand gegen Matthew erhob, und angenommen, dass er verschont geblieben war.

»Sie hat ausgeholt, aber ich habe ihre Arme gepackt und sie an die Wand gedrückt. Ich habe ihr ins Gesicht geschaut und gesagt, dass sie mich nie wieder anfassen soll oder sie wird es bereuen. Das hat ihr wahrscheinlich Angst gemacht, weil sie es nie wieder versucht hat.«

Matthew war jetzt größer und stärker als Mom. Sie spürte vermutlich, dass er sie überwältigen würde, und hielt sich zurück.

»Warum war sie wütend auf dich?«, fragte ich.

»Ich kann mich nicht einmal mehr daran erinnern. Du weißt ja, wie sie ist. Es hätte alles sein können. Darum geht es nicht.«

Er nahm seine Trommelstöcke und begann, einen Rhythmus an die Wand zu schlagen.

Ich hatte mir schon tausendmal gewünscht, dass Mom einen einsichtigen Grund hätte, warum sie ihren Zorn an uns ausließ. Ich wünschte nahezu, sie hätte eine Sucht, irgendetwas, das ich verantwortlich für ihr Verhalten machen könnte, um die Möglichkeit auszuschließen, dass es ihre vorsätzliche Entscheidung war. Aber sie trank nicht. Drogen hatte sie nie angerührt. Sie ging abends nicht aus, ließ uns nicht bei Fremden, brachte keine Männer mit nach Hause. Sie war nie in einer Anstalt oder obdachlos. Sie spielte nicht. Sie war keine religiöse Fanatikerin oder ein Workaholic. Keins von den Dingen, die einem Kind die Mutter rauben und es wirklich verkorksen können, traf auf sie zu.

Unsere Mutter war nicht so.

»Warum hast du es mir nicht gesagt?«

Matthew hielt kurz im Trommeln inne.

»Es war keine große Sache.«

Für mich schon. Es war ein Bruch der unausgesprochenen Regeln unserer Familie. Matthew sollte off limits sein, doch ich hatte offensichtlich dabei versagt, ihn zu beschützen. Er hatte mich einmal vor ihr gerettet, und ich hatte das Gleiche nicht für ihn getan. Nicht nur das, ich ließ ihn auch noch allein.

Ich versuchte, uns beide aufzuheitern, und erinnerte ihn daran, dass Oakland nur ein paar Stunden weit weg war und ich im Sommer und über die Feiertage nach Hause kommen würde.

»Und was ist mit dir?«, fragte ich ihn und hörte das Echo von Grandpas Worten in meinen. Ich vermutete, dass unser Großvater mit Matthew ähnliche Gespräche über seine Zukunft führte wie mit mir, wenn sie nach Big Sur fuhren.

»Sobald ich alt genug bin, um Auto zu fahren, bin ich weg«, sagte er und durchschnitt die Luft mit einer imaginären Linie.

»Wohin willst du?«

»Cal Poly wahrscheinlich«, sagte er.

Im Gegensatz zu mir wusste Matthew schon, was er studieren wollte. Musiktechnologie und Visuelle Kommunikation.

»Such eine CD aus«, sagte er und deutete mit einem Trommelstock auf seinen Stapel CDs.

Ich ging sie durch und entschied mich für Dire Straits. »Was, glaubst du, stimmt nicht mit ihr?«, fragte ich ihn.

Der CD-Spieler schob seine Zunge heraus, nahm die Scheibe an und verschluckte sie. Matthew führte den Finger zum Play-Knopf und hielt inne.

»Im Ernst, Meredith? Auf die Frage wirst du nie eine Antwort kriegen.«

Vielleicht hatte er recht. Aber ich musste es noch einmal versuchen, bevor ich wegging.

Obwohl unsere Beziehung endgültig gescheitert war, konnte ich mir nicht vorstellen, nach dieser langen Zeit ohne Antwort von ihr einfach wegzugehen. Ich wollte nicht, dass wir uns für den Rest unseres Lebens fragen mussten, warum wir keine Möglichkeit gefunden hatten, uns zu lieben. Ich musste herausfinden, was meine Familie verbarg.

Verstreuter Zucker

1987

Eine Bienenlektion in Empathie

Als ich eines Nachmittags in die Küche kam, stand Mom vor der Mikrowelle, in der sich ein süßes Stückchen drehte. Sie trug wieder einmal den ganzen Tag ihren Schlafanzug. In ihrem Zimmer lief eine Wiederholung von *I Love Lucy*.

Die Mikrowelle klingelte. Sie griff hinein, schrie vor Schmerz auf, und das dampfende Teil fiel auf den Boden. Sie fluchte lauthals, ging zur Spüle und ließ Wasser über ihre Finger laufen.

»Mom!«

»Sollte es sowieso nicht essen, wenn ich auf Diät bin«, sagte sie.

Ich tat Eiswürfel in ein Geschirrtuch und gab es ihr.

»Danke«, sagte sie und drückte es auf die Fingerspitzen.

»Tut es weh?«

»Es brennt wie Feuer!«

Ich putzte das süße Stückchen vom Boden, machte ein zweites Geschirrtuch nass und wischte das Fett vom Linoleum.

»Du bist ein gutes Kind«, sagte sie.

Sie hatte etwas auf dem Herzen. Der Fernseher wartete, doch sie blieb in der Küche, als wollte sie mir etwas erzählen. Während dieser letzten Wochen, bevor ich ins College umzog, gingen wir uns auf Zehenspitzen aus dem Weg, weil wir nicht wussten, wie wir unsere Beziehung auf höfliche Weise beenden sollten. Uns war beiden klar, dass es bald keinen Grund mehr gab, der uns über oberflächliche Karten zu Weihnachten und Anrufe zum Geburtstag hinaus zusammenhielt.

Mom schenkte sich Kaffee ein, der nach Lebkuchen roch, lehnte sich gegen die Abstellfläche und trank einen Schluck, während sie noch immer zwei Finger in die Höhe hielt. Sie blickte zur Decke, als sie sprach.

»Ich weiß, dass ich nicht die beste Mutter war ...«

War das eine Einleitung? Wollte sich Mom schließlich doch noch aussöhnen? Sie drehte an dem Ring mit dem Amethyst, den Granny ihr geschenkt hatte. Ich

hielt den Atem an und wartete, dass sie weitersprach. Sie löffelte mehr Zucker in ihre Tasse und wandte sich dann wieder mir zu.

»Was ich sagen wollte, also, ich habe mein Bestes getan. Du bist zumindest nicht verhungert.«

Stimmt. Sie hatte mich am Leben erhalten. Das musste ich ihr zugestehen. Aber jetzt, da ich wegging, dachte ich über die vielen Mutter-Tochter-Dinge nach, die wir nie getan hatten, und ich fragte mich, ob es sie auch beschäftigte. Wie wäre es gewesen, eine Reise mit ihr zu machen, sie bei meinen Tauchtreffen unter den Zuschauern zu sehen oder einfach nur im Haus zu sitzen und über nichts Besonderes zu reden?

»Insgesamt würde ich sagen, hattest du es verdammt gut«, sagte sie, und ihre Stimme klang fröhlicher. »Du hättest es auf jeden Fall *viel* schlimmer treffen können.«

Sie übernahm beide Seiten des Gesprächs: was sie loswerden wollte und wie ich reagieren sollte. Meine Aufgabe war, zuzuhören und zuzustimmen, damit sie sich besser fühlte, nachdem sie meine Realität durch ihre ersetzt hatte. Ich sackte zusammen. Das war keine Aussöhnung; Mom forderte gratis Vergebung.

»Du glaubst, dass deine Kindheit schwer war. Meine war absolut grauenhaft.«

Jetzt, da sich eine geheime Kammer in ihr einen winzigen Spaltbreit geöffnet hatte, wurde ich hellhörig. Sie hatte im Lauf der Jahre ihre schreckliche Kindheit oft erwähnt, meine Fragen dazu aber immer abgewiegelt und gesagt, sie wolle nicht über unwichtige Geschichte sprechen. Doch ich hatte nie unseren einzigen Besuch bei ihrem Vater vergessen, wie sie zitternd vor Wut wieder gegangen war, und sie hatte Wochen gebraucht, um sich davon zu erholen. Sie hatte nie erzählt, warum sie sich so über ihren Vater aufgeregt hatte. Vielleicht weil unsere gemeinsame Zeit fast vorbei war, war sie jetzt bereit zu reden. Obwohl ich keinen Kaffee trank, schenkte ich mir eine Tasse ein und setzte mich, um zuzuhören.

»Erzähl es mir«, sagte ich leise. »Was ist passiert?«

Sie blickte aus dem Fenster zu Grannys Haus.

»Mein Vater war grausam zu mir, absolut grausam.«

Sie senkte die Stimme und sprach vertraulich, als schämte sie sich für das, was sie sagen würde. Sie kreuzte die Arme und fasste sich mit den Händen an den Schultern, um sich unbewusst zu schützen.

»Inwiefern grausam?«, fragte ich.

»In jeder Beziehung, die du dir vorstellen kannst.«

Mom setzte sich neben mich, drückte mit zitternden Händen einen Nikotinkaugummi aus der Plastikverpackung und schob ihn sich in den Mund. Offenbar zeitigte die Kampagne meines Bruders Erfolg, der Zeitungsfotos von schwarzen kanzerösen Lungen an den Kühlschränke klebte, damit sie mit dem Rauchen aufhörte. Sie kaute einen Augenblick und verzog wegen des Geschmacks das Gesicht.

»Mom, erzähl es mir. Was ist passiert?«

Sie holte tief Luft, und die Wörter purzelten aus ihr heraus.

»Mein Vater hatte einen langen dünnen Zweig von einem Baum, er nannte ihn seinen ›Peitschenstecken‹, und er legte ihn immer auf den Kaminsims, wo ich ihn sehen konnte.«

Als ihr Vater sie zum ersten Mal schlug, musste sie drei oder vier gewesen sein. Manchmal schlug er sie mit bloßen Händen, aber er bevorzugte die Peitsche.

Ich zuckte zusammen, als ich an einen Reiter mit einer Peitsche dachte. Dann stellte ich mir einen erwachsenen Mann vor, der mit dem gleichen Instrument ein Kindergartenkind züchtigte. Ich sah in Zeitlupe vor mir, wie er die Hand hob, hörte das Pfeifen der Peitsche und den gellenden Schrei des Kindes. Mom musste übertreiben; sie konnte nicht so jung gewesen sein. Ich fragte sie, ob sie sich sicher sei, dass sie sich richtig erinnerte.

»Ich bin sicher«, sagte sie. »Er nahm mich mit nach draußen, damit ich den Zweig aussuchte. Ich erinnere mich, dass ich kleine rote Stiefel anhatte.«

In mir stiegen sinnlose Rachegefühle auf, und mir wurde heiß. Ich konnte nicht ungeschehen machen, was er ihr angetan hatte; ich konnte sie vor dem Rest ihrer Geschichte nicht beschützen.

»Oh, Mom.«

Obwohl was sie erzählte schockierend war, war ich nicht wirklich überrascht. Mir schien, als hätte ich schon längst gewusst, dass Mom misshandelt worden war, aber ich hatte es nicht glauben wollen, weil es zu schrecklich war. Es war einfacher gewesen, es nicht zu wissen. Kleine Dinge waren mir aufgefallen: dass sie es kaum ertrug, mit ihrem Vater in einem Raum zu sein, als wir ihn dieses eine Mal besucht hatten; dass Granny von ihrem Exmann verstört war und ihn nicht beim Namen nennen konnte und ihn als den »guten alten Wie-heißt-er-noch« bezeichnet hatte. Als wir bei diesem anderen Großvater gewesen waren, hatte ich das ungute Gefühl, dass er mich gleich tadeln würde. Ich hatte gewusst, dass etwas Dunkles und Verbotenes um ihn war, das unsere Familie vorsätzlich

tief begraben hatte. Aber es zu ignorieren hieß auch, Mom und die Narben zu ignorieren, die sie davongetragen hatte.

»Wie oft hat er dich geschlagen?«

Mom schnaubte abfällig.

»Alle zwei Wochen? Ich weiß es nicht mehr, jedenfalls so oft, dass ich mich nicht an die Gründe erinnern konnte.«

Mom sprach sachlich, als würde sie die Lebensumstände einer anderen Person beschreiben oder einen Roman, den sie gerade gelesen hatte. Tränen stiegen mir in die Augen bei dem Gedanken, wie ein erwachsener Mann die Unschuld aus einem kleinen Mädchen prügelte. Doch was mir wirklich das Herz brach, war, wie beiläufig sie ihre Geschichte erzählte, als wäre es ein ganz normales Elend, das zu erwähnen sich so viele Jahre nicht gelohnt hatte. Die Zeit hatte ihre Wut so weit gedämpft, dass sie die Gewalt nahezu als ihr Schicksal annahm. Doch wie hätte sie als kleines Mädchen verstehen können, dass sie nichts Schlimmes getan hatte? Wie kann ein Kind die Wut eines Erwachsenen verstehen?

Ich fragte Mom, warum ihr Vater so zornig war.

»Es gab keinen Grund«, sagte sie.

Sie erklärte, dass die Bestrafungen keine Reaktion auf etwas waren, das sie getan hatte; ihr Vater schlug sie, weil er nicht mochte, wer sie war.

»Mein eigener Vater hat mich gehasst«, sagte sie. Er warf ihr vor, dick zu sein, dumm zu sein. Er schlug sie, weil er sie hässlich fand. Weil sie sich zu langsam bewegte.

»Und du hast es geglaubt ...«

»Ich war noch ein Kind«, sagte sie.

»Aber jetzt glaubst du es nicht mehr, oder?«

Mom schaute weg, ohne zu antworten.

Er hatte ihr beigebracht, sich selbst zu hassen, und damit verhindert, dass sie jemals eine andere Person lieben konnte. Natürlich war Mom eine verwirrte Mutter. Sie hatte nie bedingungslose Liebe erlebt. So viele Dinge ergaben jetzt einen Sinn. Moms permanenter Kampf mit ihrem Gewicht, ihre überwältigende Unsicherheit, ihre missgünstigen Bemerkungen, dass ich so rasch Freundschaften schloss, dass ich gern in die Highschool ging. Die Scheidung von meinem Vater musste ihr wie der gläserne Schuh aus dem Märchen vorgekommen sein, der zerschmettert wird. Jetzt verstand ich, warum sie sich aus einem Leben zurückzog, das sie ihrer Ansicht nach auf Schritt und Tritt

betrogen hatte. Sie war zum Opfer erzogen und so oft geschlagen worden, dass sich ein weiterer Versuch nicht lohnte.

Sie erinnerte sich, dass ihr Vater sie mit einem Ledergürtel schlug, weil sie den Tisch nicht schnell genug abräumte. Nach den Schlägen musste sie die letzten Geschirrteile wegtragen, war jedoch so nervös, dass sie eine Zuckerdose aus Porzellan fallen ließ, die zerbrach.

»Dann wurde ich auch noch für den verstreuten Zucker geschlagen.«

Mir stockte der Atem. Mom sprang jetzt von einer Geschichte zur nächsten, als würde sie etwas beim Abendessen erzählen. Sie wollte keine Sympathie oder Vergebung von mir, sie wollte etwas viel Simpleres. Sie wollte, dass ich verstand.

Mit fünf fand sie einen Fluchtweg. Vor dem Haus stand eine Eiche mit langen Ästen, die fast bis zum Boden reichten. Eines Tages betrachtete Mom den Baum und dachte, dass sie mit Anlauf auf einen der Äste springen und von dort weiter hinaufklettern könnte. Während ihr Vater auf der Arbeit war, übte sie, rannte und fiel herunter, rannte und fiel von mehreren Ästen, bis sie es schaffte. Ich stellte mir ein beherztes Mädchen vor, wie Scout in *Wer die Nachtigall stört*, das barfuß in einer Latzhose, mit zerzaustem Haar und am ganzen Körper verkratzt losrennt und schließlich erfolgreich auf den Baum klettert.

»Musstest du dich jemals in den Baum flüchten?«

Mom kicherte.

»Die ganze Zeit. Das erste Mal wurde er so wütend, dass sein Gesicht rot anlief. Ich hab's ihm wirklich gezeigt!«

Jetzt lachte Mom und freute sich über das einzige Mal in ihrer Kindheit, als sie Macht über ihn hatte. Ich lächelte, aber es war ein gezwungenes Lächeln. Die vielen Jahre hatte ich nicht gewusst, dass sie das mit sich herumtragen musste. Hätte ich es gewusst, wäre ich vielleicht geduldiger mit ihr gewesen. Hätte unsere Familie darüber gesprochen, hätten wir Mom vielleicht helfen können. Stattdessen wurde geschwiegen, und die Misshandlungen setzten sich über die Generationen fort. Ihre Geschichte spannte sich wie ein Spinnennetz über uns beide, hielt uns mit ihren Geheimnissen gefangen.

Ich dachte rasch nach. Mom hatte mich geschlagen, ihr Vater hatte sie geschlagen, also musste jemand ihn geschlagen haben. Ich fragte Mom, was sie über die Kindheit ihres Vaters wusste. Nur wenig, erwiderte sie: Seine Mutter hatte ihn verlassen, als er in der Grundschule war, und seine Schwester mitgenommen. Er hatte bei seinem Vater bleiben müssen, der Alkoholiker war und ihn mit den Fäusten schlug.

Mom wurde auch noch geschlagen, als sie in die Mittelschule und in die Highschool ging, erzählte sie, es hörte erst auf, als sich ihre Eltern scheiden ließen, nicht lange bevor sie aufs College kam.

»Der schönste Tag in meinem Leben, als er endlich ging.«

Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu verarbeiten, was sie gerade gesagt hatte. Ihr Vater hatte nicht ein paarmal eine Grenze überschritten. Sie war während ihrer gesamten Kindheit und Jugend traumatisiert worden.

»Wo war Granny all die Jahre?«, fragte ich flüsternd.

Mom runzelte die Stirn.

»Sie wusste, was los war, hat aber nichts gesagt. Ich habe die blauen Flecken versteckt und nicht darüber gesprochen. Einmal habe ich sie gefragt, warum Daddy so wütend auf mich ist, und sie hat gesagt, er sei kein schlechter Mensch, nur müde.«

Ich wusste nicht, was schlimmer war. Die physischen Misshandlungen oder die mentale Tortur, als Granny von ihr verlangte zu glauben, dass alles in Ordnung war, und sie damit in den Wahnsinn trieb.

»Granny hat sich nie für dich eingesetzt?«

»Sie hatte Angst vor ihm. Er hat auch sie geschlagen.«

Ich fragte Mom, wie sie Granny je vergeben könnte.

»Sie ist meine Mutter. Sie ist alles, was ich habe.«

Ihre Antwort war tiefgründig und gleichzeitig zu einfach. Ja, wir haben nur eine Mutter. Aber sind wir gezwungen, ihr zu vergeben? Wo enden die Bedürfnisse einer Mutter und beginnen die ihres Kindes? Ich sagte zu Mom, dass ich nicht wüsste, was ich getan hätte.

Es waren andere Zeiten, erklärte Mom, so etwas wie einen Kinderschutzbund gab es damals nicht. Als ihr Vater sie einmal mit einem Pfannenwender schlug und dabei ihr Daumen aufplatzte, ging Granny mit ihr zum Arzt und erzählte ihm haargenau, was passiert war. Er nickte wissend, machte ein paar Stiche und schickte sie wieder nach Hause.

Auf perverse Weise brachte die Gewalttätigkeit Mom und Granny später im Leben enger zusammen. Sie hatten beide denselben Krieg überlebt, sagte Mom, und vergaben sich gegenseitig, weil sie in der Hitze des Gefechts nicht klar gedacht hatten.

»Granny hat auf ihre Weise versucht, damit klarzukommen«, sagte Mom.

»Jetzt macht sie es jedenfalls wieder gut. Du solltest ihr dankbar sein. Wenn sie nicht wäre, müssten wir auf der Straße leben.«

Ich verstand jetzt, warum Granny Mom aufgenommen und verhätschelt und versucht hatte, ihre Schuld mit dieser zweiten Chance als Mutter wiedergutzumachen. Beide überkompensierten, um ein tiefes Loch in der jeweils anderen zu füllen, als wären sie zwei gebrochene Menschen, die zusammen eine ganze Person ergaben. Jetzt waren sie emotional unzertrennlich. Ich hatte immer geglaubt, dass Mom die Kraft fehlte, ihre Mutter zu verlassen, aber jetzt begriff ich, wie sehr auch Granny ihre Tochter brauchte.

»Ich wünschte trotzdem, dass Granny dich beschützt hätte.«

»Mom war im Haus, aber sie war nicht wirklich *da*«, sagte Mom.

Das Echo meiner eigenen Stimme hallte im Zimmer wider und verhöhnte mich. Ich hatte genau das Gleiche gesagt, zahllose Male. Plötzlich hatten meine Mutter und ich etwas gemeinsam, und ich empfand kurz eine Verbindung zu ihr. Unsere Not war ähnlich und konnte vielleicht der Ausgangspunkt für den Versuch sein, uns gegenseitig zu verstehen.

Ich hoffte, dass die Trennung gut für Mom und mich wäre. Wir könnten uns nicht mehr gegenseitig enttäuschen. Vielleicht könnte sie zu der Person werden, die zu werden Matthew und ich sie ihrer Meinung nach gehindert hatten. Vielleicht hatten wir noch eine Chance.

Wenn es je einen Moment gab, um zuzugeben, dass wir uns wünschten, es wäre besser mit uns gelaufen, dann war es jetzt. Ich sehnte mich danach, ihr zu sagen, dass ich hoffte, wir könnten uns eines Tages lieben. Aber nach den vielen Jahren, die ich mich gegen sie gewappnet hatte, erschienen mir die Worte wie naive Plattitüden. Ich hatte zu große Angst, sie auszusprechen, da sie sich womöglich nicht erfüllen würden.

Stattdessen legte ich den Arm um Moms Schultern und drückte sie.

»Ja.«

»Ja was?«

»Du hast dein Bestes getan.«

Mom schniefte und tupfte sich mit einem Geschirrtuch die Augen ab.

»Mach nicht den gleichen Fehler wie ich. Geh aufs College, und such dir eine Arbeit. Stell sicher, dass du keinen Mann brauchst, bevor du einen heiratest.«

Ich gab ihr mein Wort.

»Oh, bevor ich's vergesse«, sagte sie und stellte ein weiteres süßes Teilchen in die Mikrowelle. »Ich habe ein paar deiner Sachen zusammengepackt, die du nicht mehr brauchst. Du solltest die Kiste durchsehen, ob du davon was nach Mills mitnehmen willst. Was du nicht willst, bringe ich zu Goodwill.«

In der Kiste fand ich meine Highschool-Jacke mit den Abzeichen für Tauchen, Hockey und Softball. Ich strich mit den Fingern über den roten gekämmten Filz mit meinem in Kursivschrift aufgestickten Namen. Meine Highschool-Jahrbücher waren darin und auch mein Lieblingsquilt, meine Baseballhandschuhe und -schuhe. Natürlich würde ich diese Sachen im College nicht mehr brauchen, aber sie hatten sentimentalen Wert, und ich wollte sie nicht Fremden überlassen.

Dann berührten meine Hände auf dem Boden der Kiste ein Buch mit Stoffeinband. Ich zog sie sofort zurück, weil ich mein rosa Babybuch erkannt hatte. Als kleines Mädchen hatte ich immer wieder die Fotos darin betrachtet und versucht, mich an meine verlorene Familie zu erinnern. Als ich in die zweite Klasse kam, hatte ich mir jede Seite eingeprägt.

Ich schauderte. Mom räumte nicht nur meine Sachen aus; sie wollte alle meine Spuren ausradieren. Dieses Buch war nicht etwas, das man wie einen alten Mantel zur Altkleidersammlung brachte. Es war etwas, das die Leute packten, wenn das Haus brannte, das nicht zu ersetzende Protokoll der wertvollen Familiengeschichte. Die Fotos und Kommentare auf diesen Seiten waren der einzige Beweis, dass Mom und ich einen glücklichen Start gehabt hatten. Ich verstand, dass Mom die Vergangenheit vergessen wollte, aber warum konnte sie ihre Kinder nicht von der Scheidung trennen? Es war, als hätte auch sie nur darauf gewartet, dass ich aufs College ging, damit ich sie endlich nicht länger an ihr gescheitertes Leben erinnerte. Ironischerweise warf sie hinaus, was sie hätte retten können. Matthew und ich hätten ihre Rettung sein können, wenn sie es zugelassen hätte.

Ich schlug das Buch auf. Ich sah Mom, wie sie hätte sein können. Mit der Begeisterung einer jungen Mutter hatte sie die Meilensteine meiner ersten vier Jahre dokumentiert. Sie hatte das Datum notiert, als ich zum ersten Mal aus einer Tasse trank, als ich zum ersten Mal lächelte und meinen ersten Schritt machte. Da waren Fotos von meinen ersten vier Geburtstagen und Details meiner ersten Reisen – im Kinderwagen, im Auto nach Boston, in einem Flugzeug unterwegs zu Granny und Grandpa, als ich ein Jahr alt war. Mom hatte geschrieben, dass ich gut im YMCA-Schwimmunterricht war und gern in den Kindergarten ging. Als ich meinen Namen zum ersten Mal in zittrigen Großbuchstaben geschrieben hatte, klebte sie den Zettel ein und schrieb mit vielen Ausrufezeichen dazu, dass ich meiner Altersgruppe weit voraus war. Mom führte eine Liste mit allen neuen Wörtern, die ich sprach, und notierte meinen ersten vollständigen Satz: »Wo ist Mommy?«

Ich blätterte eine Seite um und fand einen Umschlag aus Wachspapier. Darin lag eine seidige Locke meines braunen Babyhaars, so viele Töne heller als das Beinahe-Schwarz, zu dem es wurde. Ich schauderte angesichts des Gedankens, dass Fremde in Goodwill in diesem Buch blätterten, den Umschlag öffneten, mein Haar berührten. Ein Stück meines Körpers, den Mom wegwerfen wollte. Und wer wollte schon das Babybuch einer Fremden kaufen?

Ich ging ins Wohnzimmer, stellte das Buch ins Regal und hoffte, dass sie es dort nicht wiederfinden würde. Es erschien mir verkehrt, die Hüterin meines eigenen Babybuches zu sein, und lächerlich, es ins College mitzunehmen. Meine Mutter sollte es haben wie jede normale Mutter, auch wenn ich sie austricksen musste, damit sie es behielt.

Ich schloss die Kiste mit den Sachen aus der Highschool und trug sie nach draußen. Ich konnte sie in Grannys Haus lagern, wo sie sicher vor Goodwill wären. Eines Tages, wenn ich älter wäre und vielleicht eigene Kinder hätte, würde ich ihnen meine Jahrbücher zeigen oder meine Baseballhandschuhe schenken und ihnen beibringen, wie man wirft. Doch das Babybuch ließ ich bei Mom, vor allem aus Sturheit. Ein Teil von mir bestand darauf, dass sie es behielt, und ein anderer Teil wollte herausfinden, ob sie es behielt.

In der Einfahrt traf ich auf Matthew, der sich über die offene Motorhaube eines braunen VW Scirocco neigte und am Motor herumbastelte. Matthew arbeitete auch in einem Will's-Fargo-Restaurant und hatte genug gespart, um sich ein Auto zu kaufen. Er brachte sich selbst bei, wie man das Öl wechselte und den Motor wartete, und hatte auch schon eine vorläufige Fahrerlaubnis.

Matthew winkte, als ich vorbeikam.

»Was ist in der Kiste?«, fragte er.

Ich stellte sie ab und ging zu ihm, um zu sehen, was er tat.

»Sie wollte mir mein Babybuch geben«, sagte ich.

Matthew knallte die Motorhaube seines Wagens zu.

»Komm mit«, sagte er und deutete mit einem schmierigen Lappen in der Hand zum Wohnwagen.

Dort öffnete er das Schränkchen über der Spüle und kramte darin. Er zog sein hellblaues Babybuch heraus und warf es mir zu.

»Sie hat mir meins gegeben.«

Matthew begann zu lachen, und dann musste ich auch lachen. Wir lachten so sehr, dass uns Tränen übers Gesicht liefen und wir Krämpfe im Bauch hatten. Ich beugte mich vor, um mich zu beruhigen, musste aber noch heftiger lachen. Wir

ließen uns beide auf sein Bett fallen, hielten uns den Bauch und konnten immer noch nicht aufhören. Es war auf magische Weise kathartisch, diesen Insiderwitz mit der einzigen Person auf dem Planeten zu teilen, der ihn wirklich verstand. Wir waren beide entlassen worden, und deswegen konnten wir es beide weniger persönlich nehmen.

Als wir uns endlich beruhigt hatten, schlug ich sein Babybuch auf. Es war genauso groß wie meins, aber nicht einmal zur Hälfte gefüllt. Matthew wurde eineinhalb Jahre vor der Scheidung geboren und musste mit einer bröckelnden Ehe um Aufmerksamkeit konkurrieren. Moms Einträge waren sachlich und verbindlich, es fehlten die Details und Ausrufezeichen von nur zwei Jahren zuvor. Größe. Gewicht. Geburtsdatum. Keine Erwähnung von Matthews ersten Reisen. Während Mom für jedes neue Wort, das ich sprach, eine Seite gefüllt hatte, hatte sie bei Matthew nur eine Handvoll Wörter aufgelistet. Nach seinem zweiten Geburtstag hörten die Einträge ganz auf.

Ich gab ihm das Buch zurück, und er legte es wieder in das Schränkchen.

»Tut mir leid, aber du bist nicht so besonders«, sagte er.

In diesem Augenblick hörten wir das unverwechselbare Rumpeln des Honigbusses, der zum Leben erwachte. Grandpa hatte eine hervorragende Sommerernte, da es geregnet hatte, die Flüsse mehr Wasser führten und die Wildblumen erneut blühten.

»Das Geräusch wird mir fehlen«, sagte ich. Von der Wohnwagenschwelle aus konnte ich in den Bus sehen. Grandpa nahm die Mulltücher von den Fässern mit Honig. Es warteten so viele Zargen zum Ernten, dass er kaum Platz hatte, um sich zu bewegen.

»Wir sollten ihm helfen«, sagte Matthew.

Grandpa stand auf einer Milchkiste und schaute in die Fässer, als wir hineingingen. Er hörte uns wegen des lauten Krachs des Motors nicht kommen und erschrak, als er sich umdrehte und wir auf ihn zukamen. Er hüpfte von der Kiste herunter und schaltete den Motor aus.

»Die Fässer sind voll«, sagte er und leckte sich Honig von den Fingern. »Ihr kommt gerade recht, um mir beim Abfüllen zu helfen. Ich brauche mehr Platz, bevor ich wieder schleudern kann.«

Matthew drückte sich an Grandpa vorbei, setzte sich auf die Milchkiste vor den Fässern und begann, Honig in Gläser abzufüllen. Grandpa setzte sich neben ihn und öffnete den Hahn des zweiten Fasses. Ich stellte mich neben den Karton mit leeren Gläsern, der auf dem Fahrersitz stand, und reichte ihnen leere Gläser,

wenn sie mir ihre vollen gaben. Ich schraubte die Deckel fest darauf und stapelte die Gläser mit Honig auf der Sperrholzablage über dem Trog zum Entdecken. Sonnenlicht fiel durch die Fenster auf den Honig, und überall waren Flecken bernsteinfarbenen Lichts. Ich musste an farbige Kirchenfenster aus Glas denken.

Wir drei bewegten uns, als würden wir ein Ballett aufführen, der Honig wurde von Hand zu Hand gereicht, Matthew und Grandpa waren so geübt, dass sie das volle Glas mit dem leeren tauschen und unter den Hahn halten konnten, ohne dass ein Tropfen Honig auf den Boden fiel.

Das, dachte ich, das werde ich am meisten vermissen. Das Gefühl, genau dort zu sein, wo ich sein sollte.

»Wisst ihr«, sagte Grandpa und brach das Schweigen, »ich war vierzig, als ich eure Großmutter geheiratet habe.«

Er räusperte sich, und wir warteten, dass er weitersprach.

»Deswegen ... habe ich nie gedacht, dass ich noch eigene Kinder kriegen würde.«

Ich blickte auf von den Etiketten, die ich mit einem Schwamm nass machte und auf die vollen Gläser klebte. Grandpa schloss den Hahn und stand auf, breitete die Arme aus und zog uns beide an sich. Er senkte die Stimme zu einem Flüstern.

»Zu meinem Glück seid dann ihr aufgetaucht.«

In mir explodierte ein Gefühl der Freude und sprudelte in jede Pore. Ich hatte doch einen Stock, und er war hier, in Grandpas Honigbus.

»Ich komme jeden Sommer nach Hause und helfe mit dem Honig«, sagte ich.

»Das musst du auch«, sagte Grandpa und reichte mir ein volles Glas.

Matthew schaute von der Arbeit auf.

»Wenn ich meinen Führerschein habe, kann ich dich vielleicht besuchen kommen«, sagte er. »Wir könnten in San Francisco in ein Konzert gehen.«

»Rush?«, schlug ich vor.

»Was ist Rush?«, fragte Grandpa.

Während Matthew Grandpa vom Genie seiner Lieblingsrockband erzählte, tauchte ich einen Finger in ein Glas mit Honig und steckte ihn in den Mund. Ich schmeckte wilden Salbei, Salz aus dem Ozean und eine nussige Nuance wie warmer Toast, die mit der winzigsten Spur Süße wie Kokosnuss endete. Ich spürte den Honig nicht nur auf meiner Zunge, sondern auch emotional ... in meinem Gedächtnis und in meinem Herzen, so vertraut wie der Klang meiner eigenen Stimme.

Ich könnte mein Leben weiterhin durch das definieren, was mir fehlte, so wie meine Mutter. Oder ich könnte dankbar sein, dass ich auf tiefgründige Weise gerettet worden war. Grandpa und seine Bienen hatten mich durch eine führungslose Kindheit geleitet, mich beschützt und mich gelehrt, ein guter Mensch zu sein. Er hatte mir gezeigt, dass Bienen loyal und mutig sind, dass sie kooperieren und kämpfen, all die Dinge, die ich brauchen würde, wenn ich allein durchs Leben gehen müsste. Grandpa hatte mir auf leise Weise beigebracht, dass Familie eine natürliche Ressource überall um mich herum war.

Grandpa sah, dass ich mich an seinem Honig bediente.

»Wie viel davon passt in deinen Koffer?«, fragte er.

»Alles«, sagte ich im Spaß.

Obwohl ich Grandpa verließ, würde ich seine Bienen immer um mich summen hören, wie ein unsichtbares Kraftfeld, das mich sanft auf den richtigen Weg führte.

Sie würden mich beschützen, wie sie es immer getan hatten. Grandpas Bienenlektionen würden nie enden.

Epilog

2015

Eine Bienenlektion über Hinterlassenschaft

Es gibt einen alten Bienenhaltermythos, der besagt, dass die Bienen trauern, wenn der Bienenhalter stirbt. Den Bienen muss erzählt werden, dass ihr Betreuer nicht mehr ist, sonst werden sie niedergeschlagen und verlieren den Willen, Honig zu machen. Sie spüren eine Störung in der Ordnung der Dinge, die sie zur Verzweiflung und zum Aufgeben treiben kann. Die nächsten Verwandten müssen den Stock in ein dunkles Tuch hüllen und ihnen die Botschaft vorsingen und um die Erlaubnis bitten, ihr neuer Halter zu werden.

2015 bat mich Grandpa eines Nachmittags, mich um seine Bienen zu kümmern. Einen Monat später starb er.

Er musste gespürt haben, dass es dem Ende entgegenging. Wir saßen auf der Veranda hinter dem Haus und sahen seinem letzten verbliebenen Bienenvolk zu, wie es aus einem Haufen sonnengebleichter kaputter Zargen, die er in eine Ecke des Garten geworfen hatte, heraus- und wieder hineinflog. Er war neunundachtzig und hatte nicht mehr die Kraft, Bienen zu halten, doch Schwärme fanden immer wieder den Weg in seine ausrangierte Ausrüstung. Er inspizierte die Bienen nicht mehr, aber jeden Nachmittag setzte er sich in seinen Liegestuhl und sah zu, wie die Feldbienen im schwächer werdenden Licht zurückkehrten.

Er hatte Parkinson, und seine Hand zitterte, als er die Flugmuster deutete. Die Bienen kamen aus dem Süden zurück, vom blühenden Efeu, der die Veranda des Nachbarhauses hinaufgewachsen war. Es waren lebhaft Bienen, sagte er, wahrscheinlich russischer Abstammung und wacker genug, um den Winter ohne Hilfe zu überstehen.

»Wirst du dich für mich um sie kümmern?«, fragte er.

»Natürlich«, sagte ich und drückte seine Hand, um das Zittern zu beruhigen.

Ich musste eine Veränderung in Grandpa gespürt haben, denn während der letzten Jahre hatte ich mich bemüht, ihn öfter zu besuchen. Ich war jetzt fünfundvierzig und hatte vor kurzem ein paar eigene Stöcke in San Francisco aufgestellt. Endlich, nach viel zu langer Zeit, fand ich den Weg zurück zu meinem Großvater.

Nach dem Abschluss des Colleges hatte ich meine ganze Energie darauf verwendet, mir eine Karriere im Journalismus aufzubauen, und war so besessen davon gewesen, Geschichten aufzuspüren und die Zeitung zu wechseln, dass ich nur selten zu Grandpa und den Bienen nach Hause gefahren war. Ich hatte für sechs verschiedene Zeitungen in der Bay Area gearbeitet, bis ich es endlich zum *San Francisco Chronicle* geschafft hatte. Ich liebte die Symphonie der klingelnden Telefone in der Nachrichtenredaktion, das blitzschnelle Bearbeiten einer neuen Meldung, und ich hatte eine Reisetasche mit Kleidung, einer Zahnbürste und Landkarten in meinem Kofferraum, um sofort aufbrechen und weit weg eine Geschichte recherchieren zu können. Ich war unbeirrbar in meinem Streben nach einem Leben, dass nie stillstand und immer von Abgabeterminen bestimmt war.

Doch meine Prioritäten wandelten sich, als Grandpa abbaute. Ich hörte auf, um den Globus zu hetzen, und saß an den Wochenenden bei ihm und beobachtete die Bienen. Jedes Mal, wenn ich kam, schenkte er mir ein Stück seiner Bienenhalterausrüstung. Ich erbe seine Schleier, seine zerfledderte Ausgabe von *ABC and XYZ of Bee Culture* von 1917, die Vorrichtung aus Redwoodholz, die er gebastelt hatte, um Drähte in Wabenrahmen zu spannen.

2011 hatte er das meiste weggegeben und erklärte, dass er widerwillig aufhörte, Bienen zu halten. Es brach ihm das Herz, die Bienen nach siebzig Jahren aufzugeben, und auch die Bienen müssen den Verlust gespürt haben.

Doch es gab eine Möglichkeit, Grandpa weiterhin am Leben der Bienen teilhaben zu lassen. Im selben Jahre stellten ein Redakteur und ich zwei Bienenstöcke auf dem Dach des *San Francisco Chronicle* auf und überzeugten unsere Chefs, dass es eine einzigartige Weise wäre, über das epidemische Sterben der Honigbienen zu berichten, während wir selbst versuchten, Bienen in der Stadt zu halten.

Als die neuen Bienen ankamen, spürte ich, wie die Vibrationen ihrer Flügel von meinen Händen zu meinem Herzen wanderten, und ich musste weinen. Seit vierundzwanzig Jahren hatte ich keine Bienen mehr in den Händen gehalten, und ihr Geruch, ihre Geräusche, ihr Verhalten waren mir nur allzu vertraut – so *persönlich* –, dass ich überwältigt wurde von einem vergessenen Gefühl der Geborgenheit. Meine Kollegen hielten mich wahrscheinlich für verrückt, weil ich wegen Insekten weinte, aber wie hätte ich erklären sollen, was zwischen diesen winzigen Geschöpfen und mir alles passiert war?

Als ich mit dem Bienenhalten anfang, merkte ich, dass meine Kenntnisse aus der Kindheit nicht ausreichten, und ich musste Grandpa bitten, mir die feineren Aspekte der Ernährung und der Schädlingsbekämpfung zu erklären, vor allem aber, wie man verhinderte, dass die Bienen schwärmten, weil unser Gebäude an einer der verkehrsreichsten Kreuzungen der Stadt mit Bushaltestellen, Parkhäusern, Bars und Restaurants stand. Ich hörte eine neue Lebhaftigkeit in Grandpas Stimme, als er mir Ratschläge gab, wo ich die Stöcke auf dem Dach aufstellen sollte, oder wie ich Puderzucker über die Bienen streuen sollte um den Befall mit parasitären Milben zu bekämpfen. Wir waren wieder ein Team, und unter seiner Anleitung wurde ich in vier Jahren von einer sich durchwurstelnden Bienenhalterin zu einer halbwegs guten.

Der Tag, an dem er mich 2015 bat, mich um seine Bienen zu kümmern, war einer der letzten, an dem ich mit ihm sprach. Bald darauf stürzte er und brach sich die Hüfte. Die Chirurgen sagten, der Bruch wäre inoperabel, und fünf Tage später starb Grandpa.

Ich hielt mein Versprechen, mich seiner Bienen anzunehmen. Das hieß, dass ich sein letztes Volk holen und mit zu mir nach Hause nehmen musste.

Um keine Bienen zu verlieren, müssen sie im Dunkeln transportiert werden, wenn sie sich im Stock zusammendrängen, um sich warm zu halten. Ich ging zu Grandpas letztem Stock, bevor es morgens anfang zu dämmern. Ich hatte kein Leinentuch und nahm ein dunkelblaues Hundehandtuch aus dem Wagen und legte es über den Stock. Dann versuchte ich, mir ein Lied einfallen zu lassen. Ich hätte früher daran denken sollen, weil Murphys Gesetz des Singens besagt, dass einem kein Text einfällt, wenn man sich daran erinnern will. Also kniete ich mich neben den Stock, legte die Hand auf das Handtuch und machte mich bereit, es den Bienen direkt mitzuteilen.

Zu meiner Linken befand sich eine leere Stelle, wo früher der Honigbus gestanden hatte. Ein Verwandter hatte ihn verschrotten lassen, und der Garten sah ohne den Bus verlassen aus. Den leeren Platz zu sehen tat mir im Herzen weh, und ich schaute schnell wieder weg. Ich räusperte mich ein paarmal, sammelte Mut, um den Bienen die traurige Nachricht zu übermitteln.

»Er ist gestorben.«

Ich wartete, ich bin nicht sicher, worauf, ein Geräusch oder ein Zeichen der Bienen, dass sie verstanden hatten. Ich blieb auf den Knien, horchte auf die frühmorgendliche Stille und wartete. Irgendwo in der Nachbarschaft wurde ein

Wagen angelassen. Das Laub der Walnussbäume raschelte in der Brise. Das Leben ging weiter – wie immer.

Ich nahm das Handtuch vom Stock. Keine Biene flog heraus. Vielleicht waren gar keine Bienen darin; vielleicht war der Stock ausgestorben, oder sie waren an einen besseren Ort geschwärmt. Vielleicht waren die Bienen, die Grandpa und ich nachmittags beobachtet hatten, nur Räuberinnen gewesen, die Honig- oder Wachsreste gestohlen und für ihren eigenen Stock benutzt hatten. Vielleicht hatte ich an ein leeres Haus geklopft.

Ich stemmte den Deckel auf und leuchtete mit einer Taschenlampe hinein. Ich sah vier marode Rahmen, die Waben schwarz vor Alter und befallen von Wachsmotten, die weiße Netze gesponnen hatten. Ameisen liefen Amok, und eine Maus hatte zumindest zeitweilig darin gelebt, den pfotengroßen Kratzspuren auf den Waben und den zurückgelassenen Exkrementen nach zu urteilen.

Aber es gab auch Leben, gerade noch. Es waren ungefähr tausend Bienen, ein Fünftel der Größe eines Starterpakets Bienen, wie sie auf dem Postweg verschickt werden. Die armen Bienen hatten versucht, sich an das kleine Stück kaputter Wabe zu klammern. Sie waren bedauernswert und deutlich gestresst und zischten gegen meinen Schleier mit rasender Kamikazewut, wie ich sie noch nie bei einem Volk erlebt hatte.

Ich beugte mich weiter vor. Bienen prasselten gegen meinen Schleier wie Regen.

»Alles gut, schschsch. Ich tu euch nichts.«

Ich hob vorsichtig den Rahmen heraus, und das Volk kreischte. Ich bin sicher, dass sie panische Angst hatten, weil nie zuvor jemand in ihr Zuhause eingedrungen war. In den sechseckigen Zellen sah ich ein Wunder: weiße Eier. Sie hatten eine Königin. Mit etwas Fürsorge und Nahrung könnte dieses Volk wiedererstarken. Ich nahm einen zweiten zerfallenen Rahmen heraus und drehte ihn vorsichtig um, um beide Seiten genau zu betrachten, bis ich sie sah – eine komplett schwarze Königin. Sie war die erstaunlichste Matriarchin, die ich je gesehen hatte. Ihrem Hinterleib fehlten die üblichen Streifen, jedes Segment war tiefschwarz, auf ihrem Thorax befand sich eine einzige vertikale Linie, und er war umgeben von einem Heiligenschein gelben Flaums.

Ich hängte die drei alten kaputten Rahmen mit Bienen in eine neue Zarge, die ich mitgebracht hatte, und zwar in die Mitte zwischen frische Wachswaben, damit das Volk einen sauberen Platz hatte, um Honig zu lagern, und die Königin mehr Eier legen konnte. Ich sicherte den Deckel mit einem Gurt, klebte mit Isolierband

Fliegengitter über den Eingang, damit die Bienen während der Fahrt nicht herausfliegen konnten.

Grandpas letzter Wille, den ich auf ein vergilbtes Blatt Papier getippt in seiner Sockenschublade gefunden hatte, verfügte, dass seine Asche im Meer verstreut werden sollte. Ich fuhr von Grandpas Haus zur Grimes Ranch in Big Sur, wo ich Matthew traf und Grandpas Cousine Singy das Gatter zur Weide öffnete, die auf den Pazifik hinausging. Die aufgehende Sonne beleuchtete die felsige Küste wie eine Bühne, während mein Bruder und ich uns still einen Weg zwischen den weidenden Herefords hindurch bahnten, ihr tiefrotes Fell und ihre weißen Köpfe bewunderten und darauf achteten, dem Bullen nicht in die Augen zu schauen. Wir gingen zur Klippe, wo Möwen mit ausgebreiteten Flügeln auf der Stelle schwebten, getragen vom Wind. Ich stellte den hölzernen Werkzeugkasten mit dem Griff aus Leder ab, den Grandpa gezimmert hatte. Darin befand sich eine Plastiktüte mit seiner Asche aus dem Krematorium.

Wir standen am Rand einer sechs Meter hohen Klippe, wo ein kleiner Zufluss des Palo Colorado Creek ins Meer stürzte. Die Wellen brandeten an die Küste, brachen gegen die Landspitzen und rauschten durch die Schlüssellöcher in den Felsen, die der Ozean herausgewaschen hatte. Das Meer sprudelte wie Mineralwasser, das in der Flasche geschüttelt worden war, so heftig, dass sogar die Robben genug hatten und sich auf den paar Felsen zusammendrängten, die noch aus dem Wasser herausragten, und darauf warteten, dass sich seine Laune besserte.

Ich öffnete den Werkzeugkasten und die Plastiktüte und füllte zwei seiner Honiggläser mit seiner pulvrigen Asche. Matthew seufzte laut, und ich schlang die Arme um ihn und klammerte mich so heftig an ihn, dass ich die unterschiedlichen Rhythmen unserer Herzen spüren konnte. Jetzt gab es nur noch uns beide; wir waren eine Familie mit zwei Mitgliedern. Er sollte zuinnerst wissen, dass ich ihn nie verlassen würde. Der Wind zerrte an unseren Hemden, und das Meer heulte, als ich es ihm ins Ohr flüsterte.

»Ich liebe dich so sehr.«

Er schniefte, sagte aber nichts. Ich lockerte meine Umarmung, damit ich ihm in die Augen blicken konnte, aber er schaute zu Boden. Ich versuchte es noch einmal.

»Das weißt du doch, oder?«

Matthew sah mich kurz an und dann wieder nach unten. Er nickte, damit ich wusste, dass er mich gehört hatte, aber auch um meinen peinlichen Ausbruch zu beenden. Nicht sein Ding.

»Okay, auf drei?«, sagte er.

Wir schütteten gleichzeitig die Asche aus unseren Gläsern, und der Wind trug Grandpa als Staubkometen hinaus aufs Meer. Die Partikel hingen den Bruchteil einer Sekunde in der Luft, dann verschwanden sie in der Gischt.

Plötzlich fiel mir ein Gespräch ein, das ich als Kind mit Grandpa im Honigbus geführt hatte. Ich hatte ihn gefragt, ob er glaubte, dass die Leute in den Himmel kommen, wenn sie sterben.

»Das ist absoluter Quatsch. Du kommst in die Erde und wirst zu Erde«, sagte er. Es war ein kleiner Schock gewesen zu erfahren, dass mich die meisten Erwachsenen angelogen hatten, dass es keine weichen Wolken oder Engel mit Harfen gab. Als ich jetzt die Schönheit seiner letzten Ruhestätte betrachtete, dankte ich ihm wortlos, dass er immer ehrlich zu mir gewesen war und mir den Respekt vor aufrichtigen Antworten beigebracht hatte.

Grandpa war zu seinen Vorfahren zurückgekehrt. Er war jetzt Teil dieser zerklüfteten Berge und des unbändigen Ozeans. Er war die Weide, auf der wir standen, und die Wildblumen darauf, die Pfeilspitzen, die darunter vergraben waren, und jede Biene, die darüberflog. Er war der Geruch nach wildem Mexikanischen Salbei, den der Wind heranwehte, und die Schreie des Otterbabys, das auf den Wellen hüpfte und nach seiner Mutter rief, wann immer sie auf der Suche nach Futter untertauchte. Grandpa war überall, und deswegen war er in gewisser Weise auch noch da.

Matthew und ich warteten, bis die Ottermutter wieder auftauchte, um sicher zu sein, dass sie ihr Junges nicht verlassen hatte, und gingen dann schweigend zurück zu meinem Wagen.

Ich glaube, Grandpa ist zu seinen eigenen Bedingungen gestorben, ähnlich wie eine kranke Honigbiene ihren Stock verlässt, um allein zu sterben und die Gesundheit ihres Volks nicht zu gefährden. Ich glaube, er wollte keine Last für seine Familie werden, deswegen entschied er sich in einem letzten Opfer für die Menschen, die er liebte, zu gehen. Grannys Schmerz wurde von ihrer Demenz gemildert; sie konnte sich meistens nicht daran erinnern, dass ihr Mann tot war.

Zehn Monate später starb sie im Schlaf.

Nach Grannys Tod verschlechterte sich Moms Gesundheit. Innerhalb eines Jahres musste sie in ein Pflegeheim, wo sich Schwestern um ihren Altersdiabetes

und ihre chronischen Atemprobleme kümmerten. Jedes Mal, wenn Matthew und ich sie besuchten, wirkte sie kleiner, als würde sie schrumpfen. Als die Ärzte im Herbst 2017 den Ausdruck »im Sterben liegen« benutzten, akzeptierte Mom das Unvermeidliche still; dreiundsiebzig Jahre Leben waren sowieso nicht gut zu ihr gewesen, meinte sie.

Bis ganz zum Ende wusste ich nicht, was sie wirklich dachte, ob sie Angst hatte, ob sie etwas bedauerte, ob sie mich liebte oder hasste.

Als sie mich zum letzten Mal anrief, war sie auf exquisite Weise sie selbst.

»Ich werde bald sterben«, sagte sie als Erstes, »und wir hatten nie ein gutes Verhältnis. Ich möchte wissen, was du mir sagen kannst, damit ich mich diesbezüglich besser fühle.«

Ich glaube, sie drückte auf ihre Weise das Bedürfnis aus, etwas in Ordnung zu bringen. Es sollte nur jemand anderes für sie tun.

»Es ist alles in Ordnung, Mom«, sagte ich. »Du musst dir keine Sorgen mehr machen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja, Mom. Ruh dich aus.«

Ich glaube, ich meinte es ernst. Es fiel mir schwer, die gemischten Gefühle zu sortieren, die ich empfand, weil ich den Menschen verlor, den ich gern mein ganzes Leben lang geliebt hätte. Was für eine Art Trauer ist das? Doch ich wollte unbedingt vermeiden, meine gebrochene Mutter noch weiter zu brechen.

»Ich vermisse Granny«, sagte sie.

»Ich weiß, Mom. Ich weiß.«

Zum letzten Mal sah ich Mom zwei Wochen vor ihrem Tod. Sie war in einen Morphiumdämmer getaucht, und Matthew und ich standen neben ihrem Bett, unsicher, ob sie überhaupt wusste, dass wir da waren. Dann schlug sie plötzlich die Augen auf und fasste nach meiner Hand mit der Kraft von Falkenklauen.

»Ich bin froh, dass ihr da seid«, murmelte sie, bevor sie wieder wegdriftete und losließ.

Auch ich war froh. Ich war froh, dass sie starb in dem Wissen, dass ihre Kinder am Schluss zu ihr gekommen waren. Dass sie ein bisschen Liebe in ihrem Leben gespürt hatte, auch wenn sie so schwach war, dass man sie manchmal nicht bemerkte. Letztlich sind wir alle soziale Insekten, die gemeinsam aufblühen oder allein leiden.

Als Grandpa mich gebeten hatte, mich um seine Bienen zu kümmern, meinte er damit nicht nur sein letztes Volk; er nahm mir das Versprechen ab, mich um

alle Bienen zu kümmern, um die Natur, um alle Geschöpfe. Kurz gesagt, bat er mich, alles mit den Augen einer Bienenhalterin zu sehen, mit allem sanft umzugehen, auch mit den Dingen, die stechen können.

Ich brachte Grandpas Stock in einen Gemeinschaftsgarten in einem Bilderbuchviertel von San Francisco mit pastellfarbenen viktorianischen Häusern, Straßen, die nach Bundesstaaten benannt waren, und mit einem Geruch nach Hefe von der nahen Anchor-Steam-Brauerei.

Es war ein idealer Ort für Honigbienen: eine terrassierte städtische Farm am Ende einer Wohnstraße. Hinter einem verschlossenen Tor befanden sich zwei Dutzend individuelle Parzellen und ein erhöhter Bienenstand, damit die Gärtner die über ihren Köpfen fliegenden Bienen kaum bemerkten. Die Sonne schien voll auf die Stöcke, die Mauer daneben verströmte Hitze und schützte vor Wind. Die Bienen mussten nur aus den Stöcken und auf ihren privaten Markt fliegen, auf dem Gemüse, Zitrusbäume, Lavendelsträucher und der Hopfen eines Bierbrauers wuchsen. Ich glaube, Grandpa wäre einverstanden gewesen.

Heute denke ich an ihn, wann immer ich einen Stock öffne, wann immer ich Honig ernte, wann immer ich eine weitere apokalyptische Geschichte über das Verschwinden der Honigbienen höre. Ich halte das Versprechen, das ich ihm gegeben habe, und ich zahle eine Schuld zurück, indem ich die winzigen Geschöpfe beschütze, die mich beschützten, als ich es am nötigsten hatte.

Eines Morgens statteten Vorschulkinder aus der nahen zweisprachigen Schule meinem Bienenstand einen Besuch ab. Die Kinder trugen neongelbe Sicherheitswesten und hielten sich an den Händen, als sie in zwei Sprachen über *abejas* und Bienen schnatternd ankamen. Sie scharten sich im Schatten eines Apfelbaums um mich, und als ihre Lehrer sie beruhigt hatten, ging ich in die Hocke, um ihnen eine Geschichte zu erzählen.

»Als ich nicht viel größer war als ihr, hatte ich zu Hause ganz viele Bienen«, sagte ich. »Bienen sind etwas sehr Besonderes. Wer kann mir sagen, warum?«

»Weil sie Honig machen!«, rief ein Junge in einem Sponge-Bob-Shirt.

»Das stimmt. Was machen Bienen noch?«

Schweigen. Die Kinder schauten einander an, auf der Suche nach einer Antwort.

»Sie fliegen?«, sagte ein Mädchen mit Zöpfen und zahllosen Haarspangen.

»Sie stechen!«, kreischte ein anderes Mädchen und griff nach der Hand des Lehrers.

Ich fürchtete, ihre Aufmerksamkeit zu verlieren. Ich stand auf, um ihnen den Imkeranzug zu zeigen, den ich trug, und zog mir den Schleier über den Kopf.

»Ich habe einen besonderen Anzug an und bin sicher. Aber Bienen sind sanftmütig. Sie tun euch nichts, wenn ihr ihnen nichts tut. Ihr braucht keine Angst zu haben.«

Ich schlug den Schleier wieder zurück und deutete auf ein erhöhtes Beet im Garten. »Was wächst da?«

»Erdbeeren! Sonnenblumen! Gurken!«

»Meint ihr, dass die Bienen die gemacht haben?«

Ich fuhr mit der Fingerspitze über eine Erdbeerblüte und zeigte ihnen das gelbe Pulver. »Was ist das für ein gelber Puder?«

»Honig?«, fragte ein Junge.

»Das ist Pollen«, sagte ich. »Blütenstaub. Die Bienen nehmen ihn mit den Beinen auf und vermischen ihn mit dem Staub anderer Blumen.«

»In ihren Pollentaschen!«, rief das kleine Haarspangenmädchen. Sie hatten im Unterricht über Bienen gesprochen. Ich war beeindruckt.

»Genau!«, sagte ich. »Und wenn die Bienen den Pollen überall vermischen, werden die Blüten zu Essen. Zum Beispiel zu einer Erdbeere oder zu einer Gurke oder zu Sonnenblumenkernen. Esst ihr diese Sachen gern?«

Eine Salve von *Jas* wurde in die Luft abgefeuert. Jetzt waren sie bereit für meinen wichtigsten Punkt.

»Der Grund, warum Bienen also etwas wirklich ganz Besonderes sind ... ist, dass sie unser Essen machen!«

»Wo ist die Königin?«, fragte ein Mädchen, verschränkte die Arme und stieß die Hüfte zur Seite. »Ich möchte die Königin sehen.«

Ich hatte nicht die Absicht, einen Stock zu öffnen und zu riskieren, dass ein Kind gestochen wurde. Oder dass meine Königin von neugierigen kleinen Menschen zerquetscht wurde. Es war der richtige Zeitpunkt, um sie mit einem Honigwabenrahmen abzulenken und sie die Finger hineinstecken und probieren zu lassen.

Die Kinder stießen die Finger in das Wachs, ließen Honig in ihren Mund tropfen und kicherten, weil sie ungestraft etwas kaputtmachen und eine Sauerei veranstalten durften. Ich spürte, wie jemand an meinem Anzug zupfte, und sah einen Jungen in Bermudashorts und neonblauen Tennisschuhen, der auf und ab hüpfte, als müsste er dringend auf die Toilette. Er grinste wie verrückt, als wollte er mir unbedingt etwas sagen, aber ich wusste nicht was.

Ich ging in die Hocke, um auf Augenhöhe mit ihm zu sein. Er musste mir wirklich etwas sagen. Das arme Kind sah aus, als würde es gleich platzen.

»Mein Großvater hat Bienen!«, rief er und hüpfte auf und ab, als hätte er gerade einen Welpen bekommen.

In diesem Augenblick hörte San Francisco auf zu existieren, und es gab nur noch den Jungen und mich, allein in unserem privaten Universum. Wir blickten uns in die Augen und erkannten die gemeinsame Begeisterung.

Die Augen des kleinen Jungen glänzten, und ich sah die Unschuld, die Grandpa vor so vielen Jahren bei mir gesehen haben musste. Ich wollte, dass dieser Junge erfuhr, dass die Welt groß war, so groß, dass es unzählige Orte gab, wo man Liebe finden konnte.

Ich kniete mich hin, so wie Grandpa es getan hatte, wenn er mir etwas Wichtiges hatte sagen wollen. Dann legte ich dem Jungen die Hände auf die Schultern und flüsterte, dass nur er es hören konnte.

»Du bist der glücklichste Junge auf der *ganzen weiten Welt!*«

Anmerkung der Autorin

Ich hatte Glück, dass ich zu einer Zeit aufwuchs, als Bienen noch gesünder waren und ich zu den Bienenstöcken gehen konnte mit der Gewissheit, Leben darin zu finden.

Doch seit den Tagen des Honigbusses hat sich die Welt weitgehend gegen die Bienen gewandt. Grandpas Vorhersage eines weitverbreiteten Niedergangs der Bienen aus den siebziger Jahren hat sich bewahrheitet, und die Nachrichten sind voller apokalyptischer Geschichten über Nahrungsknappheit auf einem hungrigen Planeten ohne Bienen. Ich wünschte, sie wären übertrieben, doch da über ein Drittel der globalen Nahrungsproduktion ganz oder teilweise von der Bestäubung durch Bienen abhängig ist, sind sie schwer zu ignorieren.

Honigbienen blühten fünfzig Millionen Jahre. Ihr Niedergang begann kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, als Farmer synthetischen Dünger verwendeten, um den Boden mit Stickstoff anzureichern, statt blühenden Klee und Alfalfa als Zwischenfrucht zu pflanzen. Die Zahl der Bienenvölker ging in den Vereinigten Staaten seit damals bis heute von viereinhalb Millionen auf unter drei Millionen zurück.

Doch 2006 meldeten kommerzielle Bienenhalter in den USA zum ersten Mal, dass etwas ganz und gar nicht stimmte, als sie nach dem Winter ihre Stöcke öffneten und damit rechneten, das Übliche vorzufinden – dass die meisten Völker überlebt hatten und ungefähr fünfzehn Prozent Kälte oder Hunger anheimgefallen waren und tot am Boden lagen. Aber stattdessen mussten sie einen Massenexodus konstatieren, zwischen dreißig und neunzig Prozent ihrer scheinbar robusten Völker waren verschwunden. Bienenhalter hatten so etwas nie zuvor gesehen – gesunde Stöcke an einem Tag, Geisterstädte am nächsten. Über Nacht verließen Arbeiterinnen Stöcke, die bis oben hin mit Honig und neuen Generationen in den Brutzellen gefüllt waren. Zurückblieben konfuse vernachlässigte Königinnen und eine Handvoll hungriger, lethargischer Neugeborener, die noch nicht gelernt hatten, zu fliegen und sich selbst zu ernähren.

Gelder strömten in Labore, in denen Entomologen verzweifelt herauszufinden versuchten, was passierte. Dringlichkeitssitzungen wurden einberufen, als immer

mehr Bienenhalter die gleiche niederschmetternde Geschichte finanziellen Ruins erzählten. Bienenhalter in Europa, deren Stöcke ebenfalls zusammengebrochen waren, stimmten mit ein. In China waren die Verluste an Bienen so groß, dass in manchen Gegenden Bauern Leute einstellten, die Nutzpflanzen mit der Hand bestäubten und Pollen mit kleinen Pinseln von Blüte zu Blüte übertrugen.

Die unerklärliche Katastrophe erhielt einen klinisch klingenden Namen, der einen bekannten Grund impliziert, den man bislang jedoch nicht kennt – Colony Collapse Disorder, Bienensterben.

Wissenschaftler, Bienenhalter und Aktivisten bieten zur Erklärung eine ganze Bandbreite von Theorien an, sie geben Pestiziden und Fungiziden, dem Transport von Bienenvölkern durchs ganze Land, der parasitären Varroamilbe (*varroa destructor*), dem Klimawandel, dem Verlust an Habitat, den Monokulturen und verschiedenen Krankheitserregern die Schuld. Es gibt vielversprechende Forschungsergebnisse, wie man das Immunsystem der Honigbiene stärken kann, damit sie diesen Bedrohungen widersteht, doch besteht immer noch kein Konsens darüber, was den Zusammenbruch ganzer Völker verursacht.

In Europa wurden aggressiv Neonikotinoide ins Visier genommen, eine in den 1990er Jahren entwickelte spezifische Familie von Insektiziden, mit denen in den USA vor allem Mais- und Sojabohnensamen vor der Ausbringung behandelt werden. Diese synthetischen Gifte weisen eine ähnliche chemische Struktur auf wie Nikotin, werden von der wachsenden Pflanze absorbiert und greifen das Nervensystem kleiner Insekten an. Viele Forscher kamen zu der Schlussfolgerung, dass sie die Fähigkeit der Bienen, nach Hause zurückzufinden, beeinträchtigen. Die Europäische Union hat mit einem auf zwei Jahre begrenzten Verbot von Neonikotinoiden für blühende Feldfrüchte, die für Bienen attraktiv sind, experimentiert, und eine Handvoll Bundesstaaten in den USA verkaufen keine Produkte mehr, die Neonikotinoide enthalten.

Ergebnisse dieser Forschungen werden noch diskutiert, einige setzen sich für ein dauerhaftes Verbot ein, andere argumentieren, dass die Ergebnisse nicht eindeutig und die Schlussfolgerungen nicht durchdacht sind, und dass ein Verbot die Bauern dazu zwingt, auf nicht blühende Feldfrüchte oder ältere, giftigere Insektizide zurückzugreifen, was noch schlimmer für die Bienen wäre.

Die Bienen kämpfen noch immer. Seit dem Schock von 2006 hat sich die Überlebensrate der Völker zwar wieder leicht verbessert, doch die Bienenhalter melden dem Landwirtschaftsministerium nach wie vor, dass sie jedes Jahr fast

ein Drittel ihrer Stöcke verlieren, ein Verlust, den auch eine sich so schnell vermehrende Spezies auf Dauer nicht ausgleichen kann.

Heute gehen Meldungen von Zusammenbrüchen von Völkern auf unerklärliche Weise wieder zurück. Stattdessen berichten immer mehr Bienenhalter, dass nicht eine mysteriöse Krankheit ihre Bienen umbringt, sondern die parasitäre Varroamilbe, ein dunkelrotes Geschöpf, nicht größer als ein Stecknadelkopf, die erwachsene Bienen und Larven befällt und ihre Körperflüssigkeit aussaugt. Sie überträgt Viren an die Bienen, die verheerende Auswirkungen auf ihre Fähigkeit, zu gehen und zu fliegen, haben, ihr Immunsystem schwächen und zu Missbildungen wie faltigen nutzlosen Flügeln führen.

Seit dem ersten Auftauchen von *varroa destructor* in den USA 1987 haben die Milben Resistenzen gegen organische und chemische Methoden zu ihrer Bekämpfung entwickelt. Sie können ein Volk in wenigen Tagen übernehmen, vermehren sich exponentiell jedes Mal, wenn eine weibliche Milbe in eine Brutzelle gelangt und Eier in die Larven legt. Die jungen Milben schlüpfen genau dann, wenn die kranke Biene die Zelle verlässt, die Folge ist eine Populationsexplosion.

Es gibt keine einfache Antwort, warum Bienen sterben, doch feststeht, dass das moderne Leben die Honigbienen zunehmend stresst. Einige in der Bienenhaltergemeinschaft haben die Epidemie deswegen in Multiple Stressorstörung umbenannt.

Ich glaube, Grandpa hatte recht, als er das menschengemachte Bienensterben voraussagte. Wir sind es, die die Wildblumenwiesen zubetoniert haben. Wir sind es, die die Bienen aus ihrem Habitat geholt und gezwungen haben, sich auf Schwerlastern durchs Land transportieren zu lassen. Wir haben kleine vielgestaltige Bauernhöfe durch Monokulturen ersetzt und dann Chemikalien auf den Pflanzen und Bäumen versprüht, die die Bienen bestäuben müssen. Die Bienen haben keine Schuld an der Überbevölkerung, der industriellen Landwirtschaft oder den immer länger währenden Dürren, die ihre Blumen verbrennen lassen. Wir haben die Bienen bis zu dem Punkt geschwächt, an dem sie sich nicht mehr selbst gegen die Varroamilbe und andere neue Krankheiten wie die Nosemose und das Langsame Bienenlähmungsvirus wehren können.

Es ist ein Tod durch tausend Schnitte für die Bienen. Aber was sollen wir tun? Die Menschen müssen essen, Pflanzen müssen bestäubt werden. Vögel, Schmetterlinge, Fledermäuse, Falter und Ameisen bestäuben auch, können

jedoch unmöglich so viele Millionen Hektar abdecken wie die Honigbienen. Bauern brauchen Bienen, doch das Paradox ist, dass wir sie vielleicht zu sehr brauchen. Wir pressen ihnen den Lebenssaft aus, damit wir selbst zu essen haben und unsere landwirtschaftlichen Betriebe profitabel sind.

Aber wir könnten auch unseren Einfallsreichtum nutzen, um den Bienen dabei zu helfen, gemäß ihrer Natur zu leben. Zum Glück für uns sind Bienen unglaublich widerstandsfähig und vermehren sich rasch, wenn sie gesund sind. Überall auf der Welt arbeiten Entomologen daran, gesunde milbenresistente Arten zu züchten. Andere experimentieren mit Tee aus Pilzen, um die Immunität der Bienen zu steigern. Laienforscher sammeln Daten und verfolgen Bienenpopulationen. Gärtner bilden Landschaften zurück mit bestäuberfreundlichen einheimischen Pflanzen. Bauern schwenken auf biologische Landwirtschaft um und fordern nicht-toxische Pestizide.

Es herrscht zunehmend der Konsens, dass wir alle unseren kleinen Teil beitragen müssen, ob wir nun Blumensamen neben Straßen streuen, einen eigenen Stock für den Garten anschaffen oder die Monokulturwüsten mit blühenden Blumenrändern auflockern.

Es ist das Prinzip eines Bienenstocks – jeder von uns übernimmt einen kleinen Teil, und die Teile fügen sich zu einem größeren Ganzen zusammen.

Grandpa schulde ich zumindest das – es zu versuchen.

Und ich schulde es den Bienen.

Solange Honigbienen stark bleiben, können sie ihr uraltes Wissen an die nächste Generation weitergeben, und Kinder können lernen, dass die Natur spezielle Wege kennt, sie zu beschützen, auch wenn sie von Verzweiflung überwältigt werden.

Meine Persönlichkeit wurde geformt von den Lektionen fürs Leben, die ich von Bienen gelernt habe. Jedes Kind sollte diese Gelegenheit zum Wachsen haben.

Dank

Heather Karpas von ICM Partners bin ich ewig dankbar, weil sie dem *Honigbus* als Erste grünes Licht gegeben hat. Ihr außergewöhnliches Talent, ihre Wärme und ihr unerschütterlicher Glaube an diese Geschichte haben mich bei der Stange gehalten, auch wenn der Weg lang und gewunden schien.

Cheflektorin Erika Imranyi und das gesamte Team bei Park Row Books haben so viel für mich und dieses Buch getan. Es war eine traumhafte Zusammenarbeit, ein Abenteuer, das sich nie wie Arbeit angefühlt hat. Danke, Erika, für dein einfühlsames Gespür – es ist die heimliche Zutat auf jeder Seite.

Applaus für Helen Manders von der Curtis Brown Group in Großbritannien und Maria Campbell und ihr Team bei Maria B. Campbell Associates, frühe Vorkämpferinnen, deren Unterstützung dafür gesorgt hat, dass das Buch auf der ganzen Welt übersetzt wird. Sie haben Grandpa nichts weniger als Unsterblichkeit verschafft.

Eine zweifache Umarmung für meine Mentoren David Lewis, der die erste Fassung gelesen hat, und Ken Connor, der mich durch die letzte geleitet hat. Beide Herren waren meine Redakteure beim *San Francisco Chronicle*, und ich bin dankbar und geehrt, dass sie mich weiterhin durch Texte und durchs Leben begleiten. Dank auch an die Freunde, die Teile dieses Memoir gelesen und mir unschätzbare Feedback gegeben haben: Earl Swift, Shobha Rao, Sarah Pollock, Meredith White, Julian Guthrie, Lysley Tenorio, Joshua Mohr, Tom Molanphy, Mag Donaldson, Tee Minot, Lesley Guth, Maria Willett, Maria Finn und Maile Smith.

Dank schulde ich meinen kreativen Nonfiction-Professoren am Goucher College, an dem dieses Buch als Abschlussarbeit für meinen Master of Fine Arts begann: den Autoren Tom French, Diana Hume George, Leslie Rubinkowkis, Laura Wexler und Patsy Sims. Eine dankbare Verneigung geht an die American Association of University Women, die mir ein Stipendium zusprachen, damit ich den Graduiertenstudiengang am Goucher College machen konnte. Dieses Memoir wurde zudem unterstützt von einem Hedgebrook-Aufenthalt auf Whidbey Island, wo man mir in einem radikalen Akt von Gastfreundschaft eine Hütte im Wald zur Verfügung stellte, damit ich an diesem Manuskript arbeiten konnte.

Dieses Buch gibt es nur dank der Bienenhalter, die mir ihre Stöcke, Herzen und Heime öffneten: Noah Wilson Rich in Boston; Aaron Yu, Mary Ellen Kirkpatrick, Aerial Gilbert und Deb Wendell in San Francisco; und in Big Sur: Peter und Ben Eichorn, Diana und Greg Vita; und mein Nepenthe-Clan: Meredith, Kirk und Will Gafill.

Liebe und Dank an meine Familie für ihre Geduld, ihr Verständnis und ihre Großzügigkeit. Ohne die Unterstützung meines Bruders Matt hätte ich nicht die Kraft aufgebracht, dieses Buch zu schreiben; er beschützte mich, als wir klein waren, und auch später zahllose Male. Danke, dass du mein Vertrauter bist, dass du mich zum Lachen bringst und am Ende alles in Ordnung gebracht hast.

Dank an meinen Vater David, der geduldig meine Fragen beantwortet hat, auch wenn es schmerzhaft war, vor allem aber danke, dass du dein Versprechen von 1975 gehalten hast. Du bist mein Dad und wirst es immer sein.

Nie endender Dank an den Honig in meinem Leben, Jenn. Der Platz neben mir im Bus ist auf ewig für dich reserviert.

Lesevorschläge

- Sue Hubbell, *A Book of Bees*, 1988.
- A. I. Root, *The ABC of Bee Culture*, 2018.
- William Longgood, *The Queen Must Die*, 1985.
- Grace Pundyk, *The Honey Trail: In Pursuit of Liquid Gold and Vanishing Bees*, 2008.
- Stephen Buchmann, Banning Repplier, *Letters from the Hive: An Intimate History of Bees, Honey, and Humankind*, 2005.
- Thomas Seeley, *Bienendemokratie: Wie Bienen kollektiv entscheiden und was wir davon lernen können*, 2014.
- Maurice Maeterlinck, *Das Leben der Bienen*, 1901
- L. L. Langstroth, *Langstroth's Hive and Honey-Bee*, 1853.
- Noah Wilson-Rich, *Die Biene: Geschichte, Biologie, Arten*, 2015.
- Hannah Nordhaus, *The Beekeeper's Lament*, 2011.
- Sara George, *The Beekeeper's Pupil*, 2002.
- François Huber, *New Observations on the Natural History of Bees*, 1806.
- Gretchen LeBuhn, *Field Guide to the Common Bees of California*, 2013.
- C. C. Miller, *Fifty Years Among the Bees*, 1915.
- Rose-Lynn Fisher, *Bee*, 2010.
- Maja Lunde, *Die Geschichte der Bienen*, 2017.
- Laline Paull, *Die Bienen*, 2014.
- Gene Stratton-Porter, *The Keeper of Bees*, 1925.
- Pjotr Socha, Wojciech Grajkowski, *Bienen*, 2016.
- Jeff Norman, Big Sur Historical Society, *Big Sur: Images of America*, 2004.
- Soaring Starkey, *The Post Ranch: Looking Back at a Community of Family, Friends and Neighbours*, 2004.
- Romney Steele, *My Nepenthe: Bohemian Tales of Food, Family and Big Sur*, 2009.
- Heidi Hopkins, *These Are My Flowers: Raising a Family on the Big Sur Coast. The Letters of Nancy Hopkins*, 2007.
- Pat Addleman, Judith Goodman, Mary Harrington, *Recipes for Living in Big Sur*, 1981.

Ronald Bostwick, *A Short History of Big Sur*, 1970.

Gary S. Breschini, *The Esselen Indians of Big Sur County: The Land and the People*, 2004.

Über Meredith May

Meredith May ist Imkerin in fünfter Generation. In ihrem Memoir »Honigbus« erzählt sie von den Lebenslektionen, die sie von den Bienen ihres Großvaters in Big Sur lernte und die für sie die Rettung aus einer schwierigen Kindheit bedeuteten.

May ist eine preisgekrönte Journalistin und Autorin. Sie schreibt für den »San Francisco Chronicle« und gewann den PEN USA Literary Award for Journalism und wurde für den Pulitzer Preis nominiert. Sie lebt in der San Francisco Bay Area und hält dort den letzten Bienenstock ihres inzwischen verstorbenen Großvaters. »Der Honigbus« wird in elf Sprachen übersetzt.

Anette Grube, geboren 1954, lebt in Berlin. Sie ist die Übersetzerin von Arundhati Roy, Vikram Seth, Chimamanda Ngozi Adichie, Mordecai Richler, Kate Atkinson, Monica Ali, Manil Suri, Richard Yates u.a.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Ein rostiger alter Bus im Garten des Großvaters und seine Bienen werden für Meredith ihr einziger Halt. Denn sie ist erst fünf, als sie von ihren Eltern nach deren Trennung vollkommen sich selbst überlassen wird.

Der Großvater nimmt sie mit in die faszinierende Welt der Bienen – und rettet ihr so das Leben. Die Bienen werden Meredith zur Ersatzfamilie: Wenn sie sich verlassen fühlt, zeigen sie ihr, wie man zusammenhält und füreinander sorgt. Wenn sie über ihre depressive Mutter verzweifelt, bewundert sie die Bienen dafür, ihre Königin einfach austauschen zu können. Die Bienen lehren Meredith, anderen zu vertrauen, mutig zu sein und ihren eigenen Weg zu gehen. »Der Honigbus« ist eine starke Geschichte über das Leben und die Weisheiten der Natur.

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Honeybus. A Memoir of Loss, Courage and a Girl Saved by Bees«
im Verlag Harper Collins / Park Row Books, New York
© 2019 Meredith May

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom
Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-490883-0

Klimaneutraler Verlag

Aus Verantwortung für die Umwelt haben sich der S. Fischer Verlag sowie der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Wie hat Ihnen das Buch ›Der Honigbus‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von **LOVELYBOOKS**
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.